
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00633115 1


UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO






C
H
V



Ivo Andrić

Das Fräulein

Roman

Carl Hanser
Verlag

3

Aus dem Serbokroatischen übersetzt von Edmund Schneeweis
Titel der Originalausgabe: Gospodjica

Gesetzt aus der Trump-Mediäval
Satz und Druck: Frühmorgen & Holzmann, München
Printed in Germany

Wenn du arbeitest, so tu es in Gottes Namen! Doch wenn dein Herz mit totem Wachs versiegelt ist, dann lastet ein Fluch auf dir.

Janko Veselinović

Verflucht ist und bleibt das Geld, das man nicht zum allgemeinen Nutzen des Volkes verwendet.

Sima Milutinović-Sarajlija



An einem der letzten Februartage des Jahres 1935 brachten alle Belgrader Zeitungen die Nachricht, daß man in der Stigstraße Nr. 16a die Hausbesitzerin tot aufgefunden habe. Sie hieß Rajka Radaković, stammte aus Sarajevo und lebte schon fünfzehn Jahre ganz zurückgezogen in diesem Hause; sie führte das Leben einer einsamen alten Jungfer und galt als geiziger Sonderling. Ihren Tod entdeckte der Briefträger jener Straße. Nachdem er zwei Tage vergeblich geläutet hatte, ging er um das Haus, schaute vom Hof ins Fenster, sah im Vorzimmer die alte Jungfer tot auf dem Rücken liegen und meldete die Beobachtung sofort der Polizei.

Nach den damals herrschenden Sitten nahm die Kriminalchronik in der Tagespresse einen großen Raum ein. Alle Tageszeitungen schlachteten Morde, Unglücksfälle und blutige Ereignisse aus, um die Phantasie der Menge zu entzünden, ihre Neugierde zu kitzeln, sie durch Schilderung aller Einzelheiten zu befriedigen und so den Umsatz des Blattes zu steigern. Auch die Nachricht vom Tod der vereinsamten Alten brachten die Zeitungen an sichtbarer Stelle mit den erregenden Untertiteln: »Liegt ein Verbrechen vor?«, »Untersuchung im

Gange. Unser Berichterstatter am Tatort.« Aber diesmal war es den Zeitungen nicht beschieden, lange Berichte mit gruseligen Einzelheiten und Lichtbildern zu bringen. Die Kommission, die sich sofort in die Stigstraße begeben hatte, stellte rasch und einwandfrei fest, daß es sich um kein Verbrechen handelte, sondern daß die alte Jungfer eines natürlichen Todes — an einem Herzschlag — gestorben war, daß sich alles im Hause unbeschädigt und an Ort und Stelle befand und nichts auf einen Einbruch, einen Diebstahl oder irgendeine Gewalttat hindeutete.

Als die Nachricht vom Tode der alten Jungfer veröffentlicht wurde, kam der bekannte alte Kaufmann Djordje Hadži-Vasić mit seiner Frau in die Stigstraße. Das waren die einzigen Verwandten, welche die Verstorbene in Belgrad hatte. Sie besorgten die Bestattung und übernahmen als ihre nächsten Verwandten das Haus mit seinem Inventar bis zur Klärung der Erbschaftsfrage.

Die Zeitungen haben nie mehr den Namen Rajka Radaković erwähnt. Weder ihr einstiges Leben noch ihr Tod boten etwas, was die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und die Phantasie der Leserschaft erregt hätte. Die folgenden Seiten jedoch werden Ihnen von ihrem wirklichen Schicksal erzählen.

I

Der Himmel über Belgrad ist weit und hoch, recht veränderlich, doch immer schön, auch während der winterlichen Klarheit mit ihrer kalten Pracht; auch während der sommerlichen Gewitter, wenn er sich in eine einzige düstere Wolke verwandelt, die, gejagt von einem tollen Sturmwind, Regen bringt, vermischt mit dem Staub der Pannonischen Ebene; auch im Frühling, wenn er zugleich mit der Erde zu blühen scheint; auch im Herbst, wenn er schwer ist von den Schwärmen der herbstlichen Sterne. Immer schön und reich, dieser wunderbaren Stadt ein Ersatz für alles, was sie nicht besitzt, und ein Trost für alles, was nicht sein dürfte. Aber die größte Pracht dieses Belgrader Himmels sind die Sonnenuntergänge. Im Herbst und im Sommer sind sie ausgedehnt und strahlend wie eine Fata Morgana in der Wüste, im Winter hingegen abgeschwächt durch finstere Wolken und gelblichrote Nebel. Zu jeder Jahreszeit gibt es sehr häufig Tage, an denen sich das Feuer dieser Sonne, die in der Ebene zwischen den Flüssen, unterhalb Belgrads, versinkt, auf der hohen Himmelskuppel widerspiegelt, sich bricht und als roter Schein über die weit hingestreckte Stadt ergießt. Dann färbt die

Sonnenröte für einen Augenblick auch die entlegensten Winkel Belgrads und spiegelt sich selbst in den Fenstern jener Häuser, die sie sonst nur schwach bescheint.

Dieses Licht beschien im Jahre 1935, am Abend eines dieser Februartage, auch die Vorderseite eines kleinen, verwahrlosten Hauses in der Stigstraße. Bei der raschen Entwicklung der Straße stießen hier die Hausnummern zusammen, und die amtliche Zählung geriet durcheinander, so daß zwei Nummern 16 entstanden und eine davon zu 16a werden mußte. Eben diese Nummer trägt jenes niedrige gelbe Haus, eingezwängt und verloren zwischen zwei modernen hohen Gebäuden der neueren Zeit. Das eingeschossige, unansehnliche Haus stammt noch aus der Zeit vor den Balkankriegen, als man von der Gegend sagte, sie liege hinter Gottes Rükken, als man hier für den Quadratmeter Boden einen Dinar zahlte, als die Häuser in dieser Straße noch sehr selten und alle so niedrig, doch durch ausgedehnte Gärten voneinander getrennt waren und mehr oder weniger hervorstanden oder versteckt lagen, je nach der Laune und den Bedürfnissen des Besitzers. Damals waren die Hausnummern nicht so wichtig. Man wußte, wem das Haus gehörte, und größtenteils kannten die Leute einander, wenigstens dem Namen nach oder vom Sehen. Sofern sie einander nicht kannten, suchten sie einander auch seltener auf, und im Notfall fand man sich leichter als heutzutage.

Solche Häuser des Belgrader Vorkriegstyps sind gegenwärtig noch häufig in den entlegeneren Straßen Belgrads anzutreffen. Sie gleichen sich alle, nicht der Größe, sondern der Form und dem Material, der Raumverteilung und mehr oder minder auch der inneren Einrich-

tung nach. Zwei oder vier Fenster blicken auf die Straße, je nachdem ob das Haus zwei oder drei Zimmer hat. Unter den Fenstern ist im Mörtel irgendein sezessionistisches Motiv oder ein vereinfachtes geometrisches Ornament aus der ewig gleichen Form irgendeines Meisters aus Crnotrava angedeutet. Das eiserne Tor, dessen obere Hälfte aus Draht geflochten und oben mit eisernen Stacheln verziert ist, führt in einen kleinen Hof mit winzigen Pflastersteinen und einem schmalen Blumenbeet längs der Mauer, an der sich Weinreben oder Kletterrosen emporwinden. Hier ist in der Mitte des Hauses der Eingang mit ein oder zwei Steinstufen, überdeckt von einem kleinen hölzernen Dach, das bei den reicheren Leuten aus dickem Milchglas besteht. Weiter hinten liegt der Garten mit dem Nußbaum in seiner Mitte, oft auch mit einem Ziehbrunnen daneben und mit frühreifen Pflaumen und Pfirsichen an dem Zaun, der das Anwesen von den Gärten und Höfen der Nachbarn trennt. Auch im Innern ist die Raumverteilung fast immer gleich: ein großes Vorzimmer und rundherum drei bis vier Zimmer und eine Küche.

In allem gleich, unterscheiden sich diese Häuser jetzt bloß durch ihr Äußeres. Die einen sind getüncht, offenbar gut gepflegt und regelmäßig ausgebessert; das eiserne Hoftor ist mit heller Ölfarbe gestrichen; die Fenster sind geputzt und mit feinen weißen Vorhängen verhüllt. Solche Häuser zeigen, daß ihre Bewohner mit der Zeit Schritt halten, daß sie arbeiten und verdienen, daß sie vom Leben etwas verlangen und auch bekommen. Andere Häuser dagegen sind verwahrlost und häßlich. Der Rand des Daches weist Lücken auf, die Dachrinnen sind verschoben, die Farben verblaßt, die Simse und

primitiven Ornamente bröckeln ab. Die Mauer unterhalb der Fenster ist mit Straßenkot bespritzt und mit den ersten Schreibübungen der Kinder geschmückt. Aus den Fenstern lugt die innere Verwahrlosung, die Armut oder ganz einfach der Mangel an Bedürfnissen.

Das Haus 16a gehört zu dieser letzteren Gruppe. Es hat im ganzen zwei Fenster, die auf die Straße blicken. An den Fenstern fallen die starken eisernen Querstangen auf, die dem ganzen Haus ein düsteres und kerkerhaftes Aussehen geben. Sein Äußeres könnte die Vermutung aufkommen lassen, daß es verlassen sei oder auf einen Käufer warte, der es übernähme, nicht um darin zu wohnen, sondern um es einzureißen und ein neues, größeres zu bauen, ähnlich den beiden, die es von links und rechts einzwängen. Aber wenn man genau hinschaut, sieht man, daß hinter einem dieser Fenster ohne Vorhang und Blumen eine ältere Frau sitzt, unbeweglich und vornübergeneigt, mit jenem abwesenden und doch gesammelten Ausdruck, wie ihn die Gesichter von Frauen haben, die sich über eine Handarbeit beugen. Das ist Fräulein Rajka Radaković.

Die älteren Bewohner der Stigstraße, die schon hier wohnten, bevor die neuen Häuser mit mehreren Stockwerken gebaut wurden und neue, unbekannte Leute hinzuzogen, kennen zwar ihren Namen, aber sie alle nennen sie von jeher einfach das Fräulein.

Sie übersiedelte von Sarajevo hierher, und zwar gleich nach der Befreiung, im Jahre 1919, kaufte sich hier ein Haus und wohnte darin mit ihrer Mutter, doch die starb schon zwei Jahre darauf. Seither lebt sie allein, ohne Verwandte oder Dienstboten, fast auch ohne Besuche und Freunde. Wovon lebt sie? (Denn das ist die erste und

wichtigste Frage, die man sich hier bei jedem einzelnen stellt und unermüdlich wiederholt, bis man eine Antwort darauf gefunden oder ersonnen hat.) Die alten Bewohner der Stigstraße fanden einst heraus, daß jenes Fräulein von einer Rente und von Ersparnissen lebt. Die einen behaupten, daß sie reich sei und auf dem Geld liege, die anderen, daß sie arm sei und darbe. Im übrigen kümmert sich schon seit vielen Jahren in dieser lebendigen und bunten Welt niemand sonderlich um das alte Fräulein, das ganz zurückgezogen lebt.

Auch war sie in den letzten Jahren selten zu sehen. Nur von Zeit zu Zeit besucht sie den Markt auf dem Kalenićplatz, und im Winter geht sie hinaus, um ganz allein vor dem Haus den Schnee vom Gehsteig zu fegen. Sie ist eine große, hagere, alte Jungfer hoch in den Vierzigern. Ihr Gesicht ist gelb und von vielen Runzeln durchfurcht. Diese Runzeln sind ungewöhnlich tief, und auf der Stirn, unmittelbar über der Nase, kreuzen sie sich und bilden ein regelmäßiges Dreieck, das die starken Augenbrauen verbindet. In diesen Runzeln liegt wie eine schwarze Ablagerung ein feiner Schatten. Dadurch erhält ihr ganzes Gesicht einen düsteren und gequälten Ausdruck, den auch der Blick ihrer Augen nicht aufheitert, denn aus ihnen schlägt Finsternis. Aber ihre Haltung ist aufrecht und verrät nichts von der Unschlüssigkeit, die vereinsamte, kränkliche und arme Menschen in allem aufweisen, und ihre Bewegungen sind rasch und heftig. In der schwarzen Jacke und dem ungewöhnlich langen Rock, wie ihn heute niemand mehr trägt, in den abgetragenen Schuhen und den dikken Strümpfen, mit der Wollmütze auf dem angegrauten Haar ist sie jenseits aller Zeiten und Moden ge-

kleidet. Die heutige Welt, die so schnell dahinlebt, daß ihr die Eile schon zur Gewohnheit geworden ist, beachtet die große, ungewöhnliche Gestalt der mageren, schwarzen Frau so gut wie gar nicht.

Auch an diesem Februarabend sitzt das Fräulein am Fenster und stopft Strümpfe. Nachmittags mußte sie wegen irgendwelcher Besorgungen das Haus verlassen, aber sie kehrte noch bei Tageshelle zurück, naß und durchfroren vom Februarwind, der Schnee und Regen zugleich brachte. Sie zog ihre alten Galoschen aus und legte den langen schwarzen Wintermantel ab; er war aus grobem Tuch, ähnlich dem der Soldatenmäntel, gefertigt und jetzt vom Wasser ganz durchnäßt. Sie faßte den alten Kleiderstock, zog ihn aus der Ecke in die Mitte des Vorzimmers und hängte ihren Mantel darum, damit er schneller trockne. So stand er da wie ein großer Mann ohne Kopf, der ins Haus getreten und inmitten des Vorzimmers stehengeblieben war. Dann trat sie ins Zimmer, das ihr, der so Durchfrorenen, warm erschien, nahm ihre Handarbeit auf und setzte sich.

Jene Abendröte, die über Belgrad, wie mir scheint, länger andauert und stärker leuchtet als über anderen Städten, bestrahlt auch ihr Fenster. Bei den letzten, rötlichen Strahlen der schon unsichtbaren Sonne kann man noch schön arbeiten, doch nur, wenn man sich ans Fenster setzt, denn im Hintergrund des Zimmers greift schon ein zartes Halbdunkel um sich. In diesem Dämmerlicht unterscheidet man einen kleinen eisernen Ofen zwischen ärmlichen Möbeln: einem Kleiderschrank, einem Regal und einem hölzernen Bettgestell, über das eine Kamelhaardecke gebreitet ist. Alles in

diesem Zimmer, von den Wänden bis zu den Möbeln, trägt den Stempel der Nachlässigkeit und Verwahrlosung, als ob hier ein Blinder lebte oder jemand, der völlig gleichgültig gegen die Dinge dieser Welt ist und sich ihrer bedient, weil er muß, und nur, soweit er muß, den es jedoch ganz und gar nicht interessiert, wo etwas steht und wie es aussieht. Dieser rötliche Widerschein des Belgrader Vorabends verleiht den ärmlichen, verwahrlosten Räumen ein noch traurigeres Aussehen, wie er auch die schönen und gepflegten noch angenehmer macht.

In diesem freudlosen Zimmer verbringt das Fräulein den größten Teil ihrer Zeit, denn es ist der einzige Raum, der geheizt wird. Hier schläft sie, hier verbringt sie den Tag und arbeitet sie, hier kocht sie auch auf dem kleinen Ofen ihr karges Mittagsmahl, das gleichzeitig auch ihr Abendessen ist. Das Fräulein verschwendet nicht viel Zeit für solche Arbeiten wie den Hausputz und das Kochen, schon deshalb nicht, weil sie Verschwendung überhaupt nicht liebt, auch nicht das Wort »verschwenden«, in keiner Verbindung und keiner Form. Anders ist es mit der Arbeit, die sie jetzt tut, mit dem Stopfen. Das ist eine angenehme und nützliche Arbeit; man verliert zwar Zeit dabei, und die Augen ermüden, aber man spart alles andere. Zeit und Augenlicht hat der Mensch im Überfluß, jedenfalls mehr als das übrige. ›Stopfen und Dulden erhalten das Haus‹, sagt sie sich das alte Sprichwort vor, während sie sich ans Fenster setzt und ihre alten, schon so oft gestopften Strümpfe in die Hand nimmt, und dann wiederholt sie unzählige Male unbewußt und unhörbar bei sich: ›Stopfen und Dulden‹, so wie junge Mädchen bei der Arbeit lautlos und triebhaft Worte und Melodie eines Liebes-

liedes wiederholen, das an und für sich unbedeutend und weiß Gott wo und wie entstanden ist, in dem sie jedoch seltsamerweise ein lebendiges Bild und einen klaren Ausdruck ihrer tiefsten Wünsche entdecken.

Stopfen! Das ist ein Hochgenuß. Das ist wahrhaft ewiger Kampf und ermüdendes Überlisten eines mächtigen, unsichtbaren Feindes. In diesem Kampf gibt es nüchterne, schwere, scheinbar ausweglose Augenblicke, es gibt auch Niederlagen und Entmutigungen, aber viel häufiger sind die lichten Augenblicke ergebenen, heiligen Dienstes und sieghafter Begeisterung. Eine Stelle an irgendwelchen Pantoffeln oder an einem Wäschestück wird dünn und zerreißt, so daß man den Gegenstand weder tragen noch wegwerfen kann. Aber hier, wo andere Frauen nachlassen und sich der allmächtigen Kraft ergeben, die alles am Menschen verzehrt und dünn macht, die jedes menschliche Leben und jede Bewegung begleitet wie ein Fluch, der mit der Erbsünde auf das menschliche Dasein gefallen ist, da beginnt für das Fräulein erst der richtige Kampf, da eröffnen sich ihr Aussichten auf mühsame und weit entfernte, aber glänzende, große Siege. Mit all ihren stillen und unsichtbaren, doch gewaltigen, zähen jungfräulichen Kräften stürzt sie sich auf diesen Gegenstand und läßt ihn nicht aus den Händen und Augen, bis er genäht und ausgebessert ist für einen langen neuen Gebrauch. ›Jede andere an meiner Stelle würde das wegwerfen, aber ich werfe nichts weg. Bei mir gibt es weder Schaden noch Verlust.‹ So spricht das Fräulein zu sich selbst, und mit Begeisterung und Liebe betrachtet sie diesen Pantoffel, der gerettet und jener feindlichen Kraft entrissen ist, die alles an uns und um uns benagt, anbohrt, zerreißt und

auflöst. Zwar ist der Pantoffel nicht mehr schön anzusehen, und auch sonst hat er sich verengt und gekrümmt, er drückt und kratzt und verwundet die Haut des Fußes, aber was ist das gegen das Vergnügen, welches dieser Sieg und diese Ersparnis bereiten? Soll er schmerzen und verwunden, es ist ein süßer Schmerz und eine glückhafte Wunde. Sie ist bereit, viel mehr als das zu ertragen. Und was die Schönheit betrifft, so sorgt sie sich noch weniger. Die Schönheit ist ein teures, ein unerhört teures und dabei nichtiges, trügerisches Ding. Es gibt keinen schlimmeren Verschwender und keine größere Verblendung. Sie hat sie nie sehr geliebt, sondern sich immer vor ihr gescheut, und die Lebenserfahrung hat sie noch darin bestärkt. Niemals hat sie recht verstanden, warum die Menschen einen solchen Unterschied zwischen dem machen, was schön ist, und dem, was nicht schön ist, und was es denn ist, das sie so hinreißt und trunken macht, daß sie um dessentwillen, was sie Schönheit nennen, ihre Gesundheit zugrunde richten und Geld verschwenden, mächtiges, heiliges, großes Geld, das über allem steht und mit dem sich keine Schönheit annähernd messen kann. Aber jetzt, da sie in die Jahre kommt und sich ihr die ungeahnten und unübersehbaren Schönheiten und Wonnen der Sparsamkeit immer weiter und klarer eröffnen, beginnt sie diese Schönheit immer stärker und bestimmter zu hassen wie etwas Ketzerisches, wie ein böses, feindliches Idol, das die Menschen auf traurige Abwege führt und sie von der einzig echten Gottheit, der Sparsamkeit, ablenkt. Stopfen und Flicken, das ist der stille, gerechte Dienst an dieser Gottheit. Es bedeutet Kampf gegen den Verfall, bedeutet die Ewigkeit in ihrer Dauer

unterstützen. Deshalb ist diese unscheinbare, winzige Arbeit so groß und heilig und erfüllt die ganze Seele mit Ruhe und Zufriedenheit. Darum lohnt es, sich ein wenig abzumühen und allerhand auf sich zu nehmen und zu erdulden.

Dulden! Auch das ist eine Lust. Das weiß sie, denn sie hat in ihrem Leben viel gelitten und hat viel Genugtuung darob verspürt. Und warum soll der Mensch nicht etwas erdulden, wenn er weiß, daß er dadurch ein viel größeres Übel vermeidet und sich ein weit größeres Gut erkauft? Der Mensch wäre kein vernünftiges Wesen, wenn er nicht einsähe, wie nützlich und sicher eine Arbeit ist, die er so verrichtet. Denn was sind die kleinen Leiden und Entbehrungen, die wir im Dienste der Sparsamkeit ertragen, gegenüber dem, was sie uns gibt und wovor sie uns rettet? Sie erhält um uns herum Leben und Dauer, bereichert uns stets und verleiht sozusagen all dem Ewigkeit, was wir besitzen; sie bewahrt uns vor Unkosten, Verlusten und Unordnung, vor Verarmung, vor dem Elend, das am Ende kommt und schlimmer und schwärzer ist als der Tod, eine wahre Hölle schon auf Erden und bei Lebzeiten. Und wenn der Mensch bedenken würde, wie alles um uns ständig und unbemerkt schwindet und vergeht, zerreißt, sich aufbraucht und verfällt, wie klein und schwach alles ist, was wir zu tun vermögen und im Kampf dagegen unternehmen und leisten können, dann würde er jedes Leiden und jede Entbehrung auf sich nehmen, nur um diesem Übel Einhalt zu gebieten, dann müßte er sich jedes Augenblickes der Erholung schämen, weil er ihn für Zeitverschwendung, und jedes Bissens, weil er ihn für einen Luxus hielte. Mit dem fanatischen Mut eines

Märtyrers muß man in dem aussichtslosen Kampf alles ertragen.

Bei diesen begeisterten Gedanken läuft dem Fräulein ein richtiger Schauder über den Rücken. Sie erzittert und steckt die Nadel in den Strumpf, erhebt sich dann ganz steif und schwer und geht, um nach dem Feuer im Ofen zu sehen. Es ist eigentlich kein Feuer, sondern eher ein kärgliches Flämmchen, das niemals imstande sein wird, die Stube zu erwärmen, das aber, so scheint es dem Fräulein, Holz und Kohle schluckt wie der Vesuv und der Ätna oder wie jener amerikanische Vulkan, an dessen Namen sie sich nicht mehr erinnert, von dem sie jedoch weiß, daß er noch mehr verschlingt und mit seiner Flamme in Brand setzt als unsere bekannten Vulkane. Sie geht, um noch etwas Kohle nachzulegen, aber es gibt ihr einen Riß, als ob sie ein großes und nicht wiedergutzumachendes Übel anrichten wollte; sie beißt die Zähne zusammen und kehrt mutig an ihren Platz zurück. Dort fährt sie fort, den Strumpf zu stopfen. Sie ist zufrieden mit sich selbst und dieser Welt, in der es überall und immer etwas zu sparen gibt. (Sie erinnert sich, daß sie einmal irgendwo in der Zeitung gelesen hat, daß für die Kasernenräume während der Wintermonate eine Temperatur von 15° Celsius vorgeschrieben ist.) Beim Gedanken daran spürt sie die Kälte kaum noch. Es wärmt sie auch jenes Schäufelchen Kohlen, das sie nicht verbraucht hat. Dabei sind ihre Hände blau, die Lippen grau und die Nase rot. Manchmal geht vor Kälte ein tiefes, inneres Zittern durch ihren ganzen Körper. Trotzdem gibt das Fräulein nicht nach und verläßt ihren Platz nicht. Ähnlich können auch gute, tüchtige Krieger in Augenblicken der Gefahr einem kurzen Zit-

tern nicht entgehen, aber sie überwinden es mutig und stürmen vor.

Und so stopft und duldet das Fräulein, ohne zu klagen und in ihrem Eifer zu erlahmen. Durchfroren und steif, macht sie die schadhafte Stelle des Strumpfes fest, zieht den Faden sorgfältig zwischen den Fäden durch, die nachgelassen haben und auseinandergerückt sind, hebt einen Faden mit der Nadel, läßt den zweiten liegen, hebt einen, läßt den zweiten liegen, immer der Reihe nach, vorwärts und rückwärts, bis sie die löcherige Stelle verstärkt und festgemacht hat.

Wenn sie es dann anschaut, erfüllt sie von Kopf bis Fuß eine gewisse Wärme, das Bewußtsein, daß ein weiterer Gegenstand ihres Haushalts auf die Habenseite der schwierigen Buchhaltung von Verlust und Gewinn gesetzt ist. Und mehr noch: daß in dem großen, ewigen Kampf gegen Verderb, Schaden und Verbrauch wieder ein Sieg erfochten wurde, daß in der stets bedrohten großen Galeere des Weltalls noch ein tückischer Riß verstopft ist. Und oft steigert sich in glücklichen Augenblicken dieses Bewußtsein zu sieghafter Begeisterung.

Dann kommt ein zweites Loch an die Reihe, in demselben Strumpf oder in einem anderen. Und jedes erscheint anfangs hoffnungslos und unheilbar. Aber über jedem lächelt zum Schluß der Sieg. So vergehen Stunden bei dieser scheinbar eintönigen und trockenen Arbeit. Denn sie erscheint bloß eintönig. Während das Fräulein die Fäden hebt und liegenläßt und den Faden hindurchzieht, läßt sie ihrer Einbildungskraft und ihren Erinnerungen freien Lauf, sie denkt nach, phantasiert auf ihre Weise und erinnert sich, und zwar alles zur gleichen Zeit oder auch hintereinander. So geht es von

Faden zu Faden, und heute abend zieht das ganze Leben an ihr vorüber.

Die Kindheit, jene frühe Kindheit, von der die Philosophen und Dichter sagen, daß sie die glücklichste Zeit im Leben des Menschen sei, diese harmlose Zeit, da der Mensch weder vom Geld weiß noch von der Anstrengung, es zu verdienen, noch von dem Bemühen, es nicht zu verlieren, hat für sie nicht bestanden. Diese Zeit ist in ihrem Bewußtsein ein leerer, farbloser Fleck. Ihr Leben beginnt etwa mit ihrem fünfzehnten Lebensjahr. Es beginnt mit einem dunklen Punkt, mit einem bitteren Augenblick.

Das war vor ungefähr dreißig Jahren. Ihr Vater, der Gazda Obren Radakovič, war damals einer der angesehensten serbischen Kaufleute in Sarajevo. Er stammte nicht aus Sarajevo, sondern von der Militärgrenze. In seiner Jugend, gleich nach der Besetzung durch Österreich, kam er nach Sarajevo und wurde dort durch Glück und Geschick bald zu einem der besseren Geschäftsleute. Er heiratete die schöne, zarte, blonde Radojka, die aus der alten, angesehenen Familie Hadži-Vasić in Sarajevo stammte. Das festigte seine Stellung in der Čaršija, dem Marktviertel. Gleich am Eingang in den Veliki Ćurčiluk befand sich das Geschäft Gazda Obrens. Er handelte mit Pelzwaren en gros, aber mit der Zeit dehnte er seine Geschäfte auch auf andere Gebiete aus. So war er ein Hauptaktionär der ersten Bierbrauerei in Kovačići und Mitglied verschiedener Aufsichtsräte.

Das Fräulein glaubt sich an ihren Vater zu erinnern, seit sie denken kann. Auch in den frühesten Erinnerungen ist er die wichtigste Gestalt. Aber wenn sie an ihn denkt, sieht sie ihn immer so, wie er im letzten Jahre

seines Lebens war. Sie lebten damals in ihrem neuen, geräumigen Haus, unmittelbar am Ufer der Miljacka, unterhalb der protestantischen Kirche. Rajka ging gerade in die vierte Klasse des Lyzeums. Sie sieht ihn ganz deutlich vor sich, und sie wird ihn so bis zu ihrer Sterbestunde sehen. Groß, aufrecht und schlank, hager; der Schnurrbart angegraut, das Haar an den Schläfen schlohweiß. Auf dem Kopf ein schwarzer Halbzylinder, dazu ein heller aschfarbener Anzug und ein tadellos weißes, steifes Hemd mit hohem Kragen und einer blau und schwarz gestreiften Seidenkrawatte. Auf der Brust eine goldene Uhrkette, an der Hand zwei schwere goldene Ringe, ein Ehe- und ein Siegelring, an den runden, gestärkten Manschetten große, runde Knöpfe aus Gold. Und auf der Straße bewegte er sich so aufrecht und stolz, daß er aussah wie ein Denkmal, das sich weder vorbeugen noch setzen kann. Sein Gesicht war ernst wie das eines Heiligen. Er lachte nicht und sprach nicht, sondern gab nur kurze Hinweise und Anordnungen. Und dieser in ihren Augen so große und herrliche Mann war ihr Vater, er nahm sie nach dem Mittag- und Abendessen auf den Schoß, als wäre sie noch immer sechs Jahre alt, streichelte ihr Haar und fragte mit warmer Stimme:

»Was hast du heute gemacht, meine Kleine?«

Und während sie von ihren Arbeiten und Erlebnissen des Tages erzählte, schaute er durch das Fenster irgendwohin und schien nur ihr leises Geplapper zu vernehmen. Aber für sie gehörte auch das zur unbegreiflichen Größe ihres Vaters, daß er auf das, was man ihm erzählte, gar nicht richtig achtete, sondern gedankenverloren durch das Fenster in die Ferne schaute. Übrigens

verhielt er sich den Erwachsenen gegenüber genauso. Er sprach niemals über sich selbst, sondern stellte bloß Fragen und hörte sich zerstreut die Antworten an wie ein Mensch, dem alles, was die Leute sagen können, längst bekannt ist und der die Zeit, während sie sprechen, dazu benützt, um nachzudenken und das zu erraten, was die anderen später auf seine Fragen antworten werden.

Ihr großer, mächtiger Vater blieb sich immer gleich, wenigstens glaubte sie es, er war ein Geschöpf ohne menschliche Schwächen und niedere Bedürfnisse, ohne Sorgen und Schmerzen, wie sie ein jeder hat, und jene tiefen Falten im Gesicht und das graue Haar schienen ihr nur ein Zeichen einer besonderen Würde und vorzüglichen Größe zu sein. Einzig den olympischen Göttern, von denen sie diesen Herbst in der Schule erstmals gehört hatte, konnte sie ihn vergleichen, wenn auch nicht völlig gleichstellen.

Und gerade damals, in jenem Herbst, wurde ihr Vater plötzlich, ohne jeden Übergang, von seinem Piedestal gestürzt. Da erlitt auch ihr Schicksal einen Riß und eine Wendung. Wie sich ein heller Tag verdunkelt, so verdüsterte sich ihres Vaters Gesicht. Er blieb mehr und mehr zu Hause, aber dafür kamen gewisse Leute zu ihm, schlossen sich mit ihm im Zimmer ein und flüsterten und rechneten stundenlang.

Ihre Mutter, Frau Radojka, eine blonde, arglose, an Seele und Körper weiche und schwache Frau, wußte von nichts und konnte ihr nichts erklären. Trotzdem wurde Rajka alles in seiner ganzen unfaßbaren Schwere offenbar. Aus irgendeinem unbedeutenden Anlaß geriet sie mit einer ihrer Mitschülerinnen in Streit, einem gesun-

den und zanksüchtigen Mädchen, das wie alle Kinder der Neureichen nicht auf seine Worte zu achten brauchte. Kinder sind in ihren Äußerungen oft so rücksichtslos, wie es Erwachsene nur in Gedanken sein können. Diese für ihre Jahre ungewöhnlich dicke und unbeholfene Klassenkameradin fiel plötzlich beim Spiel hin, und Rajka lachte sie aus. Da stand das Mädchen rot vor Wut auf und sagte ihr vor allen anderen ins Gesicht:

»Was lachst du? Lache lieber über deinen Vater, der ist seiner ganzen Länge nach hingefallen.«

Die Kleine wurde plötzlich ernst wie vor einem Heiligtum: »Mein Papa fällt nicht.«

Jetzt lachte das dicke Mädchen boshaft:

»Dein Vater ist bankrott. Alle sagen es. Und er ist nicht allein gefallen, sondern hat auch andere mitgerissen. Frage, wen du willst!«

Das sind so die kurzen, dummen Streitereien auf dem Schulhof und die ersten absonderlichen, beleidigenden Worte, die man niemals mehr vergißt, denn alle, die später kommen, reißen die alte Wunde nur weiter auf.

Bankrott! Ihr Vater war gefallen, und alle sprachen davon, nur sie wußte es nicht und ahnte nichts. Was für ein Fall war das, und wo hörte er auf? Was geschah mit denen, die so fielen? Und gar aus dieser Höhe, aus der ihr Vater stürzen mußte.

Mit einer kurzen, düsteren Falte zwischen den Augenbrauen kam sie an diesem Tage nach Hause, betrachtete aufmerksamer als gewöhnlich ihre Mutter, die für sie schon damals ein schwaches und unerfahrenes Kind war, und begegnete ihrem Vater zum erstenmal als einem gestürzten Mann. Wie, wo und warum er gefal-

len war, das konnte sie nicht erkunden, doch fand sie jetzt immer mehr Beweise für das Schreckliche und Unglaubliche, was sie erfahren hatte. In jenen Tagen hörte der Vater auf auszugehen, und der Arzt begann ins Haus zu kommen. Der Vater verließ das Zimmer nicht, er ordnete mit dem Buchhalter Veso irgendwelche Schriften und Papiere, führte unhörbare Gespräche mit den Kaufleuten, die seine Kompagnons waren. Aber dann hörte auch das auf. Außer dem Arzt und den nächsten Verwandten kam niemand mehr zu ihnen. Die Mutter weinte den ganzen Tag, ohne ihre Tränen zu verbergen. Und als man zum erstenmal den großen irdenen Ofen heizte, legte sich der Vater ins Bett. Sobald Rajka aus der Schule heimkam, setzte sie sich neben ihn. Er war abgemagert und düster geworden und sah sonderbar aus, so unrasiert, mit dem nackten Hals, dem spitzen Adamsapfel und den glühenden Augen. Er sagte nichts, und sie wagte nicht zu fragen. Sie empfand bloß das Bedürfnis, neben ihm zu sitzen, ganz steif, mit zusammengekniffenen, trockenen Lippen und einer feinen, schwarzen Falte zwischen den Brauen, die sich nicht mehr verlor.

An einem dieser schon recht winterlichen Tage tat sie das ungewöhnliche und schicksalsschwere Gelöbnis ihres Lebens. Der Vater hieß sie näher kommen, richtete sich mühsam auf, streichelte ihr Haar wie ehedem und sprach zu ihr mit ruhiger Stimme:

»Siehst du, meine Kleine, du und ich müssen heute einmal miteinander sprechen. Ich war der Meinung, ich könnte mich halten und ... am Leben bleiben und brauchte dich nicht so zurückzulassen. Aber jetzt steht es so! Du bist mein kluges Kind und sollst alles wissen,

und es wird die Zeit kommen, da du es besser verstehen wirst. Nein, weine nicht, sondern höre und merke, was dein Vater zu dir sagt. Du bist dir von nun an Vater und Mutter, denn du weißt, wie die Mutter ist: gut, aber weich. Ich werde keine Schande über euch bringen, denn ich habe auch jene Verpflichtungen erfüllt, die ich nicht zu erfüllen brauchte, das merke dir gut, aber ich kann euch nichts hinterlassen außer dem Haus, in dem wir leben, dem Laden im Veliki Ćurčiluk und deiner Versicherung bei der ›Adria‹, die in drei Jahren zur Auszahlung kommt, wenn du achtzehn Jahre alt bist. Das ist für deine Heirat oder für dein Leben, wie du willst und dich entschließt. Nein, weine nicht, du bist mein großer Sohn, du wirst alles schön und klug ausführen und einrichten. Gazda Mihailo, unser Gevatter, wird dein Vormund sein; gehorche ihm und achte ihn, aber beginne dich schon jetzt daran zu gewöhnen, mit eigenem Kopf zu denken und zu urteilen und deine Geschäfte selbst zu besorgen.«

Hier richtete sich der Vater noch höher im Bette auf, brachte sein Gesicht näher an ihr Ohr und begann ihr ruhig und feierlich seltsame Dinge mit ungewöhnlichen Worten zu sagen. Nur die Schmerzen, die er unbemerkt zu unterdrücken trachtete, unterbrachen von Zeit zu Zeit seine Rede. Diese Rede war einer von den Monologen, wie sie die Menschen in Augenblicken tiefen Schmerzes oder in der Todesstunde sprechen, wenn sie die Welt und die Menschen in einem einseitigen, außergewöhnlichen Licht sehen. Und sie lauschte ihm mit trockenen Augen, ohne zu schluchzen und zu weinen, ganz starr vor der Größe des Augenblicks, in dem sich ihr zwar noch nebelhaft, aber doch in seinem ganzen

Umfang das Geheimnis des menschlichen Daseins in der Gesellschaft offenbarte.

»Du bleibst allein, denn die Mutter wird nicht für dich sorgen, sondern du für sie, deshalb sollst du wissen und dir gut merken, was ich dir zu sagen habe. Ein für allemal sollst du wissen und niemals vergessen, daß jeder Mensch, der es nicht versteht, das Verhältnis zwischen seinen Einkünften und Ausgaben so zu regeln, wie es das Leben von ihm verlangt, von vornherein zum Untergang verurteilt ist. Es nützt dir nichts, zu erben, zu erwerben, zu besitzen, wenn du das andere nicht verstehst. Deine Einkünfte hängen nicht bloß von dir, sondern von verschiedenen anderen Menschen und Umständen ab, deine Sparsamkeit jedoch hängt allein von dir ab. Darauf mußt du deine ganze Aufmerksamkeit und Kraft richten. Du mußt gegen dich und andere unbarmherzig sein. Denn es genügt nicht, an deinen Wünschen und Bedürfnissen zu sparen; das ist der geringere Teil der Sparsamkeit; vielmehr muß man in erster Linie und für immer in sich all jene sogenannten höheren Rücksichten töten, die noblen Gewohnheiten der inneren Vornehmheit, des Großmuts und des Mitleids. Mit diesen Schwächen, welche die Menschen, um uns zu täuschen, mit den schönsten Namen belegen, rechnet jeder, der zu uns kommt; sie schlucken alle Früchte unserer Fähigkeiten und Anstrengungen und sind am häufigsten die Ursache unserer lebenslänglichen Armut oder gar unseres völligen Untergangs. Alles das muß man sich rücksichtslos aus der Seele reißen, denn die Sparsamkeit muß unbarmherzig sein wie das Leben selbst. Ich habe in meinem Leben anders gedacht und diesem Grundsatz zuwidergehandelt. Deshalb auch

bin ich zugrunde gegangen. Aber jetzt, da ich sehend geworden bin, möchte ich, daß dir mein Untergang als Beispiel und Mahnung diene. Ich weiß, daß alles in dir und in deiner Umgebung auf dich einreden und dich drängen wird, anders zu handeln, aber du darfst nicht nachgeben. Arbeite, soviel du kannst und willst, aber spare, spare immer, überall und mit allem und kümmere dich um nichts und niemand. Denn unser Leben hienieden ist so, daß sich die Menschen nicht durch die Arbeit erhalten und hochkommen, sondern durch die Sparsamkeit. Du mußt wissen, daß die Menschen gut und gewissenhaft gegenüber jenen sind, die nicht von ihnen abhängen und nichts verlangen, aber sobald du dich bindest und in Abhängigkeit gerätst, hört alles auf: Gott und Seele, Verwandtschaft und Freundschaft, Ehre und Rücksicht. Sie machen nur halt vor dem, was du fest in deinen Händen hältst, und auch das nur entsprechend der Größe deines Besitzes und der Geschicklichkeit und Kraft, mit der du ihn hütest und bewahrst. Merke dir gut: Alle unsere Gefühle und Rücksichten sind nur Schwächen, und auf sie lauert und zielt alles um uns. Von klein an gewöhne dich daran, daß es dir nicht schmeichle, wenn sie dich loben, und daß es dich nicht im mindesten störe, wenn sie dich ein geiziges, herzloses und selbstsüchtiges Geschöpf nennen. Ersteres ist ein Zeichen, daß du auf der Hut sein mußt, das zweite, daß du auf dem richtigen Wege bist. Nicht der hat bei den Menschen Glück, der gut und freigebig ist, sondern der fähig ist, weder das eine noch das andere zu sein, und dem die Menschen nichts anhaben können. Und daß die Menschen gute und freigebige Leute loben, kommt daher, daß sie von ihnen und ihrem Unter-

gang leben. Du aber lerne rechtzeitig, dich niemals irremachen und durch Reden ablenken zu lassen; achte bloß auf die Sache, um die es sich handelt; den Namen, mit dem die Leute sie benennen, überlasse jenen, die ihn ausgedacht haben, um deine Aufmerksamkeit zu täuschen. Wer sich selbst achtet und das Seine behütet, den schonen und ehren alle; auf etwas anderes kannst du dich nicht verlassen. Deshalb achte auf das Deine, so daß womöglich nichts, was dir gehört, je auch nur für einen Augenblick vom guten Willen anderer abhängig sei. Es tut mir weh, daß ich dich so jung und noch so unerfahren in dieser Welt zurücklassen muß, die ich erst jetzt, am Ende meines Lebens, kennengelernt habe, aber du kannst mir den Schmerz erleichtern, wenn ich sehe, daß du meinen Rat begriffen hast, und wenn du mir das Versprechen gibst, daß du ihn dir merken und immer und in allem beherzigen willst.«

Da schluchzte der Kranke auf, und das Mädchen, das die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, begann zu weinen, er aber zog sie plötzlich an sich, und sie schwor ihm, in seinen Armen zitternd, daß sie hart und unbarmherzig sparen werde, solange sie bei der Mutter sei, und auch später, wenn sie verheiratet oder allein sein werde, ohne Rücksicht darauf, wie sich ihr Schicksal gestalte; nie werde sie ihr Leben aus den Händen lassen und zugeben, daß sie ein Opfer ihrer Schwächen oder menschlicher Gier werde.

Zwei Tage darauf starb der Vater. Er verschied genau um die Mittagszeit, zur Wand gekehrt, ohne ein Wort der Klage über sein Schicksal und die Menschen. Aber niemand erfuhr genau, was sich zwischen dem Sterbenden und dem Mädchen, dessen Leben erst begann, ab-

gespielt und welch gefährliches Vermächtnis der Vater seiner Tochter hinterlassen hatte.

Damals begann ein neues Leben. Das Mädchen, das erst das fünfzehnte Lebensjahr vollendet und bis dahin zurückgezogen gelebt hatte, wurde noch ernster und zog sich ganz in sich zurück. Am Ende des Schuljahres verließ sie das Lyzeum mit dem Abgangszeugnis der fünften Klasse. Nach einem Jahr ließ sie für ihren Vater die Seelenmesse lesen, legte ihre Trauerkleidung ab, machte ihre alten Kleider länger und begann, bevor sie richtig zum Mädchen herangewachsen war, einem herben, egozentrischen Wesen zu gleichen, das wußte, was es wollte, und bloß diesem Wollen Rechnung trug, ohne darauf zu achten, was die Welt ihm anbot oder aufzudrängen suchte.

Die Verwandten bemühten sich, sie aufzurütteln, zu erheitern und von diesem Wege abzubringen. Sie luden sie ein, führten sie in andere Häuser, auf Kränzchen und Familienfeste. Einige Zeit gab sie nach. Sie verkehrte mit ihren Altersgenossinnen und Altersgenossen und lauschte mit zusammengepreßten Lippen ihren Liedern, die ihr fremd und unverständlich blieben, und ihrem Lachen, jenem ansteckenden, grundlosen Lachen, das eine wertvolle Würze der Jugend ist und dessen Wert man bloß mit dem der Gesundheit vergleichen kann. Auch sie lachte, aber nur mit den Gesichtsmuskeln, ohne jede innere Regung, vielmehr geistesabwesend und unaufrichtig. Die kurze, schwarze Falte zwischen ihren Augenbrauen blieb davon unberührt. Ebenso konnte sie niemand bewegen, tanzen zu lernen, ihre Freundinnen zu einem Kränzchen bei sich einzuladen oder sich neue Kleider anzuschaffen, wie sie die

Mode schon längst forderte. Noch so jung, stand sie unter ihren Altersgefährtinnen schon wie der fertige und abgeschlossene Typ einer Frau da. Nach einer sonderbaren Logik des gesellschaftlichen Lebens und der weiblichen Natur wirkte sie auf ihre Freundinnen nicht abstoßend, sondern im Gegenteil, je ärmlicher und altmodischer ihre Kleidung aussah und je weniger weiblich und anziehend ihre Haltung war, um so mehr wuchs die Sympathie, die ihre schönen, geputzten Freundinnen ihr entgegenbrachten. Glattgekämmt, ohne Puder im Gesicht, ohne Handschuhe, immer in demselben altmodischen Kleid und in abgetragenen Schuhen wurde sie gelobt und geliebt; sie war vielleicht das einzige Mädchen in Sarajevo, dem niemand etwas übelnehmen oder nachsagen konnte. Trotzdem gewöhnten sich alle sehr bald daran, sie nicht mehr als junges Mädchen zu betrachten und sie bei der Vorbereitung von Bällen und bei Liebesintrigen zu übergehen, auch bei jenen so veränderlichen, aber ernst gemeinten Verlobungs- und Heiratskombinationen. Denn wer sich selbst von der Gesellschaft absondert, den schließt die Gesellschaft ohne Mitleid und irgendwelche Umstände aus, ja sie sorgt noch dafür, daß ihm die Rückkehr für immer unmöglich gemacht wird, selbst wenn er sich eines Besseren besinnen sollte.

Noch einige Jahre bemühten sich die Verwandten und manche Freundin, sie umzuwandeln und zu überreden, sie möge ihr sonderbares Wesen aufgeben und mit den übrigen Altersgenossinnen Schritt halten, solange es Zeit sei. Sie zuckte bloß die Achseln, lächelte und setzte unbekümmert ihre Lebensweise fort.

Unter denen, die sich am meisten bemühten, sie in

die Gesellschaft einzuführen und sie an das gesellschaftliche Leben und an Unterhaltungen zu gewöhnen, war ihr Onkel Vladimir Hadži-Vasić, »Onkelchen Vlado«, wie sie ihn zu nennen pflegte.

Ihre Mutter hatte vier Brüder. Der älteste, Djordje, war schon in früher Jugend nach Belgrad gegangen; dort erwarb er Vermögen, eröffnete ein Geschäft und heiratete. Die beiden anderen, Vaso und Risto führten gemeinsam die alte Firma in Sarajevo weiter und lebten so, wie die Alten gelebt hatten. Der jüngste Bruder, Vladimir, beendete die Handelsschule, aber er dachte nicht daran, mit den älteren Brüdern zusammenzuarbeiten, sondern lebte als kleiner Herr, der teure Unterhaltungen und sonstige schöne Dinge schätzte. Er war nur vier Jahre älter als Rajka, denn er wurde drei Jahre vor der Heirat seiner Schwester, Rajkas Mutter, geboren. Solche Fälle gab es bei uns einst häufig, als die Frauen viele Kinder zur Welt brachten und die Mädchen jung heirateten. Sie sieht ihn als Kind vor sich, aber am häufigsten erscheint er in ihrer Erinnerung als Jüngling von neunzehn Jahren, groß, blond, schön, lachend, herzlich und voller Leben. Das war in den ersten Jahren nach dem Tode des Vaters.

Sie waren damals innige Freunde. Er war gut und aufmerksam zu ihr, umgab sie mit brüderlicher Zärtlichkeit und väterlicher Fürsorge. Mit ihm ging sie zu den ersten Abendgesellschaften und Vergnügungen bei Verwandten und Freunden, von ihm erhielt sie die schönsten Geschenke. Weder vorher noch nachher hat sie einen Menschen gesehen, der so leidenschaftlich zu schenken liebte und der es so geschickt verstand, für jeden das Geschenk auszuwählen, das seinen Wün-

schen am besten entsprach und ihm die größte Freude bereitete. Ja, er war wunderbar, aber von Gott verlassen, denn er war jedem Freund, nur nicht sich selbst. Noch heute, nach mehr als dreißig Jahren, erbebt sie, wenn sie an diesen Unglücklichen denkt, und ist traurig bei dem Gedanken an seine ungesunde und unbezähmbare Leidenschaft, sich zu verschenken und Kraft, Gesundheit, Geld und Gut zu verschwenden, an jene selbstmörderische Schnelligkeit, mit der er das alles von sich warf, besessen von dem unverständlichen Wunsch, alles loszuwerden und nackt und allein zu bleiben; als ob jede Sache, die er besaß, für ihn erst ihren vollen Wert erhielt, wenn er sie verschenkte und in fremden Händen sah. Selbst jetzt kann sie noch jene mütterliche Zärtlichkeit verspüren, die sie für ihn hegte; noch jetzt kann sie jener leichte Schwindel überfallen, der sie angesichts dieses lebendigen Wirbels von Vergeudung, närrischer Verschwendung und leichtsinnigem Hinauswerfen erfaßte. Denn obwohl er ihr Onkel und etwas älter war als sie, erschien er ihr immer wie ein kleines, schwaches Kind, das sich allein nicht zu raten und zu helfen wußte, dem man nur die Hände zu reichen brauchte, damit es aus diesem Wirbel herauskäme, aber das vermochte und verstand niemand, auch sie selbst nicht. Und doch war es traurig und sündhaft zuzusehen, wie er zugrunde ging.

Der herrliche Jüngling mit dem liederlichen Leben und dem engelgleichen Aussehen verbrachte so einige Jahre, und während dieser Zeit gelang es ihm, sein Vermögen und sein Leben zu vergeuden. Im dreiundzwanzigsten Lebensjahr starb er an Tuberkulose; es war eine Gnade des Schicksals und ein großes Glück für ihn,

denn man kann sich schwer vorstellen, wie sein Leben ohne die Möglichkeit, zu verschwenden und zu verschenken, ausgesehen hätte. Und er stand schon am Rande des Ruins.

In der ganzen Familie lebte die Erinnerung an ihn als ein abschreckendes Beispiel für die heranwachsenden Jungen. Und für das Fräulein ist er bis zum heutigen Tage ihre zarteste und zugleich schrecklichste Erinnerung geblieben, die ewig offene Frage, wie sich in einem Menschen, so unlösbar verbunden, die widersprechendsten Eigenschaften des Geistes und Körpers finden können: Begabung, Schönheit, Güte neben Arbeitsscheu, Ausschweifung und fast irrsinniger Verschwendungssucht. Der Mensch, der ihr im Leben der teuerste war, hatte in unnatürlichem Maße jenes Laster, das für sie schwerer wog als jede Sünde und schwärzer war als der Tod. Verschwendungssucht! Wie kann man so reich an allem und gleichzeitig so maß- und sinnlos verschwenderisch sein? Wenn es etwas Höheres und Helleres in ihrem Leben gibt, das aus kleinen Sorgen, aus Sparsamkeit, Arbeit und trotziger Einsamkeit besteht, so ist es die Erinnerung an jenen Onkel. In dieser Erinnerung hat sich etwas von dem uneigennützigen Schmerz und der reinen, weiblichen Zärtlichkeit erhalten, soweit sie bei ihrer absonderlichen und strengen Lebensweise und ihrer verschrobenen Natur überhaupt zu so etwas fähig ist.

In ihrem täglichen, unablässigen Kampf gegen jede Verschwendung und jede Ausgabe zeigte sich im Laufe vieler Jahre immer wieder sein Bild, rätselhaft, schrecklich und doch nah und teuer wie ihr eigenes. Auch jetzt, in der ersten Abenddämmerung, die herabsteigt und

zwischen die Fäden dringt, die sie abwechselnd hebt und liegenläßt, taucht »Onkelchen Vlado« auf, und zwar — wie immer — weder traurig noch unglücklich, wie er eigentlich sein müßte, sondern herrlich, mit einem freudigen, gutmütigen Lächeln, selbstlos, wahnwitzig und verderbt. Sie blickt ihn scharf an, traurig und ohne jedes Verstehen, aber auch ohne Angst. Er erscheint als das, was er immer war und ewig bleiben wird — ein Sünder! Seine blauen Augen voll unruhigen Glanzes blicken auf sein Gegenüber, als wünschten sie, sich aufzulösen und zu verschenken; und jene Welle hellen Haares über der Stirn leuchtet und flimmert, als wolle sie zerfließen und sich schonungslos im Raume verstreuen.

Wie in einem ungewöhnlichen Traum sieht sie ihn klar vor sich. Sie fühlt das Bedürfnis, zu schreien, ihn zu rufen und auf diesem Weg der Selbstvernichtung aufzuhalten, er aber geht vorüber, lächelnd, leicht, nicht zurückzuhalten in dem selbstmörderischen Entschluß, sich in seinem Irrsinn ganz zu verschenken, auf die schlimmste und unwürdigste Art und Weise, an den, der es braucht, und den, der es nicht braucht.

Und das Fräulein kreischt wirklich leicht auf, denn als sie nach einem Faden des Strumpfes greift, sticht sie sich mit der Nadel in den Zeigefinger der linken Hand. Das verscheucht den Schatten der Jugendzeit, erweckt sie aus ihrem Traum und führt sie im Nu in die Gegenwart und Wirklichkeit zurück.

Im Zimmer greift das Halbdunkel um sich. Kühl und öde ist alles nach der hellen Vision. Schwach und ohnmächtig erscheint jedes Bemühen, zu bewahren und zu sparen, wenn zur selben Zeit so viele andere schonungs-

los verschwenden, abzwacken und wegnehmen. Es ist traurig und hoffnungslos, dagegen anzukämpfen, aber ebenso unmöglich ist es, vom Kampf abzulassen und sich zu ergeben. Wieder beginnt sie zu stopfen. Das Feuer im Ofen erlischt. Die Finsternis macht sich im Zimmer breit. Das Fräulein rückt immer mehr zum Fenster, aber davon wird ihr immer kälter. Sie denkt daran, Licht zu machen, aber sofort besinnt sie sich, beherrscht sich, setzt die Arbeit fort und strengt die Augen im Kampf mit der Finsternis an. So vergehen fünf Minuten. Die Uhr gibt laut die ersparten Sekunden wieder. Mit Vergnügen denkt sie: ›Hätte ich soeben dem ersten Wunsch nachgegeben und das Licht angezündet, so hätte es bis jetzt schon fünf Minuten unnütz gebrannt; aber siehe da, mit etwas Anstrengung kann man auch jetzt noch jeden Faden sehen und unterscheiden.‹ Ach das weiß sie gut, immer kann man etwas sparen, von allem kann man etwas abknappen: von der Zeit, von der Wärme, vom Licht, von der Nahrung, von der Rast. Immer, auch dann, wenn es ganz unmöglich erscheint.

Bei solchen Gedanken vergeudet das Fräulein mit Wonne ihr Augenlicht statt des elektrischen Lichts, bis ihr die Tränen kommen und das Dunkel die Fäden vermischt. Jetzt sieht man wirklich nichts mehr. Doch bevor sie das Licht einschaltet, bleibt sie einige Augenblicke so sitzen, die Hände über ihrer Arbeit gekreuzt, durchdrungen von dem schmerzlichen und zugleich feierlichen Gefühl, daß die äußersten Grenzen der Sparsamkeit letztlich unerreichbar sind. Das macht sie nur traurig, es entmutigt sie nicht. Wie weit und unerreichbar die Grenzen sein mögen, so verdienen sie doch weit

mehr Anstrengung, Entsagung und Opfer als irgendein anderes Ziel, das der Mensch sich stellen kann. Jetzt, im ersten Dunkel, erscheint ihr das vollkommen klar und verständlich, offensichtlicher als bei Tage, wenn die Sonne scheint, oder in der Nacht, wenn das Licht brennt.

In ihrem jetzigen Leben, das aller äußeren Geschehnisse und sichtbaren Veränderungen entbehrt, ist alles klar wie am hellichten Tage, und das Ferne erscheint nah. Und in diesem Halbdunkel neben dem erloschenen Ofen, über der beendeten Arbeit, wird alles noch klarer und lebendiger. Die Vergangenheit rückt näher, die Erinnerungen kommen von selbst zum Vorschein. Ihr ganzes Leben, von den ersten Anfängen, das heißt vom Tod des Vaters an, zieht an ihr vorüber. Sie erinnert sich gern dieser Anfänge. Es war die lyrische Zeit ihres Lebens.

Auch die größten Wüsten haben ihren Frühling, mag er noch so kurz und unmerklich sein.

Damals ergriff ein Traum von ihr Besitz und erfüllte sie mit Phantasien. Natürlich nicht mit Phantasien von Liebe oder Kurzweil, sondern von Mitteln und Wegen, Geld zu gewinnen und das Gewonnene zu mehren und zu wahren.

Aber Erinnerungen machen, einmal in Bewegung geraten, nicht bei den Anfängen halt.

II

Die ersten Monate nach dem Tode des Vaters waren traurig, aber erhaben wie die Musik eines Totenmarsches, die traurig und freudig zugleich klingt, weil das Leben so beschaffen ist, daß man leben und doch zu Tode betrübt sein kann.

Schon in diesen Tagen begann das Leben Rajkas seinen Weg zu nehmen, unerwartet, plötzlich und unabänderlich.

Damals war es noch sehr ungewöhnlich, daß ein weibliches Wesen, dazu in diesem Alter, seine Geschäfte selbst erledigte, persönlich die Behörden aufsuchte und mit Geschäftsleuten verhandelte. Aber ihr Fall wurde als Ausnahme betrachtet und als solche hingenommen. Alle kannten gut das magere Mädchen mit den feurigen schwarzen Augen in dem gelben Gesicht, ärmlich und gegen alle Mode gekleidet, ohne das weibliche Bedürfnis, sich zu schmücken und zu verschönen. Alle wußten, daß ihr Vater, Gadza Obren, als Opfer seiner Güte und seiner strengen, alten Auffassung von der Kaufmannsehre zugrunde gegangen und gestorben war. Und sie alle behandelten sie dementsprechend rücksichtsvoll. Sie nützte das in gehörigem Maße aus. Ohne ein über-

flüssiges Wort und das geringste Lächeln wandte sie sich an jeden mit bescheidenen Bitten oder bestimmten Wünschen. Und jeder bemühte sich, diesem traurigen Mädchen, dessen Haus das Schicksal so arg mitgespielt hatte, entgegenzukommen und zu helfen. So gelang es ihr, manche günstige Konversion durchzuführen und manche Härte des Gesetzes zu umgehen. Für das Fräulein ergaben sich die günstigsten und mildesten Lösungen, die möglich waren, man gab ihr nützliche Ratschläge, wie man sie einem Geschäftsmann niemals zu geben pflegt. Auf diese Weise gelang es ihr mit der Zeit, den Vermögensstand, den der Vater hinterlassen hatte, recht befriedigend zu ordnen, viele zweifelhafte Posten in seiner Buchführung zu sichern, Forderungen einzutreiben, die man schon längst verloren geglaubt hatte, und Papiere zu Geld zu machen, die bei anderen tot in der Kasse lagen.

Bei diesen Geschäften waren ihr der Vormund und Pate, Gadza Mihailo, und der Direktor der Union-Bank, Dragutin Pajer, eine große Hilfe.

Gadza Mihailo war ein kränklicher und müder Mensch, Nachkomme einer alten Kaufmannsfamilie in Sarajevo, in der die Tuberkulose ihre ständigen Opfer fand, obwohl es ihr nie gelang, die Familie ganz auszurotten. Immer hielt sich jemand aus der Familie zur Kur in irgendeinem Sanatorium der österreichischen Alpen oder an der See auf, meistens eine von den Töchtern oder einer von den Söhnen, aber jetzt auch von den Enkeln. In geschäftlicher Beziehung war die Lage des Hauses ebenfalls schwierig und verwickelt. Aber die größte, unausgesprochene Sorge Gazda Mihailos war sein ältester Sohn. Dieser stille und außerordentlich

begabte junge Mann mit dem zarten, schönen Körper eines Heiligen, doch mit einem sehr unruhigen Geist, galt in den ersten sechs Jahren als der beste Schüler des Gymnasiums in Sarajevo, als ein rechtes Wunderkind; dann jedoch begann er Verse zu schreiben, vernachlässigte die Schule und lief noch vor der Reifeprüfung nach Serbien davon. Jetzt lebte er in Belgrad als Dichter und Bohemien. Lange Zeit hatte der Vater einen umfangreichen und vergeblichen Briefwechsel mit dem Sohn geführt, aber jetzt war diese Verbindung längst abgerissen. Die Krankheit, die Trauer um den Sohn und die geschäftlichen Sorgen schwächten Gazda Mihailo und zehrten ihn aus, aber sie verliehen seiner ganzen Erscheinung eine schmerzliche Würde; das Gesicht mit den großen braunen Augen, die stets von all dem glänzten, was einen Menschen bedrücken und schmerzen konnte und was Ansehen und Anstand ihn verschweigen hießen, erinnerte an die Bilder der spanischen Maler des »Goldenen Zeitalters«.

Dieser Gazda Mihailo tat alles, daß die Witwe Gazda Obrens und ihre Tochter nicht ohne Dach und Brot blieben und daß sie das Unglück, welches sie betroffen hatte, möglichst wenig verspürten. Darin unterstützten ihn alle serbischen Kaufleute der Čaršija von Sarajevo, alle Verwandten, Freunde und Verehrer des unglücklichen Gazda Obren. Unter ihnen tat sich besonders ein Ausländer hervor, Direktor Pajer von der Filiale der Budapester Union-Bank. Dieser Mann mit dem eigentlich deutschen Namen war in Wirklichkeit von ganz unbestimmter Rasse und ohne richtige Nationalität. Sein Vater war ein Deutscher aus dem Banat, der sich in Osijek angesiedelt hatte, seine Mutter eine Kroatin aus

einer adeligen Familie, die sehr auf ihren Adelstitel hielt. Ihre Großmutter väterlicherseits hingegen war eine Rumänin und die Großmutter mütterlicherseits eine Ungarin. Gewöhnlich kämpfen und ringen in solchen Menschen die verschiedenen unversöhnlichen Blutströme miteinander, doch in diesem Menschen flossen sie ruhig nebeneinander her und ergaben ein ungewöhnliches und harmonisches Ganzes.

Er war ein großer, schöner Mann mit schütterem, angegrautem Haar, großen Augen und breiter, weicher Gangart und Sprechweise. Verheiratet war er mit einer Ungarin, einer reichen und verschrobenen Frau, die nicht bei ihm, sondern irgendwo auf ihrem väterlichen Gut in Ungarn lebte. Sie hatten einen einzigen Sohn, einen schönen Jungen, der ebenfalls in einem Pensionat in Ungarn weilte. Seinen Fähigkeiten und Verbindungen nach könnte Pajer schon längst eine höhere Stellung bekleiden als jetzt, vielleicht könnte er einer der leitenden Direktoren in der Budapester Zentrale seiner Bank sein, aber er unterließ es nicht nur, sich darum zu bemühen, sondern blieb auf eigenen Wunsch in diesem Sarajevo, mit dem er völlig vertraut und verwachsen war. Er hatte eine reich und geschmackvoll eingerichtete Wohnung in der Logavina-Straße. Pajer war ein leidenschaftlicher Jäger und guter Tennisspieler. Er besaß eine schöne Sammlung alter Waffen und volkstümlicher Stickereien und eine gute Bibliothek mit Büchern der verschiedensten Sprachen; er kaufte alte Bilder und unterstützte junge einheimische Künstler, ohne je zu sagen, was er von ihren Arbeiten hielt. Die Leitung der Bank, die zu den ersten in Sarajevo gehörte und an der Uferstraße ein schönes, eigenes Gebäude hatte,

betrieb er gewissermaßen als Nebenbeschäftigung; er arbeitete mit aller Ruhe, doch gut und sorgfältig.

Der Direktor hatte nicht nur in geschäftlichen Beziehungen zu Gazda Obren gestanden, sondern war ihm auch in langjähriger, aufrichtiger Freundschaft verbunden gewesen. Nach Gazda Obrens Tode hielt er es für seine Pflicht, dessen Witwe und Tochter zu unterstützen und ihnen zu helfen, daß sie sich zurechtfanden. Das tat er einfach, ruhig und ohne viele Worte, wie auch alles andere in seinem Leben.

Dank diesen Leuten und dank der männlichen Ausdauer Rajkas wurde die Hinterlassenschaft des Gazda Obren Radaković mit der Zeit auf die günstigste Weise liquidiert und die Frage nach der Existenz und dem Lebensunterhalt seiner Familie glücklich gelöst.

Alle Geschäfte Gazda Obrens außerhalb Sarajevos wurden eingestellt, und die Firma Radaković in Sarajevo übernahm dessen langjähriger Geschäftsführer Veso Ružić unter der Bedingung, mit den Erben »auf den dritten Groschen« zu arbeiten. Die Geschäfte ließen naturgemäß nach und gingen immer mehr zurück, aber beim Eingang in den Veliki Ćurčiluk verblieb ein kleiner Laden, eng, sauber, halbdunkel und fast leer, mit der großen alten Überschrift oberhalb der Tür: *Obren Radaković Kommissions- und Agenturgeschäft.* Zu beiden Seiten stand noch in einem goldenen Kreis geschrieben: *Gegründet 1885,* und darunter war in kleinen, bescheidenen Buchstaben hinzugefügt: *Eigentümer Veselin Ružić.*

Dieser Veso vom Gazda Obren, wie ihn alle Leute seit jeher nannten und den auch jetzt niemand Gazda Veso nannte, hatte sein Leben an der Seite seines Herrn

zugebracht und sah es als natürlich an, auch weiterhin im Schatten seines Namens zu bleiben, zu behüten, was übriggeblieben war, und der Familie zu dienen. Veso, ein Waise unbekannter Abkunft — er stammte irgendwoher vom Lande —, wirkte unreif, war klein, rundlich, pausbäckig und ohne Schnurrbart; er hatte eine feine Stimme und einen großen Kopf mit einem roten, vorzeitig gefurchten Gesicht. Dieser kleine Mann, der neben seinem mächtigen Gazda wie ein Wesen ohne eigenen Willen und selbständiges Denken ausgesehen hatte, war in Wirklichkeit ein ausdauerndes, verschwiegenes Bäuerlein. Seine Kleidung sah schlicht, aber reinlich und nett aus. Seine Frau Soka war ebenso klein, blond und rundlich wie er. Sie lebten im oberen Teil der Stadt in einem kleinen Häuschen, das vor Sauberkeit und Ordnung glänzte; es war weiß getüncht und gut instand gehalten, in den Fenstern und auf dem winzigen Hof sah man Blumen. Die beiden hatten keine Kinder und lebten friedlich und einträchtig wie zwei Turteltauben miteinander.

Jetzt, nach dem Tode des Herrn, saß er den ganzen Tag im Laden, sorgenvoll und einsam wie ein Waisenkind. Ohne die Unterstützung seines Gazda fühlte er sich verlassen und schwach, doch sein Verstand arbeitete, so schnell er nur konnte, und die Äuglein und kleinen roten Hände waren unaufhörlich in Bewegung. Auch in diesem Unglück zeigte er sich nicht nur anhänglich, sondern auch — auf seine Art und Weise — klug und geschickt.

Schon in den ersten Wochen ging Rajka täglich in den Laden. Dort sah sie mit Veso die Bücher und Rechnungen durch und besprach alles Nötige. Ohne zu reden,

düster und gelassen, machte sie sich mit der Buchhaltung, der Handelskorrespondenz und der ganzen Art der Geschäftsführung bekannt. Vergeblich sagte man ihr, daß das keine Beschäftigung für ein weibliches Wesen sei, noch dazu in ihrem Alter. Sie brachte hier täglich ein bis zwei Stunden neben Veso zu, nicht etwa, weil sie kein Vertrauen zu ihm hatte, denn so etwas wäre keinem Menschen eingefallen, auch nicht, weil die Geschäfte es verlangten, denn soviel war jetzt nicht zu tun, sondern weil sie lernen, Erfahrungen sammeln und sehen wollte, wie von dieser Seite der Mechanismus aussah, in dem ihr Vater umgekommen war und den sie jetzt immer besser kennenlernte, da sie die Banken und Ämter aufsuchte und ihr und der Mutter kleines, ungesichertes Vermögen in Ordnung brachte. Und schon das bloße Sitzen in dem halbdunklen, kühlen Laden neben diesem Veso, der wie eine lebende Erinnerung an Gazda Obren aussah, kam ihr vor wie ein Dienst an dem Vermächtnis, das ihr der Vater hinterlassen hatte.

Aber neben dem Laden und neben ihren Verhandlungen mit Geschäftsleuten und Ämtern vergaß Rajka nicht ihr Haus. Auch hier begann sie mit der Zeit ihren eigenen Willen durchzusetzen.

›Jetzt ist das Haus in meinen Händen‹, sagte sie sich schon nach der Halbjahresseelenmesse, die sie dem Vater hatte lesen lassen, und in demselben Augenblick fühlte sie, wie mitten in ihrer Brust etwas zitterte und klopfte, etwas schmerzlich Süßes und Erregendes, ein zweites, mächtigeres Herz.

Zuerst erklärte sie der Mutter ihren Plan für die Führung des Haushalts, nicht den ganzen Plan, sondern nur

soweit er sich auf sie bezog und soviel sie von ihm wissen mußte.

»Es ist Vaters Wunsch, daß wir sparen und wenigstens auf diese Weise das Übel gutmachen, das uns die Leute zugefügt haben. Das habe ich ihm versprochen. Wir müssen gleich damit beginnen. Von jetzt an wird das große Besuchszimmer nicht mehr geheizt, auch der Lehmofen im Vorzimmer nicht. Wir heizen dein Schlafzimmer, in dem du auch sonst die Tage verbringen wirst. Für Bedienung, Kost und alles übrige sorge von nun an ich. Du ruhe dich aus und kümmere dich um deine Handarbeiten.«

Frau Radojka weinte, so wie sie in diesen Tagen über alles weinte, was man zu ihr sagte. Sie hatte die Bedeutung dieser Worte noch nicht voll erkannt.

Im folgenden Monat rief das Fräulein Simo zu sich, den Burschen, der das Pferd und die Kuh besorgte, Holz spaltete, Wasser zutrug und all jene groben Arbeiten verrichtete, die im Hause eines Kaufmanns zu tun sind. Seit der Hochzeit Gazda Obrens lebte er hier im Hause. Er war allein, ohne Frau und Familie, ein kräftiger, schlichter und gutmütiger Mensch, wie geschaffen, ewig Diener zu sein und das Leben seiner Herrschaft zu leben. Er trat vor sie, während er sich mit der linken Hand über den braunen, lockeren Schnurrbart strich.

»Simo, ich habe dich gerufen, um dir zu sagen, daß sich seit dem Tode meines Vaters in unserem Hause alles geändert hat. Die Leute haben uns genommen, was ihnen und was uns gehört. Deshalb müssen wir jetzt an uns denken und uns überlegen, wie wir zu Rande kommen und uns einschränken können.«

»Schön, Fräulein Rajka, lassen Sie uns überlegen.«

»Wir werden«, fuhr das Fräulein fort, als ob sie ihn nicht gehört hätte, »auch das Pferd und die Kuh verkaufen und deshalb keinen Burschen mehr brauchen.«

»Wie?«

»Ich wollte dir sagen, daß du bis zum 1. Januar hierbleiben kannst und daß du dir schon jetzt eine Stelle suchen sollst.«

Simo wandte sich um und schaute in die Runde, als suchte er einen erwachsenen und verständigen Menschen neben diesem Mädchen, das nicht wußte, was es sprach.

»Und ich habe geglaubt, daß Sie gerade jetzt ein Mannsbild im Hause brauchen. Ich frage nicht nach der Bezahlung. Am Demetriustag waren es siebzehn Jahre, daß ich zum seligen Herrn gekommen bin. Seinetwegen möchte ich Sie und die Frau nicht um alles in der Welt verlassen, und sollte ich selbst von Wasser und Brot leben.«

Seine Stimme wurde dunkel, und seine Augen umschatteten sich.

Das Mädchen fühlte, wie in ihrer Brust etwas erbebte, etwas Süßes und Gefährliches zugleich; es war ein Gefühl, als beugte sie sich über einen tiefen Abgrund. Das brachte sie ins Wanken, doch gleich darauf dachte sie, daß es einer jener Augenblicke der Schwäche sei, von denen der Vater auf dem Totenbett gesprochen hatte; sie hob ihren Kopf noch höher und sagte kühl und schärfer als beabsichtigt:

»Ich weiß, Simo, daß du immer ein guter Mensch warst und daß dich mein Vater gern hatte, aber jetzt kommen für uns solche Zeiten, daß es besser ist, wenn du dich möglichst bald nach einer Stelle umsiehst.«

Der vierschrötige Mensch ging verwirrt und traurig hinaus, und das Mädchen rief nach der Köchin Rezika. Auch sie war schon sechs Jahre im Hause, eine kräftige Frau, etwas schroff und eigenwillig wie alle guten Köchinnen in der Welt. Das Mädchen wurde noch steifer und richtete sich noch mehr auf, wie zu einer Generalprobe.

»Rezika, du weißt, daß wir mit dem Vater alles verloren haben. Auch das Leben im Hause muß sich ändern. Es wird bei uns keine Gäste und kein großes Kochen mehr geben. Deine Arbeit wird von nun an geringer sein, und auch ich will im Hause helfen. Teure Bedienung können wir uns nicht mehr leisten. Simo habe ich bereits gekündigt. Dich könnten wir behalten, aber für zwanzig Kronen monatlich statt vierundzwanzig wie bisher. Wenn es dir so recht ist, könntest du bleiben. Überlege es dir bis morgen und gib mir dann Bescheid. Das Geld für die häuslichen Bedürfnisse verwalte von nun an ich. In der ersten Zeit gehen wir jeden Morgen gemeinsam auf den Markt.«

Bestürzung und wahrer Aufruhr machten sich breit, nicht nur im Hause, sondern auch in der Nachbarschaft und bei den entferntesten Verwandten und Bekannten. Verschiedene Verwandte ermahnten die Mutter, nicht zuzulassen, daß dieses unreife und eigenwillige Mädchen im Hause herrsche. Aber die Mutter konnte nur weinen oder lächeln. Gazda Mihailo kam und riet, nichts zu übereilen, denn die Vermögenslage sei zwar schwierig, die Not jedoch nicht so groß, daß man das Haus ganz zusperren müsse. Das Mädchen antwortete ruhig, daß sie am besten wisse, was der Vater in der Sterbestunde zu ihr gesagt habe, und wenn sie auch

noch nicht volljährig sei für andere Entscheidungen, so könne sie doch in ihrem Hause schalten und walten, wie sie wolle.

Zu Neujahr verließ Simo tatsächlich das Haus. Rezika blieb noch zwei Monate bei geringerem Lohn, länger konnte sie es nicht aushalten. Das Fräulein pflegte mit ihr auf den Markt zu gehen, wo sie mit jedem Tag die Ausgaben weiter verringerte und zugleich die Menge und Güte der gekauften Lebensmittel herabsetzte. Schließlich lief Rezika die Galle über. Weinend verabschiedete sie sich von der Frau, und dann erzählte sie in den Nachbarhäusern, daß sie lieber einer Eskadron Husaren diene als diesem Ungeheuer von einem Kind, das noch in die Sagenwelt eingehen werde, wenn es so weitermache.

Das Fräulein nahm ein Mädchen für die gesamte Hausarbeit. Sie führte jetzt mit der Mutter die Küche. Die Verwandten und Freundinnen, die ihr zu Beginn Ratschläge erteilt hatten, wurden ihrer Halsstarrigkeit bald müde und ließen sie nach ihrem Kopf wirtschaften. Und sie arbeitete planvoll und mit Geduld. Jeden ihrer Entschlüsse führte sie schnell und unerbittlich aus, aber sie dachte lange darüber nach, bevor sie ihn faßte, und zwischen den einzelnen Entschlüssen ließ sie genügend Zeit verstreichen; die Zeit half ihr, gefaßte Entschlüsse zu verwirklichen und neue zu fassen.

Solange ihr Onkel Vlado lebte, konnte er ihr mancherlei Übertreibungen ihrer Sparsucht ausreden und sie dazu bewegen, die Verbindung zur Welt nicht ganz abzubrechen. Seiner Schwester, ihrer Mutter, brachte er Geschenke, damit sie die zugedrückte Hand und die strenge Gemütsart ihrer Tochter möglichst wenig fühle.

Mit ihm konnte man noch lachen und scherzen, denn er war einer von jenen Menschen, denen man einen Wunsch schwer abschlägt und eine Sünde leicht verzeiht. Selbst der Kampf, den er und Rajka ununterbrochen ihrer Sparsamkeit und seiner Verschwendung wegen führten, hatte etwas Fröhliches und Gutmütiges.

Wenn sie ihn am wenigsten erwarteten, kam er hereingeschneit. Er traf Rajka bei schwerer Arbeit an, mit einem Tuch um den Kopf, staubig und rußig bis zu den Ellenbogen.

»Komm, mach dich fertig! Ich bin gekommen, um dich zu einem Gefrorenen im ›Benbaša‹ einzuladen. Eine ganze Gesellschaft ist da.«

»Gott mit dir, du siehst, wie ich ausschaue! So ein schöner Tag, da habe ich begonnen, den Dachboden zu entrümpeln und zu reinigen.«

»Der Boden läuft dir nicht davon. Also, zieh dich an! Die Droschke wartet.«

»Droschke, sagst du? Oh, bei Gott, du bist reif für die Irrenanstalt!«

Sie schaute durchs Fenster und sah eine neue, glänzende Droschke und einen Kutscher mit rotem Fes auf dem Kopf und mit einer Blume auf der Peitschenspitze. Schon der Gedanke, daß der Kutscher stundenweise bezahlt werde und daß mit jeder Minute die Ausgabe wachse, fügte ihr einen unerträglichen Schmerz zu, als verlöre sie ihr Blut tropfenweise. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, nur um nicht ihn und den verfluchten Kutscher zu sehen, und kreischte auf, um sein Lachen zu übertönen.

»Ich will nicht, weder dich noch ihn will ich sehen. Vlado, ich bin ernstlich böse.«

»Komm, wenn dir etwas an meinem Leben liegt!«

»Wenn du so bist, wäre es besser, du lebtest nicht.«

Aber wer konnte sich in seinem Beisein wirklich ärgern und ernst bleiben?

Im Zimmer begann ein Laufen, Lachen und Sichsträuben. Schließlich einigten sie sich: Er würde den Kutscher entlassen (denn das teure Warten konnte sie nicht ertragen), und sie wollte sich waschen und ankleiden. Dann gingen sie zu Fuß durch die Stadt. Er schön, lächelnd, im weißen Anzug aus japanischer Seide, mit einer Rose im Knopfloch, sie dagegen finster, abgezehrt, mit einer Frisur, die keinen Namen hatte, und einem Rock, der hinten länger war als vorn.

Es geschahen noch dümmere und wunderlichere Dinge, denn bei ihm war kein Wunder ausgeschlossen und unmöglich. Eines Morgens erschien er bei ihnen im Hause, unausgeschlafen, staubig, lächelnd, mit einem kleinen Lamm im Arm.

»Immer sagt ihr mir, daß ich nicht arbeite und nichts verdiene«, meinte er lachend, »aber seht, ich habe mich im Ernst dem Handel und der Landwirtschaft geweiht. Hier bringe ich euch die erste Frucht meiner Arbeit.«

Doch als er sich gesetzt und alles erzählt hatte, sah man, worum es sich handelte.

Mit zwei Freunden, solchen wie er, war er zur Bosnaquelle gefahren. Dort hatten sie bei Musik und Zechgelage die ganze Nacht verbracht. (»Was ist eine Sommernacht? Nichts. Wenn du dich umdrehst, ist sie vorüber!«) Bei Sonnenaufgang fuhren sie in einer Kutsche zurück nach Sarajevo. Unterwegs stießen sie auf eine ganze Herde Schafe, von denen einige erst kurz vorher gelammt hatten. Ihr Kutscher kam nur schwer

durch die dichte, wogende Masse, die nach Wolle, Milch und Staub roch. Zuerst ärgerten sie sich darüber, schließlich aber kam ihnen das Ganze amüsant vor.

Junge Leute, die eine ganze Nacht mit Gesang und Trunk verbracht haben, besitzen an solchen sommerlichen Sonnenaufgängen ein weites Herz und verspüren großes Verlangen nach kühnen Streichen. Es gibt keinen Gedanken, der ihnen in diesen Stunden nicht einfiele und den sie nicht bereit wären auszuführen. Einer von den Freunden machte den Vorschlag, die ganze Schafherde gemeinsam zu erwerben, nach Sarajevo zu treiben, dort zu verkaufen und den Gewinn zu teilen. Alle drei waren begeistert. Der Mann, der die Herde trieb, war ein Lohnknecht, er sagte ihnen, daß sein Herr in Alipašin Most zu finden sei. Als sie ins Gasthaus von Alipašin Most kamen, trafen sie dort auf einen dicken, verschlagenen Dorfspekulanten, der den Vorschlag der lustigen herrschaftlichen Burschen ablehnte. Als sie aber ernsthaft und zäh auf dem Geschäft bestanden, begann er den Preis zu steigern. Die Sache endete mit einer phantastischen Verkaufssumme, die wenigstens dreißig Prozent über dem Marktpreis lag. Die jungen Leute schütteten ihr ganzes Geld aus, das sie bei sich hatten, kauften einundsechzig Schafe und elf Lämmer und trieben ihr Vieh auf Sarajevo zu. Aber schon unterwegs flaute ihre Begeisterung ab, und sie bereuten ihr Tun, noch ehe sie die Stadt erreicht hatten. Da Markttag war, begaben sie sich auf den Viehmarkt. Dort sahen sie erst, daß es nicht leicht war, soviel Vieh auf einmal zu verkaufen. Als sie es satt hatten, ließen sie einen Mann zurück, daß er den Verkauf durchführe. Natürlich mit einem unvermeidlichen Verlust.

Rajka lachte über diese Dummheit und weinte vor Zorn ob des leichtsinnigen Verlustes und der Verspieltheit dieser jungen Leute, die bereits Geschäftsinhaber und Hausherren sein müßten. Immerfort wollte sie wissen, wieviel sie für ein Schaf gezahlt hätten und wie groß der Verlust sein werde. Aber Vlado lachte nur, und statt zu antworten, hielt er ihr sein weißes, friedliches Lamm ins Gesicht.

Dieses Lamm blieb in ihrem Hause, wurde ganz zahm und lebte bei ihnen wie ein Hündchen. Sie gewannen das Tier so lieb, daß sie es nicht übers Herz brachten, es zu schlachten, sondern es einem Fleischer verkauften.

Dann kam das letzte Jahr Onkel Vlados, sein dreiundzwanzigstes Lebensjahr, eine häßliche, schwere Zeit voller Schulden, Prozesse und Pfändungen; sein Leben wurde immer unerquicklicher, und zum Schluß kam noch Krankheit hinzu. Er starb in Dubrovnik ganz einsam in einem Hotel; am zweiten Tag nach seiner Ankunft erstickte er an einem Blutsturz. Das Hotelpersonal schleppte die wenigen wertvollen Gegenstände fort, die er noch besaß. Auch zum Sterben hatte er sich die teuerste Art und Weise ausgesucht, die es gab!

Rajka wurde danach immer einsamer, sie wußte selbst nicht, wie, wann und warum. Auch die nächsten Altersgenossinnen bekamen sie immer seltener zu Gesicht. Die Freundinnen ihrer Mutter kamen noch eine Zeitlang zu Besuch. Als Rajka jedoch sah, wieviel Kaffee und Zucker bei diesen müßigen Gesprächen vergeudet wurde, begann sie den Küchenschrank abzusperren und den Schlüssel bei sich zu tragen. So stellten auch sie allmählich ihre Besuche ein. Nur die Verwandten väter- und mütterlicherseits verkehrten immer noch bei

ihnen gemäß den mächtigen Gesetzen der verwandtschaftlichen Bindungen, die bei uns auch dann noch gelten, wenn alles andere nachläßt, sowie gemäß dem alten Grundsatz all unserer bürgerlichen Familien: »Mag er sein, wie er will, er ist einer der Unsrigen.« Sie kamen unmutig und mit mannigfaltigen Befürchtungen, und sie fragten sich stets, welch unangenehme Überraschung sie diesmal erleben würden. Denn dieses Haus, das einst in jenem warmen Überfluß strahlte und glänzte, der nicht so sehr vom Reichtum als vielmehr vom Herzen und dem angeborenen Edelmut des Hausherrn herrührte, wirkte jetzt von Jahr zu Jahr kühler und unfreundlicher. Kein Gegenstand war aus dem Hause getragen worden, doch alles, was durch Gebrauch abgenützt und was beiseite gelegt werden konnte, war den menschlichen Händen, Füßen und womöglich den Blicken entzogen. Dem Fräulein schien es, als sparten die in den Schränken und Truhen eingeschlossenen Sachen zusammen mit ihr, während jene, die in Gebrauch waren, täglich etwas verloren, denn jede Berührung, jeder Blick fremder Augen nahm ihnen etwas. Die ersteren kamen ihr vor wie ein Kapital, das sich im Verborgenen mehrte, all die anderen wie eines, das sich, offen und unverteidigt, wie es war, verringerte und zerschmolz, sich selbst verzehrte und weitere Auslagen verursachte. Aber auch das, was in Gebrauch blieb, veränderte sich auf unerklärliche Weise. Alles stand da, als wäre es miteinander verfeindet. Man konnte nicht sagen, daß das Haus unrein oder verwahrlost gewesen wäre, aber es war weit von jener hellen und gesunden Reinlichkeit entfernt, die in glücklichen Häusern zu beobachten ist, denn der Geiz ist eine von den Leidenschaf-

ten, die mit der Zeit auch den physischen Schmutz nach sich ziehen. Hier lebte man noch von der früheren Reinlichkeit. Aber die ersten Anzeichen wurden bereits offenbar. In allen Räumen und um jeden einzelnen Gegenstand verbreitete sich unbemerkt eine Atmosphäre düsterer Langeweile und eisigen, versteinerten Mißmuts. Alles in diesem Hause verlor langsam, aber beständig, mit jedem Tag und jeder Stunde, etwas von seinem Glanz und seiner Lebenswärme und überzog sich mit jener kaum merklichen grauen Haut, die der Unsauberkeit vorangeht. Auf den ersten Blick sah man, daß diese Sachen nur soweit gereinigt wurden, als es unbedingt notwendig war, damit man nicht sagen konnte, sie seien schmutzig; es war klar, daß man von ihnen nicht mehr verlangte, als daß sie den Zweck erfüllten, für den man sie brauchte. Ein solches Aussehen erhalten mit den Jahren Gegenstände und Räume in den Tekijas, in manchen Klöstern oder in den Wohnungen lediger Sonderlinge, die bloß einem Gedanken, einer Leidenschaft leben. Solchen Häusern weicht man jedoch aus, und man betritt sie nur im Notfall.

Außer den Verwandten kamen noch lange Zeit Bettler ins Haus. Man muß wissen, daß die Bettler im damaligen Sarajevo noch zu jener besonderen Sorte von Bettlern gehörten, wie sie in jeder orientalischen Stadt zu finden sind.

Die Bettlerschicht ist in Wirklichkeit eine von jenen Einrichtungen, die auf geheiligtem Aberglauben und listiger Berechnung beruhen und in denen die reichen Leute ein billiges Mittel zur Beruhigung ihres Gewissens und die Armen einen unmittelbaren Weg zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse sehen. Aber unsere alte

bürgerliche Gesellschaft hat das nicht so angesehen. Für sie waren das »Menschen Gottes«, ein Gegenstand allgemeiner Sorge und Verpflichtung. Waisenkinder, von Geburt an verkrüppelt und unglücklich, mit ausgestreckter Hand und unstetem, mal bösem, mal furchtsamem Blick. Taubstumme, geistesschwache oder sonstwie unglückliche Frauen, die nicht arbeiten können oder nach allgemeiner Auffassung und mit allgemeiner Zustimmung nicht zu arbeiten brauchen. Hinfällige, doch heiter dreinblickende Greise, das Gesicht vom Bart umwuchert, in Kleidern, die aus lauter Flicken zusammengesetzt sind, mit einem Brotsack auf dem Rücken und einem Stab in der Hand; sie gleichen dem lieben Gott aus den Legenden, wie er als Bettler verkleidet durch die Welt wandert, um die Herzen der Menschen zu prüfen, um zu erforschen, wer würdig ist, reich und glücklich zu sein, und wer nicht. Sie alle stellen für jedes reiche oder auch nur vermögende Haus eine Art guter Geister dar, einen lebendigen Beweis, daß Wohlstand und Aufschwung in diesem Hause von Dauer sind. In ihnen sehen die vermögenden Leute eine Bestätigung »der unbegreiflichen, doch ewigen Ratschlüsse einer göttlichen Vorsehung«, der zufolge die einen alles haben und immer haben werden, während die anderen nichts haben und nie etwas haben werden, obwohl die ganze Welt sie um Gottes Lohn beschenkt.

Da sie ihren festen Wege- und Zeitplan haben, erscheinen sie in den einzelnen Häusern an bestimmten Tagen oder sogar zu bestimmten Stunden, empfangen *ihren* Kreuzer oder *ihr* Stück Brot als Teil dieses Gutes und Besitzes, auf das sie ein unverbrieftes, doch heiliges Recht haben, und ziehen weiter, während sie den Haus-

vätern ihre Segenswünsche schenken, die mehr sind als leere Worte, und sie noch mehr das Glück und die Freude über das empfinden lassen, was Gott gegeben hat, was die Menschen und das Unglück nicht haben nehmen können und was das Almosen – dieses Lösegeld – schützt und erhält.

Dieses Betteln hat bei uns nicht denselben Sinn und die gleiche Bedeutung wie in den Ländern Westeuropas. Die Bettler dort sind größtenteils lasterhafte Menschen, Schmarotzer und Betrüger, die nach Opfern suchen, während unsere Bettler (wenigstens nach unseren orientalischen Begriffen) selbst Opfer sind, Geschöpfe, die auf ihrem Rücken einen unvermeidlichen Teil des gesellschaftlichen Elends tragen, eben dadurch zu Gläubigern aller anderen werden und am Glück der Glücklichen und am Reichtum der Reichen teilhaben. Das Betteln bei uns läßt (oder ließ) sich nur im engsten Zusammenhang mit unserer bürgerlichen und kaufmännischen Auffassung vom menschlichen Schicksal und mit unserer Lebens- und Erwerbsweise erklären. Es stellt einen notwendigen, alten und beständigen Austausch zwischen den Besitzenden und jenen dar, die unglücklich und bedürftig sind, eine natürliche und anerkannte Art, zu ersetzen und wiedergutzumachen, was man anders nicht gutzumachen vermochte oder verstand. Infolgedessen wurde die Bettelei nach stiller, alter Überlieferung als etwas Heilsames und Gerechtes angesehen, als etwas, das gleichermaßen notwendig war für die Gebenden wie für die Nehmenden.

In dem Hause waren die Bettler in den letzten achtzehn Jahren herzlich aufgenommen und reich beschenkt worden. Das wußte man. Jetzt begann sich

auch das zu ändern. Nur sah das Fräulein ein, daß man hierbei nicht so schroff und grob verfahren könne wie in der Dienstbotenfrage. Ihre Mutter, die in allem nachgiebig war, zeigte sich in dieser Angelegenheit lange widerspenstig. Für sie war das Beschenken der Bettler eine tiefverwurzelte, heilige Pflicht; diese Auffassung hatte sie aus ihrem Vaterhaus mitgebracht und auch in dem Hause vorgefunden, in das sie geheiratet hatte. Sie konnte sich nicht denken, daß man an dieser so heiligen Einrichtung rührte, solange auch nur ein Stückchen Brot im Hause war. Deshalb konnte Rajka diesen Brauch nicht plötzlich abbrechen, doch nahm sie von nun an das Beschenken der Bettler wie alles übrige in ihre Hand.

Die Bettler spürten sofort diese Hand. Sie empfing sie jetzt auf ihre Art und Weise: streng, kühl, mit scharfem Blick prüfend, wer Hilfe verdiente und wer nicht; sie suchte in den Lumpen der Bettelnden Spuren heimtückisch verborgenen Reichtums und in ihren Körperfehlern Unaufrichtigkeit und Verstellung zu entdecken. Die meisten von ihnen hatten sie schon als Kind gekannt und grüßten sie, indem sie ihr mit der Hand winkten, einen Gruß murmelten oder ein armseliges Lächeln aufsetzten und vergeblich darauf warteten, daß auch sie lächle.

Wenn sie feststellte, daß der Bettler wirklich alt und schwach war und daß sie keine Ausrede hatte, ihn abweisen zu können, schloß sie die Haustür ab und ging in die Küche. Dort nahm sie ein Stück altes Brot und harten Käse und kam zurück, um es ihm zu geben. Aber da sie noch unsicher und ein wahrer Anfänger in der schweren Kunst des Sparens und Geizens war, erinnerte

sie sich erst im Gang, daß irgendein noch bedürftigerer Bettler kommen könne, kehrte in die Küche zurück und ließ den Käse im Schrank. Sie nahm nur das Brot mit sich, aber als sie es unterwegs betrachtete, kam ihr das Stück zu groß vor; wieder ging sie nun in die Küche, halbierte das Brot und ließ die Hälfte im Korb. Als sie schon mit dem, was sie schließlich für den Bettler bestimmt hatte, gehen wollte, gab es ihr einen Riß, sie nahm wiederum das Messer und schnitt auch von diesem Stück eine dünne Scheibe ab. Und als sie dem Bettler das Stück in die Hand gab, betrachtete sie noch immer das Brot und den Gesichtsausdruck des Bettlers, um abzuschätzen, ob sie sich nicht etwa getäuscht und zuviel gegeben habe.

Jeder Anlaß war für sie gut und hinreichend genug, einen Bettler abzuweisen und davonzujagen. Einer hatte vergessen, das Hoftor zu schließen, ein anderer hatte mit seinen bloßen Füßen Straßendreck hereingetragen und das feine, weiße Pflaster beschmutzt, das ihren Hof vor allen Kaufmannshöfen in Sarajevo auszeichnete. Eines Tages las sie wieder in der Zeitung, daß in Paris eine Bettlerin in Elend und Lumpen gestorben sei und daß man später in ihrem Strohsack Ersparnisse in Höhe von 250 000 Franken gefunden habe. Das diente ihr als Vorwand, eine ganze Woche alle Bettler abzuweisen, indem sie sie beschimpfte, sie verstellten sich nur, und in Wirklichkeit lägen sie auf dem Gelde.

So ging es Tag für Tag, Monat für Monat. Schließlich geschah etwas, was für ein Kaufmannshaus, in dem noch ein menschliches Wesen lebte, unerhört und undenkbar war. Die Bettler kamen immer seltener, bis sie schließlich ganz wegblieben. Frau Radojka beklagte sich

bitter, daß »kein Mühseliger und kein Beladener« über die Schwelle ihres Hauses komme. Oft stand sie am Fenster und schaute erschrocken und besorgt auf die Straße, dann konnte sie mit eigenen Augen sehen, wie bekannte Bettlergestalten vorbeischlüpften und um ihr Haus einen Bogen machten, als sei es verpestet oder ausgestorben. Sie weinte und grämte sich darüber, als müßte sie selbst auf etwas verzichten, ihr war, als hätte sie ein schwerer, unüberwindlicher Fluch getroffen.

Planmäßig und nacheinander befreite sich das Fräulein von allem, was sie ihrer Meinung nach auf ihrem Wege behinderte, dessen Endziel sie niemandem verriet und auch sie selbst nicht klar und vollständig vor sich sah. So kam der Termin heran, da ihre Versicherung ablief. Mit Beginn des neuen Jahres sollte das Fräulein zwanzigtausend Kronen von der Versicherungsgesellschaft in Triest erhalten.

Ende Januar erschien bei ihnen dann auch tatsächlich Gazda Mihailo, Rajkas Vormund einfach und ruhig wie immer, doch etwas feierlicher als sonst, fast gerührt. Er atmete schwer, denn sein Asthma machte ihm stark zu schaffen und behinderte ihn bei der Arbeit. Er kam, um ihr mitzuteilen, daß die Gesellschaft ihre Versicherungssumme ausgezahlt habe und der Betrag auf ihren Namen in der Union-Bank eingezahlt worden sei.

Das Fräulein nahm die Nachricht ohne die mindeste Aufregung entgegen. Nur die Falte zwischen den Augen verdoppelte sich und zeigte, daß sie angestrengt nachdachte.

Der Vormund zeigte ihr die Papiere, aus denen zu ersehen war, daß die Gesellschaft die ganze Summe

nach Abzug von sechsundsiebzig Kronen für Gebühren und Spesen ausgezahlt hatte. Gleichzeitig teilte er ihr mit, daß die Gesellschaft, die sich in allem sehr entgegenkommend gezeigt habe, erwarte, das Fräulein werde gestatten, daß in den Zeitungen Sarajevos die übliche Anerkennung für die rasche Erledigung und die kulante Auszahlung erscheine.

»Ich erlaube es, doch unter der Bedingung, daß die Gesellschaft die sechundsiebzig Kronen Spesen auf sich nimmt. Sonst nicht.«

Gazda Mihailo schaute das Mädchen überrascht an wie ein Mensch, der seinen Ohren nicht traut und mit seinen Augen das Gehörte überprüfen will. Er bemühte sich, ihr sorgfältig auseinanderzusetzen, daß es nur recht und billig sei, wenn sie ihre Zustimmung gebe, daß diese öffentliche Danksagung in den Zeitungen erscheine, und daß es unmöglich sei, dies mit den Spesen zu verbinden, die nach den Statuten der Versicherte tragen müsse. Alle täten es, und die Gesellschaft habe es vollkommen verdient; außerdem koste es Rajka nicht das geringste.

»Mich kostet es nichts, aber die Gesellschaft hat einen Nutzen davon, und deshalb muß sie mir etwas zahlen, wenn sie will, daß die Anzeige in den Zeitungen erscheint.«

Gazda Mihailo verließ hüstelnd das Haus, und die seltsamsten Gedanken über dieses Mädchen gingen ihm durch den Kopf.

Die Danksagung erschien nicht. Aber Gazda Mihailo sollte noch größere Überraschungen mit seinem Patenkind erleben.

Eines Tages, kurze Zeit darauf, erschien das Fräulein

in Gazda Mihailos Laden, und da sie ihn allein antraf, teilte sie ihm kurz und bündig mit, daß sie beabsichtige, von dem Gesetz Gebrauch zu machen, das ihr die Möglichkeit gebe, sich mit Rücksicht auf besondere Verhältnisse bereits mit achtzehn Jahren für volljährig erklären zu lassen. Sie zählte alle Gründe auf, die sie dem Gericht angeben wolle: das Geschäft, das nach dem Tode des Vaters mit Schulden belastet sei, die Krankheit des Vormunds und seine Inanspruchnahme durch eigene Geschäfte, die alte Mutter, die sie unterhalten müsse, ihre Erfahrung und ihren Willen, die Geschäfte selbst zu führen, die in diesem Falle lebendiger und besser verlaufen würden. Und jetzt bitte sie um sein Einverständnis.

Gazda Mihailo sah sie mit seinen müden und vorzeitig gealterten Augen an, in denen sich schmerzliche Überraschung und Verwunderung spiegelten. Er begann sich eine Zigarette zu drehen, schaute auf seine Finger und sagte ruhig: »Gut, mein Kind, aber habe ich eure Geschäfte bisher schlecht geführt?«

»Nein, Pate Mihailo, da sei Gott vor! Doch du siehst selbst, wie unsere Sache steht. Und warum sollst du dich auch noch mit unseren Sorgen herumquälen, während ich doch so jung und gesund bin? Ich werde stets deinen Rat einholen, aber es ist besser, wenn ich unsere Geschäfte selbst erledige. Das war auch Vaters Wunsch.«

Gazda Mihailo schaute das Mädchen an, als erblickte er es jetzt zum erstenmal, und suchte angestrengt in seinem Gesicht die Züge des Kindes zu entdecken, das er einst gekannt hatte.

Schließlich stimmte er zu. Alles andere besorgte

Rajka. Sechs Wochen nach dieser Aussprache brachte ihr der Rechtsanwalt den Gerichtsbeschluß, auf Grund dessen sie für volljährig erklärt wurde.

Als es Gazda Mihailo mitgeteilt wurde, nahm er die Sache gut auf; er zeigte keine Spur von Unmut und verbarg seine Besorgtheit.

»Du hast«, sagte er leise und feierlich, »nach dem Gesetz die Freiheit, das Deine zu verwalten, aber für mich bist du wie mein eigenes Kind, und ich mache keinen Unterschied zwischen dir und meinen Kindern. Was immer ihr braucht, an meiner Hilfe und meinem Rat soll es nicht fehlen. Damit du es weißt!«

Das Fräulein dankte ihm, aber sie äußerte sich nicht über die Art und Weise, wie sie das Geld, das sie von der Versicherung erhalten hatte, einzuteilen und zu verwenden gedachte. Überhaupt hatte sie in der letzten Zeit mit ihrem Vormund immer weniger über geschäftliche Dinge gesprochen. Jetzt wich sie einem solchen Gespräch geradezu aus. Sie sprach nur mit denen, die sie brauchte, und nur über das, worüber sie sprechen wollte. Ohne Not wünschte sie niemand auch nur einen guten Tag, schon früher nicht und jetzt, da sie zu ihrem Geld gekommen war, erst recht nicht.

Nicht nur Gazda Mihailo, sondern auch Direktor Pajer und die ältesten und erfahrensten Kaufleute wunderten sich sehr, mit welcher Umsicht Rajka ihr Geld von der Versicherung übernahm, wie sie es schnell, klug und unbemerkt anlegte, nach allen geheiligten Regeln kaufmännischer Wirtschaft. Und sie ging ihren Weg, auf dem sie sich weder von Schmeichelei und Tadel verwirren oder erschüttern noch durch Rücksichten aufhalten ließ. Ihr Geld begann zu arbeiten.

In Wirklichkeit hatte es schon seit einiger Zeit zu arbeiten begonnen.

Mit der Zeit merkten alle, daß das Fräulein schon längst nicht mehr um die Liquidation des väterlichen Erbes und die Sicherung ihres Hauses bemüht war, sondern sich in ganz neuen Geschäften betätigte, die sie selbst ersann und durchführte. Dennoch kamen ihr alle auch weiterhin entgegen und empfingen sie als die Waise Gazda Obrens immer außer der Reihe und ungewöhnlich liebenswürdig.

Da aber ihr Kapital jetzt plötzlich anwuchs, hatte sie es weniger nötig, an fremden Schwellen zu bitten. In den wenigen Jahren hatte sie Menschen, Einrichtungen und Geschäfte kennengelernt; jetzt konnte sie selbst Neuigkeiten und Veränderungen auf dem Geldmarkt von Sarajevo verfolgen, und zwar nicht auf jenem großen, öffentlichen, sondern auf jenem kleinen und geheimen, aber äußerst lebhaften Geldmarkt, der für die meisten Menschen unsichtbar bleibt, den jedoch unglückliche und lasterhafte Menschen, die Sklaven hoher Zinsen und unerbittlicher Termine, nur zu gut kennen.

Im übrigen begannen jetzt die Menschen sie aufzusuchen.

III

Sarajevo um das Jahr 1906! Eine Stadt, in der sich Einflüsse kreuzen, Kultursphären mischen und verschiedene Lebensweisen und einander widersprechende Auffassungen zusammenstoßen. Aber alle diese verschiedenen Klassen, Konfessionen, Nationalitäten und gesellschaftlichen Gruppen haben eins gemeinsam: alle brauchen Geld, und zwar viel mehr, als sie besitzen. Vor allem gibt es eine große Zahl von einfachen Menschen, die nicht einmal das Notwendigste haben. Ihr Leben ist nichts anderes als ein unendliches Verlangen und eine ewige Jagd nach Geld. Aber auch von denen, die etwas haben oder so aussehen, als hätten sie etwas, wünscht jeder mehr und Schöneres zu besitzen, als er hat. Von alters her war Sarajevo eine Stadt des Geldes und des Geldhungers, aber zu dieser Zeit ist sie es mehr denn je. Unsere bürgerliche Welt, die ohnehin mit den türkischen Gewohnheiten der Faulheit und dem slawischen Bedürfnis nach Ausschweifungen erblich belastet ist, hat dazu noch die österreichischen formalen Begriffe von der Gesellschaft und den gesellschaftlichen Verpflichtungen übernommen, nach denen das persönliche Ansehen und die Klassenwürde des Menschen auf

einer bestimmten Zahl unnützer, sinnloser Ausgaben, oft auf einem leeren, lächerlichen, geist- und geschmacklosen Luxus beruhen.

Man kann sich schwer eine Stadt vorstellen, die weniger Geld und geringere Erwerbsquellen, aber einen größeren Geldhunger, weniger Arbeitslust und Erwerbsgeschick, aber mehr Wünsche und Gelüste aufweist. Die Vermischung von orientalischen Gewohnheiten und mitteleuropäischer Zivilisation schafft hier eine besondere Form des gesellschaftlichen Lebens, in der die Einheimischen mit den Zugewanderten in der Schaffung neuer Bedürfnisse und neuer Anlässe zur Verschwendung wetteifern. Die ehemaligen Gewohnheiten der Armen, sich zurückzuhalten, und der besitzenden Klassen, zu sparen, sind vollständig verblaßt. Soweit es noch Menschen mit den alten kaufmännischen Gewohnheiten der Bescheidenheit und dem Grundsatz gibt, wenig zu verdienen, jedoch viel zu sparen, stehen sie abseits von allem gesellschaftlichen Verkehr als lächerliche Überbleibsel längst vergangener Zeiten.

Inmitten einer Gesellschaft, in der der dringende und große Geldhunger ein unsichtbares, doch dichtes und unentwirrbares Netz von Schulden und Darlehen in jeder Höhe und in den verschiedensten Formen geflochten hatte, begann das Fräulein ihr Kapital anzuhäufen. Menschen wie sie, die weniger brauchen, als sie haben, gab es so wenige, daß man sie an den Fingern einer Hand abzählen konnte, dagegen gab es solche, die Geld brauchten, weil sie nicht das Notwendigste besaßen oder mehr verschwendeten, als sie sich leisten konnten, zu Tausenden. Sie drang nicht tiefer in die gesellschaft-

lichen Verhältnisse ein und forschte auch nicht nach dem tatsächlichen Zusammenhang zwischen Ursachen und Folgen, sondern zog ihre Schlüsse auf Grund dessen, was an der Oberfläche zu sehen war, wie es Frauen und überhaupt alle Menschen zu tun pflegen, die von einer großen Leidenschaft beherrscht werden; auf das Fräulein traf das eine wie das andere zu. Sie brauchte nicht viel, um diese ganze Stadt und das ganze Leben ringsum als ihr Jagdgebiet zu betrachten und alles über ihrer Beutegier zu vergessen.

Schon in den ersten Jahren hatte das Fräulein angefangen, im Laden ihres Vaters Männer und Frauen zu empfangen, die rasch Geld brauchten. Die Sache begann bescheiden und harmlos, entwickelte sich jedoch schnell und nahm gefährliche Ausmaße an, besonders später, als sie das Geld aus der Versicherung erhielt und großjährig wurde. Während Veso, der nicht an ihre Pläne dachte, im kleinen Geschäfte machte und mit Bauern um zwei bis drei Fuchspelze feilschte, begann das Fräulein die Wonne zu spüren, die solchen Menschen wie ihr jenes »heckende« Geld bereitet — jene kühle Trunkenheit, die die Wucherer in ihren feuchten Läden besser als die Sonne und schöner als der Frühling heimlich wärmt und bestrahlt. Und als sich das Verleihgeschäft zu verzweigen anfing und die Zahl der Besucher wuchs, ging sie dazu über, sie nicht nur im Laden, sondern auch zu Hause zu empfangen. Natürlich galt das nur für auserwählte, bedeutendere und profitablere Kunden.

Das öde, traurige Haus ohne Lachen und Unterhaltung, ohne Wärme und Schmuck, um das selbst die Bettler einen Bogen machten, empfing jetzt neue, ungewöhnliche Besucher. Da konnte man sehen, wie ver-

schieden die Menschen waren, die das Geld und der Geldhunger mit unsichtbaren Fäden anzogen.

In der ersten Zeit war jeder Besuch für das junge Mädchen ein Ereignis, auf das sie sich besonders vorbereitete und das sie lange im Gedächtnis behielt, doch mit der Zeit wurde die Zahl jener, die ihre Bedürfnisse hierhertrieben, größer, als ihr lieb war, und sie empfing die Kunden immer nachlässiger und rücksichtsloser, mit immer mehr Vorsicht und Strenge. (Bald lernte sie Menschen kennen, die, von dringender Not oder allmächtiger Leidenschaft getrieben, verzweifelt um ein Darlehen nachsuchten; sie erkannte, wie schwach, kraftlos und zu allem bereit ein solcher Mensch war und wie wenig man ihn zu achten und ihm gegenüber Rücksicht zu nehmen brauchte. Das offenbarte sich ihr von selbst, gleich zu Beginn ihrer Arbeit, und sie nützte diese Erkenntnis reichlich und rücksichtslos aus.)

Winter und Sommer saß das Fräulein in jenem fast leeren Vorzimmer an einem kleinen Tisch, auf dem kein einziges Buch und kein Stückchen Papier lag, sondern nur ein altes Tintenfaß mit einem billigen Federhalter stand, der noch aus ihrer Schulzeit stammte. Sie saß auf einem einfachen, harten Stuhl, daneben stand ein zweiter, der – noch kleiner und härter – für den Besucher bestimmt war. Der Raum wurde auch bei größter Kälte nicht geheizt.

»Behalten Sie den Mantel an«, sagte dann das Fräulein gewöhnlich zu ihrem Besucher und fügte mit etwas rachsüchtiger Stimme hinzu, »denn bei mir wird nicht geheizt.«

Und nachdem sie ihn so in eine höchst unangenehme und für ihn ungünstige Lage gebracht hatte, fragte sie

ihn streng und verwundert nach seinem Begehr, so als hätte er sich in der Haustür und in der Person, mit der er sprach, geirrt.

In den meisten Fällen endete die Aussprache tatsächlich damit, daß der Besucher mit leeren Händen wegging, nachdem er vor dem Fräulein seine ganze Not und Pein ausgeschüttet hatte. Bei jenen seltenen Kunden, die etwas bei ihr erreichten, wurde die ganze Angelegenheit auf den anderen Tag verschoben. Am nächsten Tag konnten sie auf ihrem Schreibtisch ein Papier mit den Bedingungen für ein kurzfristiges Darlehen finden. Je nach der Länge der Frist lautete die Verpflichtung immer auf eine Summe, die um zehn bis dreißig Prozent höher lag als die, welche der Schuldner wirklich erhielt. Die übrigen Bedingungen stimmten völlig mit dem Gesetz überein, das heißt, sie bewegten sich an seiner äußersten Grenze. Die Auszahlung erfolgte niemals hier im Hause, sondern in Vesos Laden oder sogar durch einen Dritten; sehr oft auf dem Umweg über irgendeinen Geldwechsler am Platz vor der Armenküche oder einen unansehnlichen, kleinen Kaufmann, der in einem halbleeren, öde und ärmlich aussehenden Laden saß. Denn tief unter der sichtbaren und stürmischen Oberfläche der Gesellschaft, die lebt und Geld ausgibt, genießt und verschwendet, besteht auch ein unsichtbares und dünnes, stählernes und festes Netz des Wucherertums, eine stumme, namenlose, mächtige Organisation jener, die alles im Leben, was überflüssig und nebensächlich ist, hinter sich gelassen und den Weg zu dem gefunden haben, was nach ihrer Auffassung in der Gesellschaft von wesentlicher und grundsätzlicher Bedeutung ist, jener Menschen, die ihre ein-

zige Leidenschaft auf Kosten der unzähligen kleinen und großen Leidenschaften und Bedürfnisse der gesamten übrigen Welt befriedigen.

Bei der Mehrzahl der Besucher kam es jedoch nicht zu sachlichen, ernsten Verhandlungen. Einem unerklärlichen, aber sicheren Instinkt folgend, unterbrach das Fräulein ihr Gegenüber mitten in dessen Darlegungen mit ihrer starken, helltönenden Stimme und bedeutete ihm, man sei falsch unterrichtet, sie besitze zwar etwas Geld, habe es jedoch bereits Freunden geliehen. Gewöhnlich verließ dann die andere »Partei« diesen eiskalten und im Sommer schwülen Raum, enttäuscht vom Mißerfolg, doch zufrieden, von der Anwesenheit dieses steifen Mädchens mit dem durchbohrenden Blick und dem athletischen Händedruck befreit zu sein.

Nur in Ausnahmefällen verlief die Unterredung anders. Und diese Fälle merkte sie sich länger.

An einem Februartag kam zu ihr eine schöne, stattliche Frau in einem langen Mantel aus schwarzem Tuch, der am Kragen und an den Ärmeln mit kostbarem braunem Pelz verbrämt war. Auf dem Kopf trug sie eine kleine Mütze aus dem gleichen Pelz. Ein weißes, zartes Gesicht mit blauen Augen, von der Kälte leicht gerötet und noch feucht vom Nieselregen. Sie war Ausländerin, Polin von Geburt, aber in Bosnien aufgewachsen. Ihr Mann, ein Kroate, stand im Staatsdienst und war ein Stutzer von hochmütiger und vornehmer Haltung, bekannt als ein Freund von Spiel, Wein und lebenslustigen Frauen. Das Fräulein kannte das Ehepaar vom Sehen und dem Namen nach.

Verwirrt und ungeschickt begann die junge Frau das

Gespräch, dann aber ließ sie alle Rücksicht und jeden Versuch geschäftlicher Geschicklichkeit beiseite und erklärte, worum es sich handelte. Ihr Mann hatte im Offizierskasino eine größere Summe beim Kartenspiel verloren; er hatte sein Ehrenwort gegeben, daß er das Geld binnen vierundzwanzig Stunden zurückzahlen würde. Sie habe, so sagte sie, ihren Eltern und ihrem Bruder telegraphiert, der Fabrikant in Polen sei. Auch habe sie einen zweiten Bruder in Amerika, der ihnen schon öfter aus ähnlicher Verlegenheit geholfen habe, aber hier handele es sich um die Zeit. Die Summe sei nicht hoch, er brauche nur eintausendzweihundert Kronen und würde sie sicher in ein bis zwei Wochen bekommen, aber es gehe darum, das Geld noch bis morgen früh zu hinterlegen. Ihr Mann sei in eine Art düsterer Apathie verfallen und drohe, sich das Schlimmste anzutun. Sie müsse ihn retten, und deshalb würde sie nicht auf Zinsen und Bedingungen achten.

»Wer Sie zu mir geschickt hat, meine Dame, hat Sie an die falsche Adresse gewiesen. Ich habe kein Geld zu verleihen. Was ich hatte, das habe ich meinen Freunden gegeben, und ich warte jetzt, daß sie es mir zurückzahlen.«

Die Frau erhob sich ein wenig.

»Fräulein, ich bitte Sie! Man hat mir gesagt, Sie könnten uns helfen.«

»Man hat Sie falsch unterrichtet.«

»Fräulein, Sie sind meine einzige Hoffnung. Nur Sie können uns retten.«

Nun erhob sich das Fräulein, so als wünschte sie, das unangenehme und fruchtlose Gespräch abzubrechen. Die Frau, als hätte sie nur darauf gewartet, begann laut

zu weinen, breitete die Hände aus und faltete sie dann vor dem Gesicht des überraschten Mädchens.

»Fräulein, ich flehe Sie mit gefalteten Händen an, so wie man zu Gott betet.«

Um ihr auszuweichen, richtete sich das Mädchen auf dem Stuhl auf, so hoch sie konnte, aber die junge Frau kniete nieder und fiel mit dem ganzen Oberkörper auf Rajkas Knie. Durch das Weinen drangen die Worte:

»Wir zahlen alles zurück! Um Gottes Liebe willen, lassen Sie uns nicht zugrunde gehen! Ich beschwöre Sie!«

Nach der ersten Verlegenheit zog das Fräulein ihre Knie an sich, doch wie niedergeschmettert fiel die Frau mit dem Gesicht auf die Schuhe des Fräuleins und umfaßte ihre Füße über den Knöcheln. Das Fräulein erhob sich rasch und stieß den Stuhl hinter sich weg.

Jetzt betrachtete sie von oben die zusammengekrümmte Frau, die zu ihren Füßen von krampfhaftem Schluchzen geschüttelt wurde. Da fühlte sie, wie in ihrer Brust etwas Süßes, Warmes erbebte – ein zweites, größeres Herz. Sie beugte sich ein wenig vor, als wollte sie die Frau aufheben und trösten, aber dann besann sie sich eines Besseren, zog die schon ausgestreckte Hand zurück und sagte mit dünner, unnatürlicher Stimme:

»Aber nicht doch, meine Dame ... nicht doch! Man hat Sie falsch unterrichtet, glauben Sie mir. Für Sie ist jede Minute kostbar, und es wäre besser, Sie beeilten sich und verlangten dort Geld, wo Sie es bekommen können.«

Es dauerte lange, bis sich die unglückliche Frau erhob, wobei sie aber immer noch stammelte:

»Fräulein, ich bitte Sie ... ich beschwöre Sie, retten Sie uns! Er bringt sich um!«

Das wiederholte sie bis zur Tür, dann richtete sie sich plötzlich auf, trocknete sich das Gesicht ab, ordnete ihr Haar und ging hinaus, ohne sie eines Blickes oder Grußes zu würdigen.

Das Fräulein blieb verwirrt zurück und fühlte irgendwo tief in ihrem Innern, kaum merklich, so etwas wie Scham. Aber gleich kamen andere Geschäfte; so hatte sie keine Zeit, an die schöne, unglückliche Frau zu denken, und sorgte sich auch nicht um ihr weiteres Schicksal. Sie wußte nur, daß sich der Herr nicht umgebracht hatte, denn etwa vierzehn Tage nach diesem Besuch sah sie beide am Ufer der Miljacka, Arm in Arm und eng aneinandergeschmiegt, spazierengehen. Sie ähnelten sich in Statur und Größe wie Bruder und Schwester und waren so vollendet gekleidet, daß es aussah, als wären sie aus einem Modejournal geschnitten, sie aus einem für Damen und er aus einem für Herren.

Aber es gab auch andere Kundschaft.

Eines Tages (es war ein trockener, stickiger Sommertag) saß auf dem kleinen Stuhl im Vorzimmer ein Oberleutnant der Gendarmerie mit Namen Karasek, ein Deutscher aus Böhmen. Er diente in einem Städtchen unweit Sarajevos und war in den Nachtlokalen von Sarajevo, in denen die Offiziere verkehrten, als lustiger Gesell bekannt. Seines ungeordneten Lebenswandels und seiner noch ungeordneteren Finanzen wegen war er schon öfter versetzt und bestraft worden, und jetzt stand er vor der Zwangsentlassung.

Der Oberleutnant war ein beleibter Mann mit großen braunen Augen und starkem, feistem Nacken. Sein Körper quoll aus der schwarzen Uniform. Ein milder

Duft von Offiziersseife, vermischt mit Kognakgeruch, ging von ihm aus. In der Rechten trug er ein Paar neuer gelber Handschuhe aus Hirschleder. Er sprach deutsch und begann im Tone verlogenen Selbstvertrauens, der für den Alkoholiker so kennzeichnend ist:

»Ich brauche Geld, Fräulein. Eine größere Summe. Ich möchte Ihre Bedingungen wissen. Zweitausend Kronen auf drei Monate. Ich denke, daß meine Garantien Ihnen genügen.«

Aber das Fräulein ließ ihm keine Zeit, seine Garantien vorzubringen, damit er nicht glaube, sie weise ihn ab, weil sie nicht ausreichten, und damit sich das Gespräch nicht übermäßig ausdehne.

»Entschuldigen Sie, mein Herr, aber ich habe kein Geld zu verleihen.«

»Sie haben keins?«

»Ich habe keins, mein Herr, und ich hatte auch keins. Ich hatte – das ist aber lange her – im ganzen eine kleinere Summe aus meiner Versicherung, und die habe ich auf Zinsen angelegt. Das ist alles.«

Die Sicherheit des Offiziers schmolz dahin.

»Alles?«

»Alles, mein Herr.«

»Alles!« wiederholte der Offizier, legte die Handschuhe aus einer Hand in die andere und preßte sie noch fester zusammen: »Aber wie immer auch Ihre Bedingungen sein mögen ... ich würde sie alle annehmen.«

»Es tut mir leid, mein Herr, aber ich habe weder Bedingungen zu stellen noch Geld zu verleihen.«

Der Offizier antwortete nicht, sondern knetete krampfhaft die Handschuhe in der Rechten. Auf seinem

Kopf, der schon kahle Stellen aufwies, zeigten sich kleine, tauartige Schweißperlen. Er schaute starr zur Seite, am Fräulein vorbei, so als suche er jemand hinter ihr. Um dieses quälende Schweigen und dieses Starren zu beenden, erhob sie sich zuerst, denn es ist leichter, den unangenehmsten Blick zu ertragen als Augen, die hartnäckig an einem vorbeischauen. Da fuhr auch der Offizier auf, fast beschämt hustete er, nahm seine Mütze vom Tisch und schlug leicht und unhörbar die Hacken zusammen.

»Dann nicht. Ich danke Ihnen, Fräulein. Adieu!«

In der Woche darauf brachte die »Bosnische Post« von Sarajevo eine kurze, ganz klein gedruckte Nachricht, Oberleutnant Karasek sei »während einer Dienstreise plötzlich in Tarčin verstorben«.

Auch ohne zu fragen, erfuhr das Fräulein, daß sich der Offizier vergiftet habe und zwei Wucherer aus Sarajevo mit hoffnungslosen Forderungen von je einigen hundert Kronen verblieben seien. Sie war zufrieden, daß sie ihm kein Geld gegeben hatte, denn es war klar, daß er mit ihrem Geld die kleineren Schulden bezahlt, den Rest verschwendet und nach zwei bis drei Monaten dasselbe getan hätte, nur wäre dann sie der Hauptgläubiger gewesen. Trotzdem war ihr die Erinnerung an den Offizier, an seine mechanischen, abwesenden Antworten, die leblos und kurz waren wie ein Echo, an seinen Blick, der an ihr vorbeisah, unangenehm. Noch lange danach geschah es, daß sie sich an den Oberleutnant erinnerte. Und gewöhnlich geschah das in dem Augenblick, da sie einer Person, die um Geld bat, die übliche Antwort erteilte, daß sie keins besitze und nie welches besessen habe. Dann dachte sie erschreckt, der Mensch

könnte aufstehen, die Hacken zusammenschlagen und sagen:

›Dann nicht. Ich danke Ihnen, Fräulein. Adieu!‹

Allein jene Person erhob sich auf andere Art und mit anderen Worten, und das Unbehagen verging.

Sie wurde böse auf sich selbst und suchte das alles zu vergessen, dennoch konnte sie die quälende, sinnlose Furcht nicht völlig abschütteln, und bei der Verabschiedung eines jeden Kunden bangte sie, die Bewegung des Offiziers, begleitet von seinen Worten, könnte sich hier vor ihren Augen wiederholen. Um alles restlos zu vergessen, brauchte sie lange Zeit.

So ragten zu Beginn noch einzelne, ihrem Schicksal nach außergewöhnliche, interessante Besucher hervor, doch mit der Zeit verschmolzen sie immer mehr zu einer langen formlosen Reihe, zu einer grauen geldbedürftigen Masse ohne Gesicht und Namen.

Das Fräulein sah übrigens bald selbst ein, daß sie nicht in der Gewohnheit fortfahren konnte, im eigenen Hause und persönlich jeden Kunden zu empfangen. Man redete allzusehr darüber (natürlich nicht öffentlich, sondern nur flüsternd und nur in eingeweihten Kreisen). Die alten Freunde ihres Vaters ermahnten sie mehrmals. Da wandten sich die Besucher von ihrem Hause ab und suchten auch nicht mehr ihren Laden auf, den Veso führte, sondern einen kleinen Laden in der Ferhadijastraße, der dem in Sarajevo gebürtigen Juden Rafo Konforti gehörte. Jetzt kamen alle die hierher, die »augenblicklich in mißlicher Lage« waren und kleinere Darlehen auf eine Woche suchten, das heißt, die bereit waren, für je zehn Kronen nach einer Woche zwölf oder, wenn sie es dann nicht konnten, zusätzlich eine Krone

für zehn pro Woche zu zahlen, bis sie die ganze Schuld mit den festgesetzten Zinsen zurückgezahlt hatten. Das waren die todbringenden Schlingen, die Verschwendern und Menschen in großer Not als rettende Hilfe und Erlösung erschienen.

Rafo empfing die Besucher in seinem Laden, aber für die Eingeweihten war es kein Geheimnis, daß dieses Geld, das hier unter solchen Bedingungen verliehen wurde, dem Fräulein gehörte, zumal sie ganz genau wußten, daß Rafo das Geld nicht gehören konnte.

Dieser Rafo Konforti war ein rotwangiger, schwerer, wohlbeleibter, obwohl noch recht junger Mann. Er war im Elend aufgewachsen, denn sein Vater war Flickschneider gewesen und hatte viele Kinder versorgen müssen. Schon als Lehrling in einer Galanteriewarenhandlung hatte Rafo auf eigene Rechnung Geschäfte zu machen, sich gut zu kleiden und von kühnen Plänen und großen Gewinnen zu träumen gewußt. Damals galt er bei den sephardischen Juden in Sarajevo als unternehmender, doch leichtfertiger junger Mann mit allzu lebendigem Geist und üppiger Phantasie. Nachdem er ausgelernt hatte, eröffnete er in der Ferhadijastraße einen eigenen Laden. Es war ein kleiner, halbleerer Raum, in dem er alles und nichts verkaufte. Gewöhnlich kaufte er »Partien« unmoderner oder ausgeblaßter Modeartikel und verkaufte sie mit Hilfe einer groß aufgemachten, bei uns bis dahin unbekannten Reklame in Wort und Schrift. Die ganze Ware legte er auf zwei breiten Bänken vor dem Laden aus. Alle Wände und Fenster des Ladens beklebte er mit roten und grünen Plakaten: »Gelegenheit! Wir senken die Preise! Gelegenheit! Nur noch heute!« — »Wir räumen mit Verlust!

Nutzen Sie den heutigen Tag!« Aber die größte Reklame war Rafo selbst, indem er sich, beleibt, rot im Gesicht und lächelnd, wie ein Kreisel drehte und um sich einen Wirbel von Gelächter und Gesprächen verursachte. Beim Sprechen legte er ständig die ausgebreitete Hand mitten auf die Brust und wiederholte: »Bei meiner Ehre und meinem Namen! Bei meiner Ehre, bei meinem Glück!«

Alles, was in der Stadt geschah, jedes Wort, das jemand im Vorbeigehen sagte, alles gab ihm Anlaß zu einem Scherz, einem Gespräch, zu Geschrei und Werbung.

»Führe das Volk nicht hinters Licht, Rafo!« sagte ein Spaßvogel im Vorbeigehen zu Konforti, der gerade zwei unentschlossenen Kunden ein paar alte Krawatten anpries.

»Was? Was?«

Sofort ließ Rafo die beiden stehen, lief mitten auf die Straße, schlug die Hände zusammen, stellte sich dem Mann in den Weg und hinderte ihn daran, weiterzugehen. Seine schwarzen, spanischen Augen waren von einem feuchten Glanz überzogen, und seine Erregung schien stärker, als sie in Wirklichkeit war.

»Was? Ich führe das Volk hinters Licht? Ich! Bei meiner Ehre und meinem Glück, wir räumen mit zehn Prozent Verlust«, rief Rafo, der dabei stets in der Mehrzahl sprach.

»Schon gut, Rafo! Man weiß es!« sagte jener und wollte weiter, aber Rafo packte ihn flink an beiden Händen.

»Was weiß man? Was weiß man? Komm, komm herein in den Laden, damit ich dir die Rechnung zeige. Die

Rechnung spricht für sich, mein Herr! Aber wetten wir! Ich setze fünfzig Kronen, meine lumpigen fünfzig gegen fünf deiner herrschaftlichen Kronen, daß wir mit Verlust arbeiten.«

Und Rafo lief zu einer der breiten Bänke, ergriff mit theatralischer Gebärde eine Krawatte, zog sie auseinander und hielt sie dem Mann unter die Augen.

»Siehst du das? Mist soll das sein und nicht Ware, wenn wir nicht mit Verlust arbeiten. Komm herein, damit du die Rechnung siehst, wenn ich dir das sage; falls es sich herausstellt, daß ich lüge, verteile ich das alles ganz umsonst unters Volk.«

Die Leute blieben stehen, lachten und ergötzten sich an diesem Schauspiel, das sich so oft wiederholte. Aber immer fand sich einer, der das zum erstenmal hörte, und immer kaufte jemand etwas.

So hatte dieser Rafo Konforti angefangen. Mit den Jahren wurde er ernster, beleibter und schwerfälliger; besonders, seit er sich vor drei Jahren mit einem Mädchen aus einer ziemlich vermögenden und sehr angesehenen Travniker Familie verheiratet hatte. Auch diese Heirat war ungewöhnlich. Das Mädchen, das eine Schönheit und die einzige Tochter ihres Vaters war, verliebte sich in den lebhaften jungen Mann auf einer jüdischen Gesellschaft in Travnik. Als ihre Eltern von Rafo als Schwiegersohn nichts wissen wollten, floh sie zu ihm ohne irgendwelche Aussteuer oder Mitgift. Es war ein richtiger Brautraub mit Revolverschüssen (die natürlich ins Dunkel, nicht aber ins Fleisch gezielt waren), mit rasender Jagd, Aufregung und Polizei. Es gelang ihnen, Sarajevo zu erreichen. Und den Eltern blieb nichts anderes übrig, als zuzustimmen. Jetzt hat-

ten sie schon zwei Kinder. Aber der Schwiegervater wollte ihnen noch immer nicht ganz verzeihen. Er unterstützte sie, aber nur mäßig und stets über eine dritte Person.

Konforti war einer der ersten Kunden Rajkas zu der Zeit gewesen, da er gerade seinen Laden eröffnet hatte. Zuerst hatte sie ihm kleine Geldbeträge gegeben, mit großem Mißtrauen und unter mehrfachen Garantien. Aber mit der Zeit offenbarte sich, daß er trotz all seiner Schäkereien weniger verschroben und viel begabter war, als es den Anschein hatte.

Noch vor zwei Jahren, unmittelbar zu Beginn, hatte sich Rafo in ihren Augen als ein nützlicher und weitsichtiger Mensch erwiesen.

An einem der ersten Oktobertage des Jahres 1908 war er bei Einbruch der Dunkelheit zu ihr gekommen, um einen Terminaufschub zu erbitten.

Die Tage waren ungewöhnlich warm und schön. Das Fenster stand offen. Aus dieser lauen Nacht drang ein ungewöhnlicher Lärm ins Zimmer und mischte sich in ihr eintöniges Rechnen. In der Luft war ein feierliches und zugleich schreckliches Beben. Von allen katholischen Kirchen läuteten die Glocken. Mit den verebbenden Schallwogen des Geläutes vereinten und mischten sich die grollend feierlichen Laute einer Hymne, die von einer unsichtbaren Demonstrantenmenge auf den Hauptstraßen in der warmen, fast sommerlichen Finsternis gesungen wurde.

Das Fräulein lauschte in die Nacht.

»Hören Sie? Wissen Sie, was das ist?« fragte Rafo leise, mit aufgeregter Stimme, den Kopf in die Richtung geneigt, aus der die Geräusche kamen.

»Ich weiß ... die Annexion«, antwortete das Fräulein ohne sonderliche Begeisterung.

»Jawohl, die Annexion Bosniens und der Herzegowina ist verkündet worden, aber gleichzeitig hat die Mobilisierung, die Teilmobilisierung, begonnen. Man schickt Truppen an die serbische und auch an die russische Grenze. Sehen Sie, jetzt heißt es Dukaten kaufen.«

»Das weiß jeder, und alle werden es tun.«

»Nun, so ist es nicht«, fiel ihr Rafo ins Wort, »so ist es nicht. Das weiß eben nicht jeder Mensch, und auch von denen, die es wissen, wird nicht jeder so handeln. Die Leute sind nicht klug, Fräulein, und sie sind faul und nachlässig. Außerdem besitzen nicht alle Bargeld. Sehen Sie, auch ich weiß es und sage es Ihnen, aber ich kaufe nicht, denn ich habe kein Geld. Fräulein, Sie haben es; ich beschwöre Sie, kaufen Sie soviel Gold wie möglich, da es Ihnen Gott gegeben hat und Sie es tun können. Legen Sie alles an, was Sie flüssig haben, Sie werden es nicht bereuen. Und in ein bis zwei Monaten wird man sehen, ob es zum Kriege kommt oder nicht. Wenn ja, so behalten Sie die Dukaten statt des Papiergeldes; wenn nicht, verkaufen Sie die Münzen rechtzeitig und mit Gewinn. Hören Sie auf mich, ich spreche als Freund zu Ihnen, Sie bedauern es bestimmt nicht. Wenn Sie wollen, kaufe auch ich Dukaten auf Ihre Rechnung. Ich verlange keinen Heller Provision, sondern entscheiden Sie später selbst entsprechend dem Gewinn.«

Konforti sprach mit aufgeregten Gebärden, seine Augen glänzten, so daß es aussah, als schielten sie ein wenig, und aus dem ganzen Menschen sprach großes

Bedauern, daß er nicht soviel Bargeld besaß, um selbst eine schöne, sichere Operation durchzuführen.

Und das Fräulein kaufte vorsichtig und langsam Dukaten, hauptsächlich von den mohammedanischen Frauen (später bedauerte sie diese Vorsicht und Saumseligkeit). Auch Rafo erwarb Dukaten auf ihre Rechnung. Doch an einem Januartag des folgenden Jahres, als die Annexionskrise ihren Höhepunkt erreicht hatte, gab Rafo plötzlich wie ein Jagdhund das Zeichen zum Verkaufen. Das Fräulein sträubte sich und schwankte, denn der Kurs des Goldes stieg ununterbrochen. Rafo aber riet ungeduldig und zäh, das Gold möglichst bald abzustoßen, solange es noch stieg, denn in ein bis zwei Wochen würde es jedem klar sein, daß es nicht zum Kriege käme, und dann würde der Dukaten plötzlich zu fallen beginnen. Das Fräulein wählte die mittlere, weibliche, feige Lösung: sie verkaufte die Hälfte mit einem Gewinn von dreißig bis fünfundvierzig Prozent, mit der anderen Hälfte wartete sie, um zu sehen, was geschehen würde. Nach zwei Wochen fiel das Gold plötzlich, und es gelang ihr noch irgendwie, es mit einem Gewinn von zehn bis fünfzehn Prozent loszuwerden. Das verringerte den bei diesem Geschäft erzielten Durchschnittsgewinn, aber es bewies gleichzeitig, daß Konforti ein Mensch war, auf dessen Überlegungen man sich verlassen konnte. Sie gab ihm eine Provision von einem Prozent.

Dieser Rafo übernahm also jetzt, zu Beginn des Jahres 1910, den ganzen sichtbaren Teil von Rajkas Geschäften. Vor seinem Laden war schon längst nichts mehr von jenem Geschrei und den bunten Plakaten zu spüren, denn er lebte nicht mehr von laut angepriese-

nen »Gelegenheiten«, sondern von Flüstergeschäften, die man weder sah noch hörte. Im Laden befand sich ein wenig Ware, es war auch ein junger Gehilfe da, aber die Hauptarbeit besorgte Konforti selbst hinter einer gläsernen Scheidewand, wo sein Schreibtisch, ein kleiner Ofen und eine große Kasse standen. Hierher kamen die Leute, die dringend ein Darlehen brauchten; sie flüsterten mit Gazda Rafo, hinterließen ein Schmuckstück, das sie als Pfand mitgebracht hatten, oder eine sichere Obligation, nahmen das Geld in Empfang und gingen mit dem Gefühl großer Erleichterung aus dem Laden. Denn so sind alle Verschwender: wenn sie unter dem Druck der Not oder der Leidenschaft das finden, was sie gerade brauchen, so bilden sie sich ein, alle Fragen, die sie quälen, restlos und für immer gelöst zu haben.

Einmal im Monat ging Rafo, so kurzbeinig und beleibt wie er war, bis ans andere Ende der Stadt, zum Fräulein. Das war sein längster Spazierweg, eine wahre Heldentat, und die Abrechnung mit dem Fräulein war der schwerste Teil dieser Arbeit. Denn wenn er seine Abrechnung dem Fräulein vorlegte, das, wie Rafo schwur, jeden durchschaute, halfen weder Schwüre bei der Ehre und bei seinem guten Namen noch die ehrlichsten Ausrufe, noch die lebhaftesten Bewegungen, sondern nur genaue, sachlich begründete Zahlen.

Das Jahr 1912 brachte mit dem Balkankrieg erneut eine Krise und eine von jenen Wirren, in deren Verlauf man verliert oder gewinnt. Das Fräulein war auch diesmal auf der Seite der Gewinner. Zusammen mit Konforti machte sie wiederum ein einfaches und doch schönes Geschäft mit Dukaten, die sie von den Witwen oder

aber von den Söhnen der Begs kaufte, die herrschaftlich lebten, nicht arbeiteten und nichts verdienten. Aber diesmal war der Gewinn viel geringer, denn die Krisen waren nicht mehr so scharf begrenzt, sie hatten keinen deutlich sichtbaren Beginn und keinen Abschluß, den man ahnen konnte, sondern sie waren verwickelt und latent, schlichen sich in alle Lebenszweige ein, verschwanden scheinbar, um gleich wieder aufzutauchen und sich dann unendlich lange hinzuziehen.

So gingen für das Fräulein die Jahre rasch und unmerklich dahin. Die Zeit quält und ermüdet nur jene, die ganz von nichtigen Sorgen um ihre Person und ihre Genüsse in Anspruch genommen werden, aber sie verläuft schnell und unmerklich für die, welche sich selbst vergessen und sich einer Arbeit widmen, die über sie hinausgeht; vor der Größe eines kühnen, unerfüllbaren Traumes hört die Zeit schier auf zu bestehen. Und das Fräulein trug schon seit Jahren einen großen Traum in sich, der alles übrige im Leben in den Schatten stellte und nebensächlich erscheinen ließ. Ihr Traum war seit jeher – durch ihre Arbeit den Vater zu rächen und für ihn zu büßen. Wenn sie ihn schon nicht hatte retten können, dann wollte sie wenigstens, ohne Rücksicht und Erbarmen gegen sich und andere, sein Vermächtnis erfüllen, so wie sie es auffaßte. Dieser Traum war mit der Zeit gewachsen und hatte sich, was die Ziele betraf, die er verfolgte, und die Mittel, deren er sich bediente, verändert, ohne daß sie selbst es bemerkt hätte. Er hatte jetzt auch einen Namen, er hieß: die Million.

Einmal hatte sie irgendwo gelesen, daß ein amerikanischer Milliardär, der als Zeitungsverkäufer anfing, gesagt habe: »Man muß die erste Million erwerben; nach-

her geht alles leicht. Nur derjenige ist kein Millionär, der nicht den Willen hat, es zu werden. Man muß wollen. Darauf kommt es an.« Diese oberflächliche und vielleicht erdichtete Zeitungsnotiz überstrahlte sie und hob sie empor. In diesem Augenblick erhielt das, was sie seit jeher wünschte und fühlte, seinen Namen. Die Million! Das schwebte jetzt vor ihr wie ein Stern, der weder bei Tag noch bei Nacht, ja nicht einmal im Schlaf erlosch. Verliebt in dieses ferne goldene Ziel arbeitete und sparte, dachte und träumte sie in ihrem öden Hause, das immer mehr einer Gruft glich. Weit, noch sehr weit war es bis zu diesem Ziel, aber um so süßer war das Sparen und um so heiliger jeder Verdienst. Sehr klein war die Zahl derer, die in sich die Kraft und in der Welt die Möglichkeiten fanden, diesem Ziel nachzugehen, aber noch unendlich kleiner war die Zahl derer, denen es gegeben war, das Ziel zu erreichen. Das wußte sie nur zu gut. Doch ebenso wußte und fühlte sie, was es bedeutete, zu denen zu gehören, die diesen Weg gingen. Von all jenen, die sie verwundert auf der Straße betrachteten oder die in den Häusern über sie klatschten, konnte kein Lebender den Namen dieses Traumes ahnen. Mit und von diesem Traum lebend, ging das Fräulein an den Menschen vorbei wie an Toten. Von allem, was in ihrer Umgebung und in der Welt geschah, was die Menschen, auch die, welche ihr am nächsten standen, bewegte und was in den Ländern und Völkern Ereignisse und Bewegungen hervorrief, konnte sie nur hören und verstehen, was mit ihrem Traum zusammenhing: das endlose, verwickelte, ewige Zwiegespräch zwischen den Einnahmen und Ausgaben.

Für sie gab es seit langem zwei ganz verschiedene,

wenn auch nicht ganz voneinander getrennte Welten. Die eine war unsere Welt, das, was alle Welt Welt nennt, die gesamte laute, unübersehbare Erde mit den Menschen und ihrem Leben, ihren Trieben, Sehnsüchten, Gedanken und Glaubensvorstellungen, mit ihrem ewigen Bedürfnis nach Aufbau und Zerstörung, mit dem unverständlichen Spiel gegenseitigen Anziehens und Abstoßens. Die zweite Welt war die des Geldes, das Reich des Gewinns und der Sparsamkeit, ein verborgenes, stilles, nur den wenigsten bekanntes, aber unendliches Gebiet des lautlosen Kampfes und beständigen Planens, in dem Rechnung und Maß als zwei stumme Gottheiten herrschten. Unhörbar und unsichtbar, war diese zweite Welt nicht kleiner, nicht weniger mannigfaltig und weniger reich als jene erste. Auch sie hatte ihre Sonnen und Gestirne, ihren Tagesanbruch und ihre Abenddämmerung, ihre Steigung und ihr Gefälle, ihre gesegneten und ihre unfruchtbaren Jahre; auch sie verfügte über die große, unklare Kraft eines tieferen Sinnes, eines Lebensprinzips, auf dem alles beruhte, um das sich alles drehte und das der schwache, sterbliche Mensch nur ahnen konnte. Diese dunkle und verkehrte Welt war für das Fräulein die Lichtseite, jene erstere dagegen die Schattenseite des Lebens.

Das war die Welt, der sie mit ihrem ganzen Wesen angehörte und in der sie wirklich lebte. Ihr Leben in unserer gewöhnlichen Welt ähnelte in vielem dem Leben eines Asketen, der seit langem völlig die mystische Vereinigung mit der Gottheit erreicht, das Schwergewicht seines Lebens auf sie übertragen hat und sich jetzt nur noch notgedrungen und vorübergehend hier zwischen uns bewegt; er geht unbeschwert, frei und lä-

chelnd einher, denn für ihn verdient alles, was sich jenseits seiner wirklichen Welt befindet, nur ein Lächeln, mit dem Erwachsene auf die Spiele von Kindern herabblicken.

Und tatsächlich waren an dem Fräulein die Tage, Monate und Jahre zusammen mit den Ereignissen, die sie gebracht hatten, vorbeigegangen wie ein unverständliches Geräusch und ein ferner Nebel. Ihre Berührung mit der Gesellschaft und der Welt war jetzt auf das mögliche Mindestmaß beschränkt, das Geschäft und Erwerb verlangten. Längst hatte sie die letzten Gelegenheiten zur Heirat bewußt vorübergehen lassen. Denn trotz ihrer Zurückgezogenheit und ihrer seltsam schlichten Art, sich zu kleiden, fanden sich, zumindest in den ersten Jahren, auch in ihrem Hause Freier ein. Es waren mehrere, sehr verschiedene Bewerber, vom Studienassessor für Mathematik, einem bescheidenen, in sich gekehrten Menschen, bis zu einem Kaufmann, einem jungen Witwer mit zwei Kindern. In einem Punkte waren sie sich alle gleich: das Fräulein wies sie ab, und zwar kurz, ohne zu überlegen und auch nur im geringsten auf das Zureden der Mutter und des Vormunds zu achten.

Ebenso hatte sie schon längst nicht nur zu den müßigen jungen Leuten, sondern auch zu den verheirateten Altergenossinnen alle Beziehungen abgebrochen. Durch ihr Verhalten und ihre Tätigkeit entfremdete sie sich auch ihren Verwandten. Sie luden sie weder ein, noch statteten sie ihr einen Besuch ab; und wäre nicht die Mutter gewesen, sie hätten nie die Schwelle ihres Hauses überschritten. Das Fräulein gab sich keine Mühe, ihre völlige Gleichgültigkeit ihnen und all dem gegenüber, was sie dachten und sprachen, zu verbergen.

Und sie sprachen und dachten sehr schlecht von ihr, ihrer Lebensweise, ihrem krankhaften Geiz und ihrem schamlosen Wucher. Tante Gospava, eine kleine, kräftige, schroffe und rücksichtslose Frau, Schiedsrichter und Sprecher sämtlicher Hadži-Vasić und des anderen Dutzends verwandter Familien, nahm auf allen Familienzusammenkünften das Wort:

»Ich weiß nicht, was aus dem Mädchen werden soll. Sie wächst auf wie ein wilder Birnbaum, der so weit vom Wege steht, daß er niemandem Schatten gibt. Ich weiß nicht, ich weiß nicht! Wie kann von einem solchen Vater und einer solchen Mutter *so etwas* abstammen?«

In den Gesprächen fragten sie sich immer wieder, nach wem diese Rajka geraten sein könnte. Und dann erwähnten sie stets ihren Urgroßvater mütterlicherseits, den seligen Gazda Ristan.

Es gab noch Menschen, die sich an diesen kräftigen, würdevollen Alten mit dem kühlen Blick und den zusammengepreßten Fäusten erinnerten, der bloß für sein Geld und seinen guten Ruf gelebt, dabei aber höchstens den Ruf eines großen Geizhalses besessen hatte. Wenn jemand etwas von ihm im Namen einer gemeinsamen Freundschaft erbat, pflegte er zu antworten: »Was bist du mir schon für ein Freund? Mein Freund ist, wer nichts von mir verlangt.« Er ging selbst jeden Tag auf den Markt und kaufte, was für das Haus gebraucht wurde. Und er war weniger stolz auf seinen großen und weitverzweigten Handel als darauf, daß er es verstand, auf dem Markte gut und billig einzukaufen, und daß sich noch nie ein Bauer oder Städter gefunden hatte, der ihn dabei betrog. Wenn er Eier kaufte, trug er stets einen besonderen eisernen Ring bei sich, der das klein-

ste Maß für den Umfang eines Eies darstellte; ein Ei, das durch diesen Ring ging, kaufte er nicht. Und wenn er so den Eierkorb eines Bauern durchstöberte, zeigten die Kaufleute von ihren Ständen den Söhnen oder Lehrlingen voller Hochachtung den herben, unerschütterlichen Alten: »Siehst du, so gelangt man zu Geld, und so kommt man zu einem eigenen Haus!«

Nur daß Gazda Ristan trotz seiner herzlosen Knauserigkeit und Habgier imstande war, den Geldbeutel aufzuschnüren, Geld zu verschwenden und den Unverschämten wie auch den Verschämten zu empfangen und zu bewirten, wenn es unvermeidlich war und das Ansehen des Hauses es erforderte; das tat er mit so würdevoller und herrschaftlicher Gebärde, daß sein Groschen schwerer wog als der Dukaten eines anderen. Diese Rajka dagegen schränkte sich ein, verzehrte sich und hielt weder auf Anstand noch auf Ehre, und sie glich nicht einem Mädchen aus bürgerlichem Hause, sondern eher einem polnischen Juden. Keiner konnte sich erinnern, daß, seit Sarajevo bestand, je ein weibliches Geschöpf mit Geld und Wertpapieren gehandelt hätte und noch dazu so ein Halsabschneider und Wucherer gewesen wäre. Nie hatte man ähnliches beobachtet, in keiner der Konfessionen. Diese traurige Neuheit und große Schande war nur ihrer Familie beschieden. So sprachen die besorgten Verwandten. Aber am meisten warfen sie ihr die Art vor, wie sie ihre Mutter behandelte. Manche forderten die alte Frau auf, ihre Tochter zu verlassen und zu ihnen zu ziehen, aber das lehnte sie ab. So lebte sie auf ihrem Zimmer in Angst und Einsamkeit, vorzeitig gealtert, dahinsiechend wie eine Sklavin ohne Willen und Stimme. Wenn an einem Feiertag eine der älteren

Frauen kam, eine Verwandte oder Freundin, weinte sie still, ohne viel Tränen zu vergießen, vor sich hin, aber keinem gegenüber beklagte sie sich über etwas.

In der Stadt, unter den Leuten, hatte das Fräulein bereits den festen, höchst unschönen und ungewöhnlichen Ruf eines verschrobenen und mißgeborenen Ungeheuers sowie den eines Wucherfräuleins, eines Geschöpfes ohne Seele und Stolz, das ein Sonderfall in der Frauenwelt war, so etwas wie eine moderne Hexe.

Schon als das Fräulein im ersten Jahr nach dem Tode des Vaters mit Veso die Bilanz des Geschäfts durchgesehen hatte, war sie darangegangen, alle Ausgaben für wohltätige Zwecke, die bei Lebzeiten des Gazda Obren recht bedeutend gewesen waren, zu verringern. Und mit jedem weiteren Jahr verringerte sie diese Summen, bis sie sich eines Tages entschloß, sie ganz zu streichen. Veso, der hierin wie in so vielen anderen Fragen Rajkas Auffassung nicht billigte, hatte sich damals ganz entschieden dagegen gesträubt.

»Tue das nicht, Rajka; man ist nicht allein auf der Welt, und man kann nicht so neben den Menschen herleben.«

»Man kann, wenn man muß. Ich habe nichts und gebe nichts.«

»Mal langsam! Man braucht kein Geld hinauszuwerfen, aber man muß geben, wenn es die Ordnung erfordert.«

»Dann gib du!«

»Ich gebe schon. Aber auch du mußt geben. Ich rate es dir zu deinem Besten.«

»Danke für den Rat. Ich weiß am besten, was ich kann und was nicht.«

Diese gefühllose Starrköpfigkeit brachte den kleinen Mann in Wut.

»Mir scheint, du weißt nicht, was du sprichst.«

»Ich weiß es sehr wohl.«

»Dann weißt du nicht, was die anderen von dir sprechen.«

»Das interessiert mich nicht im geringsten.«

»Ah, siehst du, das beweist, daß du nicht so viel Verstand hast, wie du zu haben glaubst. Wäre dein seliger Vater am Leben . . .«

»Du weißt nur zu gut, warum er nicht mehr am Leben ist.«

»Hör auf! Ich weiß alles, aber du, meine Liebe, hast seit langem das Maß überschritten. Immer führst du den Segen ins Feld, den dir der Vater in seiner Todesstunde gegeben hat, aber was ich sehe, ist kein Segen, sondern ein Fluch. Was du tust, würde dein seliger Vater niemals billigen, auch konnte das nicht sein Wunsch und seine Absicht sein. Du hast am Geld Geschmack gefunden, es hat dich versklavt und hält dich am Zügel; du schützt deines Vaters Willen und Namen vor, aber in Wahrheit treibt dich deine Sinnesart dazu. Doch merke dir, was ich dir sage: das Geld ist nicht alles. Wer mit seiner Ehre für das zahlt, was er gewinnt, ist ein schlechter Kaufmann. Und wenn er dabei eine Million verdient, er hätte sie zu teuer bezahlt.«

Das Fräulein schaute mit dem Ausdruck bitterer Verachtung auf diesen Knirps herab, der die Kühnheit hatte, *ihr* gegenüber von der *Million* zu reden. Veso jedoch sprach weiter, mit jener scheppernden Stimme, die kleine, bartlose Männer bekommen, wenn sie in Wut geraten.

»Du kannst meinetwegen denken, was du willst, und auch ferner alles verkehrt machen, wie du schon begonnen hast, aber ich sage dir, daß du schlecht handelst und daß du noch alles bereust, was du getan hast; ich fürchte nur, es ist dann zu spät. Womöglich glaubst du, daß du als erste herausgefunden hast, wie man aus einem Groschen zwei macht. Seit jeher, du Unglückselige, hat es solche gegeben, aber man kann sich nicht erinnern, daß sich solches Geld je erhalten hat. Früher oder später holt sich der Teufel, was ihm gehört.«

Derartige Streitigkeiten wiederholten sich oft, doch nichts konnte das Fräulein überzeugen oder sie zwingen, ihren Standpunkt aufzugeben. Und alle, die in Sarajevo von Laden zu Laden wanderten, um Beiträge für Wohlfahrtsorganisationen und patriotische Vereine zu sammeln, verließen Rajkas Laden und Haus mit leeren Händen. Hartnäckig lehnte sie es ab, jemandem etwas zu schenken. Deshalb fielen auch Sarajevoer Zeitungen mit deutlicher Anspielung auf die Art ihrer Geschäfte über sie her. Die Zeitung »Srpska riječ« brachte eine Notiz darüber, daß gewisse Nachkommen derer, die einst serbische Vereine in Sarajevo gegründet und unterstützt hätten, diesen schönen Brauch vernachlässigten und so sehr im Geiste des Materialismus und der häßlichen Selbstsucht versunken seien, daß sie ihre Pflicht gegenüber ihrem Volke und den nationalen Vereinen vergäßen. Das sozialdemokratische Blatt »Sloboda« griff das Fräulein offen an, da sie es abgelehnt hatte, einen Beitrag für kranke Arbeiterkinder zu spenden, und nannte sie einen »Shylock in Frauenkleidern«.

Auch ihr ehemaliger Vormund, Gazda Mihailo, und Direktor Pajer mahnten sie, es nicht zu weit zu treiben

und wenigstens etwas gu geben, denn das täten auch alle übrigen, und sich überhaupt nicht so sehr von den Menschen abzusondern. Aber das Fräulein blieb zäh bei ihrer Lebensweise und ging ihren Weg, wobei ihr die Ansichten ihrer Mitmenschen völlig gleichgültig waren; sie hatte weder Zeit noch Verlangen, darüber nachzudenken.

Die Jahre waren dahingegangen. Das Fräulein hatte schon vor der Zeit immer mehr das Aussehen einer schroffen, wunderlichen alten Jungfer angenommen. Ihr Leben spielte sich zwischen Haus und Laden ab, stets in Sorge um das Geld und die Geldgeschäfte, ohne Zerstreuung und Gesellschaft und ohne das Bedürfnis danach. Ihr einziger, regelmäßiger Weg, der nicht unmittelbar mit den Geschäften zusammenhing, führte sie an das väterliche Grab. Jeden Sonntagvormittag, bei gutem wie bei schlechtem Wetter, ging sie auf den Friedhof nach Koševo. Und niemals erlaubte sie der Mutter, sie zu begleiten.

Die Leute hatten sich schon an ihre ungewöhnliche Erscheinung gewöhnt, die besonders an schönen und sonnigen Tagen in die Augen fiel, wenn die festtäglich aussehenden Straßen von Menschen wimmelten. Hochgewachsen, mit finsterem Blick und männlichem Schritt stach sie durch ihr Benehmen und ihre Kleidung von diesen festlich gekleideten, müßigen Frauen ab, die sich auf dem Weg zur Kirche oder beim Spaziergang sehr lebhaft gebärdeten und miteinander plauderten. Sie trug immer dasselbe dunkelgraue Kostüm mit männlichem Schnitt, auf dem Kopf einen uralten, kleinen, ganz unmodernen schwarzen Hut, an den Füßen ausgetretene Schuhe mit niedrigen Absätzen. Die Leute be-

trachteten sie prüfend, mit scharfem Blick oder mit kekker Neugier, wenn sie durch die Straßen ging, ja sogar auf dem Friedhof, aber sie beachtete sie ebensowenig wie die unbekannten Toten, die den Friedhof bevölkerten.

Sobald sie sich jedoch auf die kleine Bank neben dem Grabe des Vaters gesetzt hatte, schloß sich hinter ihr auch das letzte Tor zwischen ihr und der Welt. Hier war sie geborgen und von der Welt geschieden. Es herrschte vollkommene Stille. Der Gesichtskreis war geschlossen, denn der Friedhof liegt tief zwischen grünen Hängen im Koševatal. Von Zeit zu Zeit wurde die Stille von dem verebbenden, fernen Klang der Kirchenglocken aus der Stadt begleitet (doch nicht unterbrochen), und der Gesichtskreis veränderte sich unmerklich durch die Sommerwolken, die feierlich, weiß und langsam über den Himmel zogen. Aber das Fräulein hatte für alles kein Auge. Sie sah nur das Grab.

Dieses Grab war mit Rasen bedeckt, gut gepflegt und von weißen Steinen eingesäumt; an der Stirnseite befand sich eine Marmorplatte mit einem Kreuz, daneben wuchs eine Monatsrose, die samt dem Blumentopf in die Erde gesetzt war. Durch ihre grünen Blätter las man auf der Platte in goldenen Buchstaben die Worte: *Hier ruht der Kaufmann Obren Radaković. Er starb im 45. Jahre seines Lebens.*

Lange, mit scharfem, unverwandtem Blick betrachtete das Fräulein die Aufschrift, bis ihre Augen zu glänzen begannen und alle Buchstaben sich drehten und sich in goldene, mit Tränen vermischte Funken verwandelten. Dann schloß sie die Augen. Sie war ganz in sich versunken. Alle Sinne waren äußeren Eindrücken ver-

schlossen und unzugänglich. Für die ganze Welt verloren, hielt das Fräulein Zwiesprache mit dem Grab. Aus diesem vornübergeneigten, verkrampften Körper strömte in unaufhaltsamen Wellen die Kraft weiblicher Zärtlichkeit, der wunderbaren Macht, die unsichtbar, doch allmächtig in diesen schwachen Geschöpfen lebt, in den verschiedensten Formen aus ihnen hervorschlägt und in ihrer Umgebung Leben und Schicksale zeugt und zerstört.

Beengt von den aufquellenden Gefühlen, flüsterte das Fräulein mit warmem, stockendem Atem in ihre zusammengepreßten Fäuste.

»Du! Du! Du!«

In der Art, wie sie die Stimme modulierte, während sie gedämpft das eine, einfache Wort aussprach, waren alle Stufen der Zärtlichkeit, des Schmerzes und des Leides zu finden, deren eine Frau bei den verschiedensten Anlässen und zu den verschiedensten Zeiten ihres Lebens fähig ist. Aber nach diesen ersten Ergüssen lange zurückgehaltener, unverbrauchter Gefühle zeigte sich ihr wahrer, starker und unerbittlicher Sinn wie ein frostiger Engel mit einem feurigen Schwert in der Hand.

Der einzige und ewige Gegenstand ihrer ganzen Zärtlichkeit war nicht mehr. Niederträchtig und ungestraft hatte man ihn vernichtet, denn er hatte es nicht verstanden, das Seine zu verteidigen und zu behüten; die Schwächen seines mitfühlenden Herzens hatten seine Aufmerksamkeit abgelenkt und die Rücksichten der menschlichen Ehre und des Stolzes ihn blind gemacht, denn er liebte es, sich vornehm, tapfer und verwegen in die Bedrängnis eines jeden einzufühlen, sich blitzschnell in eine fremde Lage zu versetzen, bis er eines

Tages, als er zu sich selbst zurückfinden sollte, mit der eigenen Lage nicht mehr fertig wurde. Das war sein Schicksal und auch der Inhalt ihres Lebens; so waren sie beide unauflöslich durch seinen Tod und ihr Leben verbunden.

Hier richtete sich das Fräulein gewöhnlich auf, beruhigte sich, drängte alle Gefühle zurück, starrte trockenen Auges auf die goldenen Buchstaben in der Marmorplatte und begann ihren stummen Bericht vor dem Grabe. In Gedanken legte sie ihm Rechnung ab über alles, was sie im Laufe der letzten Woche getan hatte, unterbreitete ihm, was für die kommende Woche geplant war, und bat um Billigung des Vergangenen und um Zustimmung zu ihren Plänen.

Gegen Mittag erhob sie sich und ging in die Stadt zurück. Zu dieser Zeit, da die Straßen voller Menschen waren, fiel ihre sonderbare Erscheinung noch mehr auf, aber sie achtete auf niemand. Sie dachte nur bei sich, daß dies die Menschen waren, die weichherzige, ehrsame Leute umbrachten, den harten und rücksichtslosen hingegen dienten und sich vor ihnen verbeugten. Gestählt durch die morgendliche Zwiesprache, fühlte sie, daß gleich einer ruhigen Kraft gleichgültige Verachtung gegenüber diesem Volkshaufen in sie einzog, der ihr jetzt nichts mehr antun konnte und vor ihr im Staube kriechen würde, wenn sie erst auf ihrer Festung, der Million, angelangt wäre. Sie schritt scharf aus, und es schien ihr, als erhebe sie sich nicht nur geistig, sondern auch körperlich über diesen elenden, aufgeregten Haufen, als schreite sie über ihn hinweg wie über einen Ameisenhügel.

IV

Der 28. Juni 1914 — ein Sonntag — unterschied sich durch nichts von allen vorherigen Sonntagen, es sei denn durch die verträumte Langsamkeit, mit der sich das Fräulein auf ihren regelmäßigen Friedhofsbesuch vorbereitete. Länger als gewöhnlich stand sie am offenen Fenster und schaute auf das andere Ufer der Miljacka und die steilen, grünen Hänge. Der Himmel war noch in rötlichen Schein getaucht, und über der ganzen Stadt lag die Frische des Morgens, doch das gegenüberliegende Flußufer mit dem Kai war schon belebt. Es wimmelte von Fußgängern, Kutschen polterten, und lärmend fuhren Automobile vorbei, in denen man Leute in grellfarbenen Paradeuniformen erblickte, die wie Sommerblumen aussahen.

Das alles sah das Fräulein, aber es berührte ihr Bewußtsein nicht stärker als ein trüber Traum. Ihr Bewußtsein war von einem anderen, lebendigeren Inhalt, von der Wirklichkeit des nächtlichen Traumes, erfüllt. Und während sie so am Fenster stand und die auflebende Stadt im Glanze des Sommertages betrachtete, genoß sie noch immer die unbestimmte Wonne dieses Traumes ohne feste Form und ohne Namen. Sie könnte

ihn nicht erzählen, nicht einmal sich selbst könnte sie Rechenschaft über ihn geben, aber sie war ganz von ihm erfüllt, während sie ihn träumte, auch den nächsten Tag, besonders den Morgen über, wenn die Eindrücke der nächtlichen Träume noch lebendig und die Ereignisse des Tages noch nicht gekommen waren, sie auszulöschen und zu verdrängen.

Es war nicht das erstemal, daß sie ihren Traum von der Million träumte. Mit wechselnder Stärke, in verschiedenen Formen träumte sie in den letzten Jahren mehrmals dasselbe: daß die Million erreicht und im selben Augenblick überschritten war. Und jedesmal, so auch in der vergangenen Nacht, fühlte sie, wie sie dem warmen Glanz erlag und wie sie durch ihn, der sie von innen durchdrang und von außen überflutete, über sich hinauswuchs. Hier in der Brust, irgendwo unterhalb des Halses, war die unversiegbare Quelle dieses berauschenden, beglückenden Glanzes. Und wenn sie die Hand auf die Brust legte und sie dann den Augen näherte, sah sie, daß ihre Hand ganz von dem Glanz übergossen war, in dem sich Gold und Silber vermischten und der weder eine Flüssigkeit noch ein gasförmiger Körper war, sondern ein Mittelding zwischen beiden, von diesem Glanz, der sie wie eine sanfte, doch mächtige Kraft von der Erde aufhob, von der Welt trennte und gegen alles Böse und jede Erniedrigung, die den Menschen treffen konnte, verteidigte und schützte. Rein gebadet in diesem Glanz und ganz von ihm erfüllt, ging sie weder, noch flog sie, sondern bewegte sich zwischen stolzem Gang und wunderbarem Flug. Das war der Augenblick vollkommenen Glücks, wenn sie auf der Höhe der erreichten Million fühlte, daß sie nicht

mehr das Schicksal der Masse teilte und nicht mehr an die Gesetze des Wettstreits gebunden war, in dem die unwürdige Menge sich würgte und wand. Den ganzen nächsten Tag lebte sie unter dem Eindruck dieses Traumes, und es schien ihr, als zeige sich in allem, in Gedanken und Berechnungen, an den Gegenständen um sie und an ihr selbst, von Zeit zu Zeit ein Widerschein des Glanzes, geheimnisvoll und wunderbar, aber kürzer als der schnellste Blitz, so daß man ihn mehr ahnte als sah.

Auch dies war ein solcher Morgen, da das Fräulein ausnahmsweise lange an dem offenen Fenster stand und, obwohl wach und schon angekleidet, nur schwer von ihrem Traumbild loskam und sich nur langsam entschließen konnte, das zu beginnen, was der Tag von ihr verlangte, so wie andere Frauen und Mädchen ihres Alters am offenen Fenster die Zeit vertrödeln, versunken in Gedanken von Liebesglück und Liebesleid.

Beim Anblick jener ungewöhnlich lebhaften Bewegung der Menschen am gegenüberliegenden Ufer erinnerte sie sich, daß sie dieser Tage in den Zeitungen Nachrichten von der Ankunft des Thronfolgers Franz Ferdinand in Bosnien und von den Vorbereitungen gelesen hatte, die zu seinem Empfang in Sarajevo getroffen wurden. Eigentlich hatte sie nichts gelesen, sondern bloß die großgedruckten Titel der Begrüßungsartikel auf der ersten Seite gesehen. Denn im Gegensatz zu den meisten Menschen überflog sie die ersten Zeitungsseiten nur flüchtig, aufmerksam las sie lediglich die letzte Seite, auf der Nachrichten von Versteigerungen, Ausverkäufen und Darlehen, von Wertveränderungen in der Wirtschaft und auf dem Geldmarkt zu finden waren.

Durch die angenehme Erinnerung an den verflossenen Traum, die sie hier am Fenster regungslos verharren ließ, zog sich wie ein schwarzer Streifen der Gedanke an die Zeitungen. Sie hatte sie nie geliebt und stets als etwas Überflüssiges und Gefährliches gescheut, und in der letzten Zeit waren sie ihr sogar verhaßt. Und sie hatte, wie wir gesehen haben, auch allen Grund dazu.

Bei diesem unangenehmen Gedanken trennte sie sich schließlich vom Fenster und begann sich fertigzumachen.

Als sie aus dem Hause getreten war und zur Brücke ging, erblickte sie am anderen Ufer einen Zug von Kraftwagen, in denen sich die lebhaften Farben der Offiziersuniformen abhoben; die Autos fuhren rasch am Kai entlang dem Innern der Stadt zu. Die Kraftwagen waren schon verschwunden, als sie die Brücke überschritt. Und in dem Augenblick, da sie durch die schmale Gasse ging, die zwischen den beiden großen Gebäuden der Landesregierung zur Koševoallee führt, ertönte von der Stadt ein starkes, dumpfes Dröhnen. Das Fräulein nahm an, daß sich der Thronfolger in jener Automobilreihe befand und daß es die Kanonen waren, die ihm da zu Ehren schossen.

Auf dem Friedhof blieb sie wie üblich bis kurz vor Mittag. Bei der Rückkehr vom Friedhof schien es ihr einen Augenblick, als seien die Straßen belebter und als eilten die Leute schneller als sonst nach Hause. Sie dachte einen Augenblick darüber nach, dann kam es ihr aus dem Sinn. Ganz ihren Gedanken hingegeben, kehrte sie gesenkten Blicks, ohne jemand zu beachten und etwas zu bemerken, auf demselben Weg nach Hause zurück. So merkte sie auch nicht, daß am Palais

der Landesregierung, auf beiden Balkonen, große schwarze Fahnen wehten, die am Morgen, als sie zum Friedhof gegangen war, noch nicht dort gehangen hatten.

Erst als sie mit der Mutter das bescheidene Sonntagsmahl eingenommen hatte, klopfte jemand an das Tor. Es war Rafo Konforti. Überrascht von diesem unerwarteten Besuch zu unpassender Zeit und noch mehr von dem ungewöhnlichen Aussehen und Verhalten Rafos, führte sie ihn ohne Gruß ins Haus.

»Sehen Sie, Fräulein, sehen Sie, was geschehen ist«, stammelte der Mann, wobei sein Blick von einem Gegenstand zum anderen irrte.

»Was ist los?«

»Wie? Sie wissen nicht, Sie wissen nicht? Ach, ein Unglück ist geschehen, Fräulein, ein Unglück für die ganze Welt. Ein Attentat. Man hat den Erzherzog und die Erzherzogin, seine Frau, und noch ein paar andere erschossen.«

Er sprach aufgeregt, seine Hände zitterten, und in den Augen spiegelte sich die Angst vor den bloßen Worten.

»Und wer hat sie erschossen? Wie? Wann?«

»Ach, irgendein serbischer Bursche. Schüler, Studenten, mein Fräulein, haben beide erschossen, hier am Kai, bei der Lateinischen Brücke. Gott soll uns beschützen, Gott soll uns beschützen!« seufzte Rafo.

Ein Augenblick der Stille trat ein.

»Aber ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, Fräulein, daß Sie auf sich aufpassen, daß Sie nicht in die Čaršija gehen und sich mit Ihrer Frau Mutter in acht nehmen, denn es ist nichts Gutes, was sich da vorbereitet.«

»Aber wir zwei sind doch Frauen, Gazda Rafo, bei Gott. Was will man denn von uns? Wir haben mit diesen Dingen nichts zu schaffen, das wissen Sie doch.«

Rafo schüttelte ungeduldig den Kopf.

»Ich weiß, daß Sie nichts damit zu tun haben, aber Sie sehen, was geschieht. Es geht um etwas Wichtiges. Der *Thronfolger!* Man munkelt so allerlei in der Stadt. Mag uns Gott beschützen!«

Und Rafo neigte sich weiter vor und fügte in ängstlichem Flüsterton hinzu:

»Der Pöbel hat sich erhoben, um zu brennen und zu plündern. Der katholische Priester hat eine Rede gehalten. Man sagt, daß man alle serbischen Kaufläden in der Čaršija zerstören wird. Auch den Häusern wollen sie zu Leibe rücken. Gott behüte uns! Man spricht davon. Sie und Ihre Frau Mutter tun mir leid, und ich bin gekommen, um Ihnen das zu sagen. Am besten, Fräulein, Sie bleiben zu Hause. Und wir sehen uns nicht wieder, bis dieser Sturm sich gelegt hat. Verstehen Sie? Sitzen und schweigen Sie. Schw-ei-gen Sie! Ich schicke den Jungen, falls Sie etwas brauchen.«

So verabschiedete sich Rafo, Angst in den Augen und den Finger vorm Mund.

Erst als das Fräulein allein war, empfand sie ein Unbehagen. Ohne der Mutter etwas zu sagen, trat sie ans Fenster und warf einen Blick auf das andere Ufer der Miljacka.

Alles war wie auch sonst an seinem Platz, und man konnte nicht weniger und nicht mehr Leute als gewöhnlich am Sonntag um diese Zeit sehen, doch die ganze Gegend kam ihr jetzt verändert und neu vor; Angst und Ungewißheit lagen in der Luft und über

der Landschaft, ohne daß sie hätte sagen können, wo und wie.

Am Feiertag ist jeder Nachmittag länger als an einem Werktag, aber dieser war besonders lang.

Als die Sonne hinter den Bäumen unterhalb des Hum-Berges versank und in ihrem eigenen Feuer zerschmolz, da erlaubte das Fräulein nicht, daß im Hause Licht gemacht wurde. Sie saß mit ihrer Mutter am offenen Fenster. Der Hauch des heißen Tages erfüllte die Luft noch mit feinem Staub. Von den Kirchen erscholl dumpfes Grabgeläute. Alle Glocken übertönte die große Glocke der katholischen Kathedrale mit ihrer scharfen, durchdringenden Stimme, es hörte sich an, als wäre sie aus Eisen gegossen. Jetzt mußte Rajka ihrer Mutter sagen, was geschehen war und was den serbischen Häusern und Geschäften drohte. Die alte Frau begann zu weinen, so wie sie auch aus jedem anderen und viel geringeren Anlaß geweint hätte. Das Fräulein tröstete sie flüchtig und zerstreut, aber die Mutter fuhr fort zu weinen. Die Glocken tönten aus der Ferne, von der Banjski-Höhe und vom Schloß, und in kurzen Intervallen hörte man das gedehnte, seltsame Echo, das die steilen Berge um Sarajevo als eine bereits erwartete Antwort auf diese metallene Musik des Todes und der Erregung zurückwarfen. In das alles mischten sich von Zeit zu Zeit die einträchtigen, ausgeglichenen Stimmen der Menge, die irgendwo in der Mitte der Stadt jemand zum Ruhm und anderen zum Verderben schrien und heulten. Und das Dunkel fiel herab, ein schwüles Dunkel, voll ungewöhnlicher Laute und feierlicher, furchtbarer Vorahnung großer, schicksalsschwerer Ereignisse. Überall in der Stadt flammten Lichter auf, und die bei-

den Frauen horchten am Fenster; sie saßen näher beieinander als sonst, so als erwarteten sie etwas.

Die Mutter seufzte laut, was bei Frauen immer die Einleitung zu einem traurigen Zwiegespräch ist. Das ärgerte Rajka. Der Gedanke an ein Gespräch war ihr unangenehm.

»Geh und leg dich nieder«, sagte sie herb zu ihrer Mutter, »gar nichts wird geschehen, hab keine Angst!«

»Ich weiß nicht, Kind, was geschieht, aber ich weiß, daß es nicht gut ist, wenn einer *ihrer* großen Herren umkommt.«

»Leg dich nieder und schlafe, Mutter! Das geht uns nichts an.«

Während sie das sagte, horchte sie auf die Stimmen aus der dunklen Ferne, als wollte sie sich von der Richtigkeit ihrer eigenen Worte überzeugen.

»Ach, mein Kind, und wie es uns angeht. Die armen Serben werden wieder dafür büßen.«

Das Fräulein antwortete nicht, und das Gespräch geriet ins Stocken.

Noch lange lauschten die beiden Frauen in die Nacht, die, nachdem die Glocken verstummt waren und die Kundgebungen aufgehört hatten, viel ruhiger war als die früheren, denn von keiner Seite war das geringste Singen und Spielen zu vernehmen, das in den Sommernächten sonst noch lange zu hören ist. Überall breitete sich eine Stille aus, wie sie die Starken und Mächtigen dieser Welt noch eine Zeitlang nach ihrem Tode einem breiteren oder engeren Kreis derer aufzwingen, die am Leben bleiben. Schließlich gingen beide Frauen zu Bett. Die Mutter blieb in der Finsternis wach und hing ihrer ohnmächtigen Witwensorge nach; sie fürchtete nicht

nur für die »armen Serben«, sondern allmählich für die ganze Welt, aber sie tat es unhörbar, ohne Lärm und Bewegung, wie sie alles im Leben getan und ertragen hatte. Die Tochter jedoch las einige Zeit in irgendeiner deutschen Reisebeschreibung.

(Reisebeschreibungen waren die einzigen Bücher, die sie kaufte und regelmäßig las und in denen sie etwas suchte und fand, was unbestimmt und doch stark mit ihrem Leben zusammenhing, besonders wenn sie von unbekannten Erdteilen und von der Entdeckung verborgener Schätze und neuer Märkte handelten.)

Dann löschte sie das Licht und schlief ein.

Vor Sonnenaufgang erwachte sie: frisch, mit kühlen Wangen, ausgeruht und hellwach, als hätte sie niemals geschlafen. Mit geschlossenen Lippen und zusammengezogenen Brauen lag sie im Bett und schaute scharf in das Dunkel, das in der Nähe der Fenster dünner und blasser zu werden begann.

Erwachen beim Morgenrot! Seit jeher war sie gewohnt, um diese Zeit alle Fragen zu lösen, für die weder Tag noch Nacht eine Lösung bringen konnten. Jetzt war der Augenblick gekommen, auch mit dieser Angst abzurechnen, die Rafo in ihr Haus gebracht hatte. Bei Tagesanbruch fühlt sich der Mensch wie wiedergeboren, sein Geist ist von durchdringender Schärfe, ist erneuert und doch reich an Erfahrungen. Die ganze Welt, soweit sie diese überblicken und begreifen und sie, befangen in ihrem Traum, richtig sehen konnte, erstand vor ihr und bestimmte ihr Verhalten in allem und allem gegenüber. Sie fühlte die Nähe einer Krise, in der man schwer erwarb und verdiente, aber leicht Schaden erlitt, und sie empörte sich dagegen mit der ganzen

Kraft ihres Wesens, die seit den frühesten Jahren bloß in eine Richtung geleitet war.

Was war geschehen? Man hatte den Thronfolger ermordet. Das war zweifellos eine große Erschütterung, die den Kreis dieser Stadt weit überschritt und andere, viel größere Interessen traf als die ihrigen. Sie sah das deutlich ein, aber sie konnte sich nicht damit aussöhnen, daß es etwas in der Welt gab, was ohne ihre Schuld ihr Vermögen bedrohen und ihre Pläne stören durfte und konnte. Was bedeutete überhaupt für sie etwas wie »allgemeine Probleme«, »politische Ereignisse« und »nationale Interessen«? Etwas Fremdes und Fernes, das sie immer sorgfältig gemieden hatte. Alles das war für sie nur soweit vorhanden, als es ihr etwas eintragen konnte oder als es, im anderen Fall, ohne Schaden zu umgehen war. Und wer waren diese Studenten? Langhaarige Burschen, die sie an der Miljacka spazierengehen sah, müßig, ernst und geheimnisvoll, mit hochgestülptem Kragen an leichten Wintermänteln, tief gebeugt unter ihren großen schwarzen Hüten.

Was bedeutete das alles für sie? Und woher kam jetzt das, wenn man es einmal in Zusammenhang brachte: Thronfolger – Politik – Studenten. Mußte das für sie Verlust, Gefahr oder wenigstens Stillstand ihrer Arbeit bedeuten, die niemals etwas damit zu tun gehabt hatte? Das alles ging sie nichts an. Sie drängte es entschieden von sich und trachtete bloß danach, wie sie es überschreiten oder umgehen könne gleich jedem anderen Hindernis auf dem Wege. Schier unerträglich war ihr der Gedanke, daß ihre Arbeit und ihr Interesse an diese Dinge gebunden sein sollten, daß sie selbst abhängig

sein sollte von etwas, das völlig außerhalb ihres Machtbereichs lag, und das böse Schicksal irgendeiner Gemeinschaft teilen müßte. ›Was habe ich mit serbischen Studenten zu schaffen?‹ fragte sie zornig das blasse Dunkel, das sich vor ihr breitmachte. Und in ihr erhob sich der wütende Wille, sich vollständig und für immer von allen Bindungen und Rücksichten zu befreien, so daß niemand mehr das Recht hätte, irgend etwas von ihr zu verlangen, so wie sie sich niemals an jemand gebunden gefühlt oder von jemand etwas im Namen dieser Bindungen verlangt hatte.

Plötzlich richtete sie sich im Bett auf. Nein, niemals und um keinen Preis würde sie zugeben, auf der Seite der Verlierer zu sein. Alles wollte sie tun, aber das würde sie nie zugeben.

»Das niemals!« flüsterte sie halblaut, und dabei schlug sie mit der geballten rechten Hand auf das Kissen, als wollte sie ihren Entschluß schmieden.

Das Fräulein gedachte nach neun Uhr in die Bank zu gehen und Direktor Pajer aufzusuchen, um bei ihm zu erkunden, wieweit die Befürchtungen Rafos begründet waren und was sie tun, wie sie sich verhalten sollte, um jeden Schaden und jede Ungelegenheit zu vermeiden. Aber sie konnte es nicht erwarten, sondern erhob sich schon vor neun Uhr und ging auf die Straße. Die Mutter schaute ihr nach, wagte jedoch nicht, etwas zu sagen, das Fräulein aber ärgerte und reizte dieser verweinte und erschrockene Blick, so daß sie die Tür schroff hinter sich zuschlug.

Sie ging nicht am Ufer der Miljacka entlang, sondern bewegte sich auf der inneren, linken Seite, durch jene lange, immer ruhige und verschlafene Straße, die Tera-

zija heißt. Hier konnte sie nichts Außergewöhnliches an den wenigen Vorübergehenden feststellen.

Der Morgen in Sarajevo hat auch zur Zeit der größten Hitze den frischen Hauch des Morgens in den Bergen. Man atmet leicht und kommt gut voran. So erreichte sie bald die Brücke an der Ćumurijastraße. Schon sah sie auf der anderen Seite des Flusses das weiße, große Gebäude der Union-Bank, als sie von der Ćumurijastraße das Schreien der Volksmenge hörte, das ähnlich klang wie am Vorabend. Die ersten Reihen der Demonstranten strömten auf die Uferanlage heraus. Das Fräulein verbarg sich hinter einem Baum, bereit, zurückzugehen, falls die Masse über die Brücke auf sie zukäme, oder ihren Weg zur Bank fortzusetzen, falls sie den Weg flußauf- oder flußabwärts einschlagen sollte.

Es mußten Tage kommen wie diese, damit man richtig sah, was alles in dieser Stadt lebte, die wie eine Handvoll Körner teils über die steilen Hänge der umliegenden Berge, teils über die sich am Fluß hinstreckende Ebene gestreut war. Es mußte etwas geschehen wie am Vortage, oder vielleicht genügte auch ein weniger bedeutendes Ereignis, um alles zu entblößen, was in diesen Leuten steckte, die sonst arbeiteten oder bummelten, Geld verschwendeten oder in den steilen und winkeligen, einer Wasserrinne ähnelnden Vororten ein armseliges Leben fristeten.

Wie jede orientalische Stadt hat auch Sarajevo sein Fakirgesindel, was in diesem Falle heißt, seinen Pöbel, der Jahrzehnte zurückgezogen, zerstreut und scheinbar zahm dahinlebt, der sich aber bei solchen Gelegenheiten nach den Gesetzen irgendeiner unbekannten gesellschaftlichen Chemie plötzlich vereinigt und in Flam-

men ausbricht wie ein schlummernder Vulkan, der das Feuer und den Schmutz niedrigster Leidenschaften und ungesunder Gelüste ausspeit. Diese Masse des Lumpenproletariats und des hungrigen Kleinbürgertums besteht aus Menschen, die nach Bekenntnis, Gewohnheiten und Kleidung verschieden sind, sich jedoch in ihrer angeborenen, heimtückischen inneren Roheit und der Wildheit und Niedrigkeit ihrer Triebe gleichen. Die Angehörigen der drei Hauptkonfessionen hassen einander von der Geburt bis zum Tode, vernunftlos und abgrundtief, und sie übertragen diesen Haß auch aufs Jenseits, das sie als ihren Ruhm und Sieg und als Niederlage und Schande des andersgläubigen Nachbarn auffassen. Sie werden geboren, wachsen und sterben in diesem Haß, in diesem wirklich physischen Abscheu vor dem Andersgläubigen; oft vergeht ihr ganzes Leben, ohne daß sich ihnen Gelegenheit bietet, diesen Haß in seiner ganzen Stärke und Schrecklichkeit zu beweisen; wenn aber anläßlich eines bedeutenden Ereignisses die feste Ordnung der Dinge ins Schwanken gerät und Verstand und Gesetz für einige Stunden oder Tage außer Kraft gesetzt sind, dann ergießt sich diese Horde, beziehungsweise ein Teil von ihr, nachdem sie endlich einen tauglichen Grund gefunden hat, über diese Stadt, die sonst wegen ihrer feinen Liebenswürdigkeit im gesellschaftlichen Leben und ihrer schmeichelhaften Redeweise bekannt ist. All jene so lange zurückgehaltenen Gehässigkeiten und schlummernden Wünsche nach Zerstörung und Gewalttat, die bisher ihre Gefühle und Gedanken bewegt haben, dringen dann an die Oberfläche, und wie eine Flamme, die lange Zeit Nahrung gesucht und endlich gefunden hat, beherrschen sie die

Gassen, spucken, beißen und zerbrechen, bis sie eine Kraft, die stärker ist als sie, zerschlägt oder bis sie selbst in ihrer Raserei verbrennen und erschlaffen. Dann ziehen sie sich wie Schakale mit eingezogenem Schwanz in ihre Seelen, Häuser und Straßen zurück, wo sie wieder jahrelang verborgen leben und bloß in bösen Blicken, häßlichen Redewendungen und obszönen Bewegungen hervorbrechen.

Dieser für Sarajevo eigentümliche wütende Haß, den die verschiedenen konfessionellen Institutionen durch Jahrhunderte nährten, den die klimatischen und gesellschaftlichen Verhältnisse begünstigten und den die geschichtliche Entwicklung unterstützt hatte, war auch jetzt hervorgebrochen und hatte sich auf die Straßen des neueren Stadtteiles gestürzt, die unter anderen Voraussetzungen, für eine andere Ordnung und andere Umgangsformen erbaut worden waren.

In dem Haufen mochten etwa zweihundert Aufwiegler sein, Mohammedaner und Katholiken, meist dürftig gekleidet und schlecht genährt, mit den Spuren des Elends oder des Lasters im Gesicht und in der Haltung. Sie schrien wahllos »Nieder!« und »Hoch!«, alles nach der Anleitung eines etwas besser gekleideten Mannes, der sie anführte und der sehr große Ähnlichkeit mit einem Polizisten in Zivil hatte. Sie versuchten auch die Staatshymne zu singen, aber das Lied, das aus ihren ungeübten, groben Kehlen kam, klang verworren und brach mehrmals ab. Vorn trugen zwei Männer ein Bild des Kaisers Franz Joseph, eine jener eingerahmten farbigen Reproduktionen, die sie offenbar aus irgendeinem Amt geholt hatten. Diese beiden waren zerlumpte und verschlagene Individuen mit niedriger Stirn

und trübem Blick. Gewohnt, irgendwo an der Peripherie zu leben und zu arbeiten, im Schatten ihres Elends, waren sie jetzt verlegen und zugleich voll dreisten Stolzes, daß sie das Bild des Kaisers durch die Hauptstraßen der Stadt tragen durften. In ihrer Eile und Verwirrung hatten sie das Bild umgedreht, so daß es mit dem Kopf nach unten wies, aber mit ihren riesigen Fäusten, die an ganz andere Arbeiten gewöhnt waren, hielten sie es fest wie die Neger ihren Fetisch. So schritten sie langsam wie bei einer Prozession voran, wobei sie unter dem zerknüllten Hut heimtückische Blicke nach rechts und links warfen, mit einem tierisch frechen Gesichtsausdruck, wie ihn Menschen haben, die gut wissen, wer und was sie sind, aber auch genau wissen, daß ihnen zur Zeit niemand etwas anhaben kann. Die Gestalt des Greises mit dem weißen Backenbart und der Glätze, die seine hohe Stirn ins Endlose fortsetzte, eingeschnürt in einen weißen Waffenrock mit goldenen Knöpfen, roter Schärpe und einer Reihe von Sternen und Medaillen, glänzend und feierlich, stach sonderbar ab von den beiden liederlichen Menschen mit dem ärmlichen Aussehen und der kläglichen Haltung, die sich fest an ihn schmiegten wie ein zweiter, lebender Rahmen.

Nach kurzem Schwanken und einigem Hin und Her, währenddessen jemand die zwei ermahnte, das Bild umzudrehen, wie es sich gehörte, zog die Menge den Kai hinab. Das Fräulein wartete, bis sie hinter ihrer ehemaligen Schule in Richtung auf das Gymnasium verschwanden, und begab sich dann über die Brücke zur Bank.

Das geschmackvolle weiße Gebäude der Union-Bank

an der Ecke der Ćumurijastraße nahm eine Front von achtzehn Metern auf der Kaiseite ein. Im Erdgeschoß befanden sich Kanzleien, an denen jetzt alle Rouleaus herabgelassen waren, und darüber zwei Stockwerke mit zwei großen Wohnungen, die als die teuersten in Sarajevo galten und schon seit Jahren von einem Rechtsanwalt und einem Arzt bewohnt waren. Die Kanzlei des Direktors war im rückwärtigen Teil des Gebäudes untergebracht und hatte einen eigenen Ausgang, der auf eine kurze, schmale Gasse hinausführte. Nur Fremde und Neulinge gingen zum Direktor durch den Haupteingang, vorbei am Schalterfenster des Portiers, alle Freunde und Bekannten benutzten den Nebeneingang und betraten das Haus von dieser kleinen, namenlosen Gasse. Hier gelangte man aus einem engen Vorzimmer unmittelbar in die geräumige, halbdunkle und etwas feuchte Kanzlei des Direktors, wo den größten Teil des Tages Licht brennen mußte. Doch Pajer gab diesem großen Raum wie auch jeder kleinsten Sache, mit der er in Berührung kam, ein persönliches und angenehmes Aussehen. An den Wänden hingen einige Aquarelle in lebhaften Farben mit Waldlandschaften und Jagdszenen; alle waren gleich groß und stammten offenbar von demselben Maler. Zur Zeit der Sommertage herrschte hier Kühle, und im Winter brannten in dem großen Kachelofen schwere Buchenscheite. Der ganze Fußboden war mit gewalktem grauem Tuch bedeckt, darauf lagen bosnische Teppiche am Eingang und persische im Hintergrund, neben dem Schreibtisch. Es war ein großer Tisch, und auf ihm herrschte weder Unordnung noch die frostige Leere gewöhnlicher Bankiertische. Da sah man Lichtbilder von Frau Pajer, einer

schwarzäugigen Frau mit einem Pantherkörper, und ihrem Sohn, einem schönen Jungen in der Kleidung seines Internats, sowie neben der bronzenen Statuette eines Hirsches eine Vase aus grünem Glas, in der fast das ganze Jahr hindurch Blumen oder grüne Zweige standen. Dahinter glänzten auf tiefen Regalen in langen Reihen die goldenen Einbände der Bücher.

In der Kanzlei war es jetzt frisch und dämmrig wie in einer Kapelle. Die Blumen in der grünen Vase waren nicht erneuert worden und hingen herab. An diesem Tag blieb die Bank wie alle anderen Institute und Läden zum Zeichen der Trauer geschlossen. Der Direktor war nur auf einige Augenblicke hierhergekommen, bevor er zum feierlichen Requiem für die Opfer des gestrigen Attentats in die Kirche ging. Er stand da wie ein Mensch, der gerade im Begriff ist, aus dem Haus zu gehen. Bekleidet war er mit einem schwarzen Redingote. Der hohe weiße Kragen und das schwarze Plastron verliehen ihm ein feierliches, ungewöhnliches Aussehen. Mit breiter, zwangloser Bewegung, die sehr von seinem Äußeren abstach, bot er dem Fräulein einen Platz an, während er selbst, an den Schreibtisch gelehnt, mit verschränkten Armen stehen blieb. Das Fräulein teilte ihm kurz mit, was sie von Rafo gehört hatte, und äußerte ihre Befürchtungen hinsichtlich ihres Hauses und Vermögens.

»Sie wissen, daß ich mit diesen Dingen nie etwas zu tun hatte, daß ich mich immer ferngehalten habe und bei den serbischen Vereinen sogar schlecht angeschrieben bin. Auch die Zeitungen haben mich angegriffen.«

Pajer biß sich auf die Oberlippe, was bei ihm das Zeichen größter Ungeduld war.

»Und jetzt bin ich gekommen, um Sie zu fragen, was zu tun ist. Ich bin zu allem bereit. Wenn es nötig ist, irgendeine Erklärung oder so etwas abzugeben, vielleicht auch eine freiwillige Spende ... Ich weiß selbst nicht.«

Hier ließ Pajer die Hände sinken, trat einen Schritt näher und beugte sich über den Sessel, in dem sie saß.

»Hören Sie, Fräulein ...«

Einst hatte er sie mit dem Taufnamen gerufen; erst später, als er sie ihres eigenwilligen Vorgehens oder ihrer Wuchergeschäfte wegen ermahnen mußte, nannte er sie Fräulein. Geblendet von ihrer Leidenschaft, die es ihr unmöglich machte, andere, viel wichtigere Dinge wahrzunehmen, hatte sie nicht bemerkt, daß er sie in den letzten Jahren nicht mehr anders ansprach.

»Hören Sie, Fräulein«, fuhr Pajer fort, »mir scheint, daß Ihr Konforti Sie mehr als nötig erschreckt hat. Ich weiß, daß alles, was geschieht, sehr mißlich und schwer ist und daß noch viel Schwereres kommen wird, für die ganze Welt und besonders für die Serben, aber warum sind Sie so vorschnell und sondern sich von Ihrem Volke ab, ohne daß es jemand von Ihnen verlangt hat? Und selbst wenn man es verlangen würde, Sie sind die Tochter Gazda Obrens und dürfen nicht so handeln, wie auch er sicher nicht so gehandelt hätte, wenn er lebte. Sie sind Serbin, und das zu sein ist keine Schande. Im Gegenteil. Mein Rat geht dahin, daß Sie sich durch nichts, auch nicht durch Loyalitätsbezeigungen, hervortun. Lassen Sie sich nicht durch diese Horde verwirren und erschrecken, damit Sie nicht etwas tun, wessen Sie sich später schämen und was sie bereuen müßten. Diese Menschen werden auch nicht ewig brüllend durch die

Straßen laufen. Bleiben Sie in diesen Tagen zu Hause, und wenn Sie etwas brauchen, kommen Sie zu mir oder rufen Sie mich, dann werden wir uns beraten.«

Pajer sprach mit gedämpfter Stimme, und seine Augen zitterten in leichter Verwirrung.

Das Fräulein verließ ihn unbefriedigt und begab sich unsicheren Schritts zu ihrem Geschäft. Es war nicht ihre Gewohnheit, die Straße und die Menschen um sich zu betrachten und sich darüber Rechenschaft zu geben, was sie erblickte, aber diesmal betrachtete sie alles sehr aufmerksam. Zwar waren die Läden geschlossen, doch gab das den Straßen kein festtägliches Aussehen. Die Zahl der Passanten war geringer, die Ruhe auf der Straße größer als sonst. Die Straßen sahen aus, als hätte sie in der Nacht ein ungewöhnlicher Sturmwind gekehrt und gereinigt und nur eine leere Fläche und die Angst vor einem neuen Unwetter hinterlassen. An den Dächern und Fenstern tauchten immer neue schwarze Fahnen auf. Ihr Geschäft am Eingang in den Veliki Ćurčiluk war unberührt, die große eiserne Tür war wie bei den übrigen Kaufläden geschlossen, und darüber lagen kreuzweise zwei eiserne Stangen. Sogleich machte sie sich wieder auf den Weg und eilte durch die fast leeren Straßen zur oberen Stadt. Sie fand Veso in dem engen, abschüssigen Hof, der nach Blumen duftete und von dem reinlichen Pflaster und den weißen Hauswänden glänzte. Im hinteren Teil des Hofes war über dem Pflaster auf weißen Leintüchern Mehlteig ausgebreitet. Veso war vollständig angekleidet, nur trug er weiße Strümpfe und flache Pantoffeln. Mit einer Gerte in der Hand saß er auf einem Stein und gab acht, daß die Hühner nicht an den ausgebreiteten Teig herankamen. Das

Fräulein ärgerte die Ruhe dieses Idylls, das so gar nichts von ihren eigenen Sorgen und Ängsten hatte.

»Veso, ich bin gekommen, damit wir besprechen, wie wir mit dem Geschäft verfahren.«

»Auch ich wollte schon zu Ihnen kommen, um zu sehen, wie es Ihnen geht. Das Geschäft habe ich laut Anordnung geschlossen, wie es auch die anderen getan haben. Jetzt wollen wir sehen, was weiter wird.«

»Wie? Wir wollen sehen? Siehst du denn nicht, daß sich der Pöbel erhoben hat, um die serbischen Häuser und Läden zu zerstören? Man muß etwas tun.«

»Was können wir schon tun?«

»Man kann eine schwarze Fahne heraussteckten. Ich habe es an anderen Läden gesehen.«

»Das kann man . . .«, erwiderte Veso gedehnt.

»Das kann und muß man.«

»Wir warten ab, was die übrigen Serben und Kaufleute machen, und danach handeln wir dann.«

»Was gehen mich die übrigen an? Die übrigen können sich, wenn sie wollen, den Hals brechen, wozu sie sich ja schon anschicken, aber ich will nicht, daß man *mein* Geschäft anzündet oder *mein* Haus plündert.«

»Langsam, Rajka, *unser* Geschäft ist nicht allein; wir wollen es mit den anderen Leuten halten, und wie es denen ergehen wird, so auch uns.«

»Mit welchen Leuten? Ich lebe nicht von diesen Leuten, sondern von meiner Arbeit. Und wenn ich Schaden leide, wird niemand kommen und mich fragen, wie es mir geht und ob ich weiterkann.«

Sie sprach schnell, voll verhaltenen Zorns.

»Ach, Rajka. Ich will nicht abseits von den Unsrigen stehen, und deshalb werde ich wie sie handeln.«

Überrascht betrachtete sie ihn näher. Klein und verschrumpft wie sonst, in flachen Pantoffeln, mit einem Stock in der Hand, so stand er vor ihr, und doch hatte er etwas feierlich Ruhiges und männlich Entschlossenes an sich. Er stand aufrechter da als gewöhnlich, als trüge er ein eisernes Skelett in diesem schwachen, kleinen Körper.

Die unerwartete Geistesgegenwart des sonst schwächlichen Mannes und sein trotziger Gleichmut verblüfften und erbosten sie. Scharfe, zornige Worte drängten sich auf ihre Lippen, prallten aneinander und stauten sich. Und gerade, als sie mit aller Entschiedenheit erklären wollte, daß sie nach ihrem Kopf und ihren Interessen handeln werde und das Verhalten der serbischen Kaufleute sie wenig angehe, hörte man von oben aus dem Hause eine schrille Frauenstimme:

»Ksch, Gott soll euch erschlagen! Ksch, verrecken sollt ihr, bei Gott! Veso, du Nichtsnutz, siehst du denn nicht, daß die Hühner den Teig auffressen? Ksch, ksch!«

In der Haustür stand Vesos Frau Soka, klein wie er, mit einer weißen Schürze und mehlbestaubten Händen, sonst aber sauber und gepflegt. Beide Hände schwingend, verjagte sie die Hühner, die tatsächlich Vesos Gespräch dazu benutzt hatten, herbeizukommen und den auf dem Leintuch ausgebreiteten Teig zu picken. Sofort schwenkte Veso einige Male seine Gerte. Die Hühner liefen hinter das Haus, und Soka kam, Rajka zu begrüßen.

Mit der kleinen Aufregung in der Miniaturhäuslichkeit des miniaturhaften Paares war das Gespräch zwischen dem Fräulein und Veso im wesentlichen beendet. Sie verabschiedete sich knapp und zerstreut, entschlos-

sen, von diesem Menschen unter den jetzigen Verhältnissen nichts zu erwarten, sondern alles allein zu tun, aus eigener Kraft und nach eigenem Verstand.

Wenn eine Frau wie sie blind und hartnäckig in einer Richtung geht, ist nichts für sie schwer und unmöglich. Obwohl die Kaufläden geschlossen und die Menschen verwirrt und völlig durcheinander waren, fand das Fräulein bis Mittag alles, was nötig war: an ihrem Haus und ihrem Geschäft hingen schwarze Fahnen. Sie war nicht die erste, die sie aushängte, aber sie würde die letzte sein, die sie einzog.

V

Im Leben eines jeden Menschen gibt es trübe Zeiten, von denen seine Erinnerung meist schweigt oder nur beklommen spricht. So eine Zeit waren im Leben Rajkas die Kriegsjahre. Die vier Jahre waren wie ein lebhafter, seltsamer Traum, begleitet von starken Gefühlen des Aufschwungs, der Angst und endlich verdüstert von Schwierigkeiten, Verlusten und einer Bitternis, die sie auch heute noch nicht verstand, die jedoch nie von ihr weichen würde.

Der erschossene Thronfolger und seine Gemahlin wurden in feierlichem Zuge zum Bahnhof übergeführt. Es kam zu zahlosen Verhaftungen und verschiedenen Gewalttätigkeiten. Die Lokalpresse tobte sich in Extrablättern und großen Schlagzeilen aus, und unaufgeklärte oder aufgehetzte Menschenmassen gaben ihren Gefühlen in Rufen Ausdruck, die sie selbst nicht recht verstanden. Nach diesen schweren, ungewöhnlichen Tagen trat plötzlich überall eine sonderbare Stille ein wie nach einem starken Knall. Nicht nur, daß es keinen Lärm, keine aufregenden Ereignisse und geräuschvollen Massenbewegungen mehr gab. Es war eine aktive Stille, in der die Menschen angestrengt horchten und neue

Ausbrüche erwarteten, während in ihren Ohren noch nicht einmal das Echo der kaum vergangenen Ereignisse erstorben war. Es war eine gelenkte Stille, die irgendwer nötig hatte, der jedoch keiner ganz vertraute, sondern jeder lauschte, bestrebt, an einem unhörbaren Laut, der sich irgendwo dahinter verbarg, zu erraten, »wohin das umschlagen« würde.

In dieser Stille fühlte sich das Fräulein in ihrem Element. Sie dachte nicht daran, was sich hinter dieser Stille verbergen könnte, und fragte sich nicht, was die Stadt, das Volk und die ganze Welt zum Schluß erwartete. Die Hauptsache war, daß jenes Getümmel, die Untätigkeit und die gewalttätigen, ungeordneten Bewegungen der Volksmenge vorbei waren. Daß man wieder an Geschäfte denken und rechnen, daß man das, was im Flusse war, ordnen und anderes planen konnte. Allerdings, die Kaufleute waren verwirrt; in den Banken war man zurückhaltend, steif und stumm wie in der Kirche. Überhaupt alle hatten Sorgen. Man sah auch gänzlich verstörte Gesichter und verweinte Augen. Das waren Serben. Aber das Fräulein trug all dem nicht Rechnung und wollte es nicht tun. Sie wußte nur, daß man nicht mehr schoß und auf den Straßen nicht randalierte und Häuser und Läden nicht zerstört wurden. Nicht eine ihrer Befürchtungen hatte sich verwirklicht. Weder ihr Haus noch ihr Geschäft waren überfallen oder beschädigt worden. Niemand hatte ihr etwas übelgenommen. Das genügte ihr. Alles andere war nicht ihre Sorge. Es ärgerte sie bloß, daß sie niemand finden konnte, der ihre Zufriedenheit, Sorglosigkeit und Arbeitsfreude so richtig geteilt hätte. Alle hatten einen abwesenden Blick und eine träge Zunge. Selbst Rafo Kon-

forti war noch nicht zu sich gekommen. Auf jede ihrer Fragen antwortete er unbestimmt, und was immer sie ihm vorschlug, wies er mit unklaren Worten zurück.

»Gut, Fräulein, aber warten wir ab, bis sich das ein wenig legt, damit wir sehen, was wird.«

Aber man sah ihm an, daß er an etwas anderes dachte.

So verging ungefähr ein Monat, dann wurde die Stille wie in einem großen Orchester tatsächlich unterbrochen und schlug in einen allgemeinen Aufruhr und Krach um. Die Presse donnerte zuerst los. Dann gerieten die Massen und die Ereignisse auf unvorstellbare Weise in Bewegung, in neuen Formen und einem bis dahin nicht gesehenen Umfang. Glocken läuteten, Militärkapellen schmetterten, Kanonen schossen. Die Luft zitterte ununterbrochen aus unersichtlichem Grunde, und dieses Beben vereinte sich mit der Unruhe, die — versteckt oder offen — alle Bewohner dieser unseligen Stadt beherrschte. Von neuem erschienen Sonderausgaben der Zeitungen mit Lettern in Daumengröße.

Die Ereignisse reihten sich nicht aneinander, sondern prallten zusammen und überstürzten sich. Das Ultimatum an Serbien, die Kriegserklärung und dann der Eintritt fast aller europäischen Großmächte in den Krieg, alles kurz hintereinander. Gleichzeitig verstärkten sich dieses Beben der Luft und die allgemeine menschliche Unruhe, welche die verschiedensten Ursachen hatte.

Durch all das verwirrt, konnte sich das Fräulein nicht zurechtfinden und nicht fassen. Sie ging zu Rafo Konforti und fand ihn jetzt seltsamerweise munter, lebhaft und unternehmungslustig. Er wartete nicht mehr, um zu sehen, was sein würde. Was kommen mußte, war da. Er hatte nur einen Rat, eine Parole: kaufen. Wer so

rasch wie möglich kaufte und so langsam wie möglich verkaufte, der hatte die Zeichen der Zeit verstanden, der machte Geschäfte und würde allen Veränderungen die Stirn bieten können.

»Was soll ich kaufen?« fragte sie mit schwacher Stimme, wobei sie ängstlich Rafo anschaute, der ihr größer, irgendwie mächtig und neu erschien.

»Alles, Fräulein. Sie kaufen heute Ziegel, lassen sie ein bis zwei Monate liegen und können sie mit achtzig Prozent Gewinn verkaufen.«

Rafo kaufte tatsächlich, was er bekommen konnte. Unter anderem auch Ziegel in der Ilić-Ziegelei in Koševo, unmittelbar neben dem Friedhof. Ihm folgte in einigen kleineren Geschäften, bescheiden und unmerklich, das Fräulein mit ihrem Anteil. Nach und nach wurde sie immer freier und kühner. Dieses Abpassen der Geschäfte, der lange, schwere Kampf, in dem man sich zu einem Entschluß durchrang, das Wiederverkaufen, die bange Furcht, die alle Spekulationen begleitete und bei Verlust und Gewinn gleich groß war, das alles füllte ihre Zeit aus und nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die gewaltigen Ereignisse und die großen Veränderungen, die sich überall in der Welt vollzogen, auch hier vor ihren Augen, sah sie bloß flüchtig und unklar wie in einem Traum.

Und die Welt hallte wider von mächtigen Massenbewegungen, von den ersten kriegerischen Zusammenstößen, von Zeitungsnachrichten, die Schreien glichen, von unwahrscheinlichen Drohungen und unerwarteten Verwirklichungen. Auch hier, in Sarajevo selbst, in ihrer Nähe, geschahen nie gesehene und unerhörte Dinge. Man lebte schnell und üppig und litt offen und im ver-

borgenen. Die Stadt steckte voller Reservisten. Die einen trugen noch ihre Bauerntracht, die anderen schwitzten in den grauen und blauen Uniformen und den neuen Soldatenschuhen. Es war ein Getümmel und ein Singen ohne wahre Freude, es gab Geschrei und Geschimpfe, Schnaps und Tabak, und die Menschen hatten den Wunsch, zu vergessen. Man sah zertretenes Obst und Melonenschalen. In allem herrschte ungesunde Verschwendung. Zugleich hatte man über große Mängel und Leiden zu klagen. Allerorts verhaftete man Serben und führte sie in provisorische Gefängnisse ab, und zwar jetzt nicht nur junge Leute und Studenten, sondern auch angesehene Kaufleute und friedliche Staatsbeamte. Das geschah nicht nach Recht oder nach einem ergründbaren Gesetz, sondern gewaltsam, blind und auf gut Glück; es war wie eine Seuche.

Alles, was die Welt ängstigte und in Sorgen versetzte, kam schließlich auch dem Fräulein zu Ohren, brachte sie für einen Augenblick in Verwirrung, warf sie aus ihren geschäftlichen Gedanken und verlor sich wieder, durch ihre Willensstärke ins Unterbewußtsein zurückgedrängt. Alles, was für andere Menschen den Inhalt und den Sinn des Lebens ausmachte, sah sie in ihrem ruhigen Leben und ihrer regelmäßigen Arbeit lediglich als Hindernis an. Besonders erzürnten sie die Nachrichten von der Verhaftung und Verfolgung der Serben, die gar nicht aufhören wollten. Selbst zu Hause blieb sie davon nicht verschont. Auch ihre Mutter sprach ständig davon, und vom Weinen waren ihr die Lider gerötet und der Mund geschwollen, denn auch die Häuser ihrer nächsten Verwandten blieben nicht verschont; aus manchen waren alle erwachsenen Männer abgeführt

worden. Die Mutter ging zu ihnen, um ihr Beileid auszusprechen, kehrte gebrochen – wie von einem Begräbnis – zurück und erzählte Einzelheiten. Wie sich die Polizisten bei der Haussuchung und Verhaftung benommen hatten, die einen frech und roh, die anderen höflich und rücksichtsvoll; was sie gesagt und was die Verwandten ihnen geantwortet hatten, was der Verhaftete mitgenommen und was er beim Abtransport ins Gefängnis geäußert.

Das Fräulein hörte der Mutter mit Unmut und Überdruß zu, sie wünschte, daß sie verstummte oder wenigstens den Gesprächsgegenstand wechselte, aber irgendeine heimliche Scham, eine dumme Schüchternheit hinderte sie daran, sie zu unterbrechen. Und die Alte flüsterte weiter unter Tränen und konnte kein Ende finden, denn das Erzählen war ihr ein schmerzliches und unwiderstehliches Bedürfnis. So kehrte sie zum Beispiel von einem Besuch bei ihrer Nachbarin Lepša, der Witwe Luka Pavlović', zurück und konnte lange nicht zu sich kommen, sondern saß angekleidet da, während die Worte und Tränen nur so heraussprudelten.

»Ach, die beklagenswerte Lepša, warum hat sie erleben müssen (Gott schütze sie!), daß ihr die Feinde den einzigen Sohn wegführen und sie ihm jetzt im Alter nachtrauern muß. Ach, die Arme! Sie hat mir erzählt, wie alles war. ›Ich habe ihn‹, sagte sie ›bis zur Hoftür begleitet, und als er an der Tür war, hat er sich umgedreht und gesagt: ‚Weine nicht, Mutter, damit sich die Feinde nicht freuen, und laufe nicht von Haus zu Haus, um jemand zu bitten; ich bin im Recht, und mir geschieht nichts.' Und ich habe mir den Schmerz verbissen‹, sagte sie, ›und habe versucht, ihm zuzulächeln,

damit er mich so in Erinnerung behält; ich schaute ihn an und sah ihn nicht. Als sie ihn schon hinausgeführt hatten, schien es mir, als stehe er noch immer auf der Schwelle, lächle und sage etwas zu mir.‹«

Das Fräulein stand ungeduldig auf und ging fort, so als hätte sie etwas Geschäftliches zu erledigen. Von Tag zu Tag wurden ihr diese Erzählungen vom Leiden und Heldentum verhaßter; alles erschien ihr übertrieben, unnütz und schädlich, aber sie hatte nicht den Mut, es offen zu sagen. Das kam selten bei ihr vor. In allen anderen Dingen ließ sie ihrer Mutter gegenüber jede Rücksicht vermissen, doch in diesem Falle wagte sie es, ebenso wie seinerzeit in der Geschichte mit den Bettlern, nicht, ihr offen zu widersprechen. Sie gab sich Mühe, nicht zu Hause zu sein, wenn Frauen zu Besuch kamen, in deren Familie jemand verhaftet war, denn dann nahmen diese von Weinen und Seufzern erfüllten Gespräche, die sie persönlich für zeitraubend und unwürdig hielt und die in ihr sonderbare und gemischte Gefühle der Verachtung, des Überdrusses und der Schuld hervorriefen, überhaupt kein Ende. Sie haßte das, was sie »leeres Gerede« nannte, aufrichtig; noch mehr haßte sie den Kaffee und den Likör, die dabei regelmäßig aufgetragen wurden; am meisten aber haßte sie die leidenschaftlichen und feierlichen Gefühlsergüsse, an denen sie nicht teilhaben konnte.

In diesen Ausnahmefällen war es unmöglich, die Besuche zu verhindern und den Menschen den Zutritt zu verwehren. Auch fand das Fräulein nicht die Kraft dazu, besonders da es sich um Frauen aus der nächsten Verwandtschaft handelte.

Häufig kam Divna zu ihnen, ihre nahe Verwandte

und Altersgenossin, die junge Frau des bekannten Arztes Josifović; ihren Mann und ihren Schwager hatte man verhaftet. Sie war schon immer mager gewesen, aber in diesen wenigen Wochen war sie ganz zusammengeschrumpft und verdorrt. In schwarzem Kleid, denn sie trauerte noch um ihre Mutter, mit schwarzem schwerem, ungepflegtem Haar über den großen, entzündeten Augen bewegte sie sich wie eine Gestalt aus einer Tragödie. Wie eine Blinde begrüßte sie Rajka und setzte sich neben die Mutter, sprach jedoch auch mit ihr nicht viel, bloß ihre Tränen flossen unaufhörlich; sie wischte sie nicht ab, sondern wandte nur von Zeit zu Zeit den Kopf zur Seite. Rajkas Mutter suchte sie auf jede mögliche Weise zu trösten und zu beruhigen, und das Fräulein ärgerte sich, daß sie weder ein Wort noch ein Lächeln finden konnte.

Aber auch als Divna fort war, brachte sie nur ein paar trockene Worte hervor und bemühte sich, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

»Nie habe ich gesehen, daß jemand soviel Tränen vergießt«, sagte sie kühl und plump.

»Ach, mein Kind, sie weint um zwei: um ihren Mann und ihren Schwager, und was für einen Schwager.«

Und das Fräulein war verlegen und brachte kein Wort mehr heraus, so als würde das Gespräch in einer fremden Sprache geführt.

Kaum war Divna gegangen, so kam Tante Gospava. Wieder wurde Kaffee gekocht, und wieder begann das Gespräch von Verhaftungen und Leiden. Nur war Tante Gospava das genaue Gegenteil Divnas. Kräftig und betulich, wie sie war, weinte und klagte sie nicht, dafür sprach sie, sprach laut und rücksichtslos. Schon am er-

sten Tag nach dem Attentat war ihr Sohn verhaftet worden, der in Prag Medizin studiert und sich durch seine Arbeit in der revolutionären nationalistischen Jugend hervorgetan hatte. Bald darauf wurde ihr Mann, ein höherer Staatsbeamter, seines Amtes enthoben, obwohl er ein sehr ruhiger und bedeutungsloser Mann war, der ganz zurückgezogen lebte. Jetzt saß er mehr tot als lebendig zu Hause und vermochte nicht zu begreifen, wie ihm das geschehen konnte, da er sich »niemals in etwas eingelassen« hatte.

Tante Gospava war mutig bis zur Unbesonnenheit; sie war stolz darauf, daß man ihren Sohn eingesperrt hatte, und jedem, der es hören wollte, sagte sie, daß »das serbische Volk kein Fladen ist, den einer zum Frühstück verschlingt«. Sie klagte über ihren Mann, daß er kleinmütig sei, daß er ständig zu Hause sitze und, wenn er es schon wage, auf die Straße zu gehen, den Kopf ducke wie einer, der etwas verbrochen habe.

»Also, heute morgen sage ich zu ihm: ›Was sitzt du wie eine Frau zu Hause? Geh unter die Leute! Nur geh mir, ich bitte dich, nicht mit diesem Gesicht auf die Straße! Wenn dich der Pöbel so blaß und traurig sieht, merkt er, daß du dich fürchtest, weil du ein Serbe bist, und es ergeht dir schlecht. Trag vielmehr den Kopf hoch, mach ein heiteres Gesicht und geh frei zwischen dem Gesindel hindurch!‹«

Und Tante Gospava fuhr in ihrer hastigen, scharfen Rede fort, ohne die österreichischen Behörden und die lauen Serben zu schonen. Das Fräulein jedoch fand irgendeinen Grund, in die Stadt zu gehen. Tante Gospava wandte sich übrigens niemals an sie und hatte für sie kein Wort und keinen Blick übrig, aber man fühlte,

daß jedes Gespräch zwischen ihnen unangenehm enden müßte. (»Der Teufel hat von ihrer Seele Besitz ergriffen«, sagte Tante Gospava, wenn von Rajka und ihren Geschäften die Rede war.)

So etwas Unangenehmes konnte einem auch auf der Straße widerfahren. Wie zerstreut der Mensch auch sein mag, wie sehr seine Gedanken auch von Geschäften beansprucht und die Augen auf die Erde geheftet sind, er kann nicht umhin, irgendeinen von denen zu sehen, die an ihm vorübergehen oder durch die Straße geführt werden. Wenn du ihn nicht siehst, sieht er dich. So ging es auch dem Fräulein. Kaum war sie aus dem Hause getreten, hatte die Brücke überschritten und auf dem breiten Kai den Weg zum Stadtinnern eingeschlagen, da bog eine Gruppe von etwa zehn Menschen um die Straßenecke; ein Gendarm und zwei Reservisten in neuen Uniformen begleiteten sie. Das Fräulein beschleunigte den Schritt und wandte den Kopf zur Seite, um nicht unter den Verhafteten einen Bekannten zu entdecken. Der kleine Zug war schon an ihr vorbei, da erscholl plötzlich aus der letzten Reihe eine jungenhaft fröhliche Stimme:

»Grüß dich, Rajka!«

Sie schielte hin und sah, daß es ihr Verwandter Konstantin Josifović war, der sie anrief: ein langbeiniger, blonder Student der Technik, mit einer Stupsnase, barhäuptig, mit offenem Hemd über dem braungebrannten Hals. Er war ein spottlustiger junger Mann, dessen sie sich gut aus der Zeit erinnerte, da er noch ins Gymnasium ging und als bester Sportler und ausgezeichneter Mathematiker bekannt war. Sie erblickte nur sein lächelndes Gesicht und ging schnell in der anderen

Richtung davon. Aber hinter ihr erscholl es noch einmal, ironisch und lachend:

»Grüß dich, grüß dich!«

›Solche Dinge vergällen einem jetzt das Leben auf Schritt und Tritt und hindern einen, seinen Geschäften nachzugehen.‹ So dachte das Fräulein, und zur gleichen Zeit, unabhängig von jedem ihrer Gedanken, kroch ihr die kalte Angst vor der Behörde über den Rücken, die Angst vor Strafe, vor einer eigenen unbegreiflichen Mittäterschaft an unbegreiflichen, strafbaren Handlungen. Voller Haß dachte sie an diesen Konstantin, »der niemals ernst war«, an die Familie Josifović, ihre Verwandten, die sich anscheinend gelobt hatten, alle ins Zuchthaus zu kommen und auch die anderen hineinzureißen, und an all diese Verhaftungen und Leiden ringsum, die von den einen mit Tränen, von den anderen mit einem Lächeln quittiert wurden. Sie senkte den Kopf und bog rasch in die erste Straße links ein, entschlossen, niemand zu sehen und zu hören, niemandes Ruf zu folgen und sich nicht von Leuten und Ereignissen das Leben vergällen und die Geschäfte stören zu lassen, von Leuten und Dingen, mit denen sie nichts gemein hatte und nichts gemein haben wollte.

Aber es ist leichter, einen solchen Entschluß zu fassen als ihn zu verwirklichen. Bei jedem Schritt stieß sie auf Verhaftungen von Landsleuten, Bekannten und Verwandten und auf Tränen und Gespräche, die sie begleiteten, sie aber wehrte sich gegen sie und gegen jede Berührung mit ihnen. Zuerst flüchtete sie und versteckte sich, bemühte sich, unangenehmen und gefährlichen Begegnungen und Gesprächen auszuweichen, oder begegnete ihnen mit gleichgültigem Schweigen. Als das

nichts fruchtete, trat sie offen dagegen auf und lehnte es sogar grob ab, mit den nächsten Verwandten zu verkehren oder ihnen zu helfen.

Als sich die serbischen Truppen im Herbst 1914 Sarajevo näherten, wurde die Evakuierung dieser befestigten Stadt angeordnet und die Mehrheit der städtischen Bevölkerung ins Innere des Landes geschickt. Nur jene, die in staatlichen Ämtern saßen oder mit kriegswichtigen Arbeiten betraut waren, konnten in der Stadt verbleiben. Es gelang dem Fräulein, mit der Mutter in Sarajevo zu bleiben.

Als der Staat die erste Kriegsanleihe ausschrieb, zeichnete das Fräulein eine auffallend hohe Summe. Die Lokalpresse hob ihren Namen besonders hervor, den anderen zum Vorbild. Die Zeitung »Hrvatski Dnevnik« benutzte die Gelegenheit, zu unterstreichen, daß es neben der verirrten und verführten serbischen Intelligenz auch solche »loyalen Mitbürger griechisch-orthodoxen Glaubens« gebe. Nirgends stand jedoch geschrieben, daß das Fräulein sogleich auf sehr geschickte Weise alle Verpflichtungen der gezeichneten Anleihe abschüttelte, und das unter sehr günstigen Bedingungen.

Auch sonst nahm sie jede Gelegenheit wahr, ihre Loyalität öffentlich zu zeigen. Sie verschaffte sich die Fähnchen und verschiedenen Embleme der Mittelmächte, hängte sie an ihrem Hause aus und kaufte Photographien ihrer Herrscher und Heerführer, stets darum bemüht, daß all das nicht teuer war und daß es auffiel.

Gleichzeitig verzweigten sich ihre Geschäfte und wuchsen. Die ersten Monate der Verwirrung und der großen Bewegungen, da man ohne Maß gelebt und

ohne Berechnung verschwendet hatte, waren vorbei. Das Jahr 1915 war schon weit vorgeschritten, und es wurde jedem klar, daß der Krieg nicht leicht und kurz sein würde, auch nicht so lustig, wie das einige in den ersten Tagen geglaubt hatten. Das ganze Wirtschaftsleben begann sich den neuen Umständen anzupassen. Wer das zuerst erfaßte, hatte den anderen vieles voraus. Einer dieser ersten war Rafo Konforti. Allmählich schüttelte er alle Geschäfte ab, die nicht unmittelbar mit den Erfordernissen des Heeres und der Kriegführung zusammenhingen. Und als sein Jahrgang an die Reihe kam, wurde er als »unentbehrlich« ständig vom Militärdienst befreit. Die übergroße Mehrzahl der serbischen Kaufleute war schon früher vom Markt verschwunden, jetzt zogen die Einberufungen auch die Kaufleute der übrigen Konfessionen und Nationalitäten ab. Konforti hatte eine schwache Konkurrenz und freie Hand. Seine Geschäfte bekamen den Umfang von Millionenlieferungen. In seinem Schatten arbeitete und verdiente auch das Fräulein.

In dieser Gebirgsstadt, die mehr als fünfhundert Meter über dem Meere und am Fuße hoher Berge liegt, hat der Winteranfang stets etwas Quälendes und Unfreundliches. Jetzt, zu Beginn des zweiten Kriegsjahres, war er doppelt so schwer. Es ging einer jener beschwerlichen Kriegsnovember ins Land, vor denen sich jeder fürchtete und die armen Leute wie das Getreide unter der Sense zitterten. Gramumwölkt und kalt sah dieser November aus; er bestand fast aus einer einzigen Nacht, die sich bloß auf einige Stunden zu einem nebligen Halbtag aufhellte, und er brachte soviel Feuchtigkeit wie ein ganzer Winter. Die Stadt war zur Hälfte ausge-

siedelt, dafür wimmelte es in den Straßen von Soldaten aller Waffengattungen, und Scharen von russischen und serbischen Kriegsgefangenen oder einheimischen Häftlingen und Geiseln zogen vorüber. Das Bajonett blinkte über allen Köpfen als ein stummes, beredtes Zeichen der Zeit.

Kaum war der Krieg in alle Häuser, alle menschlichen Geschäfte und Unternehmen eingedrungen, warf er seine Maske ab und zeigte in diesen grauen Tagen sein wahres Gesicht. Das war nicht mehr jene trunkene Massenbewegung, jener Zerstörungstaumel, der schöpferischer Begeisterung so ähnlich sieht, sondern Elend und Fluch, die über allem lagen, was lebte, auch über den toten Dingen, vor allem über den Menschen. Auch jene, die einst frohlockt hatten, getragen von den Trieben des Hasses und der Wut, ließen nun den Kopf hängen und waren kleiner geworden. Mit diesem Winter trat der Krieg ins zweite Jahr und verbreitete sich immer mehr wie eine Epidemie, deren Ende man nicht absah. Ein Jahrgang nach dem anderen wurde aufgerufen und zum Militär eingezogen. Die Kriegsschauplätze in Galizien und in der Ukraine verschlangen die bosnischen Regimenter. Es zeigten sich Mangel und Entbehrung, und die Leute, die an Einschränkungen noch nicht gewöhnt und zu verständiger Einteilung unfähig waren, sahen darin schon die Vorläufer von Elend und Hungersnot. Sorge lag über denen, die etwas hatten, wie auch über denen, die nichts hatten, über denen, die litten, wie über denen, die noch nicht an der Reihe waren.

In den grauen, kurzen Tagen dieses Monats November schritt das Fräulein, selbst grau und schweigend,

durch die Straßen von Sarajevo. Ihre schlanke, eckige Gestalt in dem schwarzen, bis oben zugeknöpften Mantel und dem schwarzen Hut, der eine männliche Form hatte, sah aus, als sei sie seit je für solche Tage und Zeiten geschaffen. Aber der äußere Anblick verführte in diesem Fall zu einem Trugschluß. Abgesehen von ihrem Äußeren, das übrigens seit eh und je so war, hatte das Fräulein nichts mit der schweren Zeit und der leidenden Stadt gemeinsam. Überhaupt nahm sie nicht einmal in Gedanken an dem Schicksal der Mitbürger Anteil, weder derer, die ihrer serbischen Herkunft oder Überzeugungen wegen vom ersten Tag an Verfolgungen jeder Art ausgesetzt waren, noch derer, die offen oder stillschweigend auf der Seite der Staatsgewalt standen und jetzt einsehen mußten, daß diese Loyalität nicht nur mit stürmischen Erklärungen und Kundgebungen bezahlt wurde, sondern daß sie Opfer an Blut, Geld und Vermögen verlangte. Für das Fräulein war überhaupt alles, was hier und in der weiten Welt geschah, fremd, fern und unwirklich. Die politischen Konflikte und Umwälzungen von allgemeiner Bedeutung, die großen Schlachten im Osten und Westen Europas waren für sie nur große Schlagzeilen auf der ersten Seite der Tageszeitungen. Das alles blieb abseits, war wie dunkle, unklare Massen, zwischen denen sie kühl und vorsichtig Lichtungen suchte und Wege für ihre Interessen fand. Und nie hatte es so viele Lichtungen gegeben, nie hatte man auf diesen Wegen rascher und leichter vorankommen können als jetzt, da die meisten Menschen von den Ereignissen in Anspruch genommen und in sich gekehrt waren, sie hingegen frei und ungehindert schaffen konnte, einen offenen Weg vor

sich hatte und über gute Beziehungen und die besten Voraussetzungen verfügte. Das Fräulein folgte nur ihren kleinen und großen Interessen und Geschäften, und sie tat es genauso scharf und entschlossen, wie sie im November durch die Straßen ging, ohne nach links und rechts zu schauen, ohne zu fragen, woher das alles kam, wie und warum es dazu gekommen war, wie lange es dauern und wie es enden würde. Auch die allgemeine Verknappung, die rasch und in immer mehr Familien in ein richtiges Elend überging, konnte das Fräulein nicht stören. Mit bösem, heimlichem Vergnügen beobachtete sie, wie allmählich aus den Cafés und Straßen alle Fröhlichkeit verschwand, wie in den Häusern immer weniger von Genuß, Glanz und Lachen zu spüren war, wie alles in diesem Mangel wie in einer Art gewaltsamer Sparsamkeit versank, wie Stadt und Menschen stumm und grau wurden und sich immer mehr nach ihren Wünschen und ihrem Geschmack entwickelten. Wenn das Wort Glück in ihrem Leben irgendeine Bedeutung gehabt hätte, könnte man sagen, daß sie in diesen Tagen vollkommen glücklich war, erfüllt vom Glück eines Maulwurfs, der sich blind durch die Finsternis und Stille der weichen Erde gräbt, in der es genug Nahrung und kein Hindernis und keine Gefahr gibt.

In dieser öden, grauen Atmosphäre, in der sich niemand freute, niemand ausgab und verschwendete, das Fräulein aber verdiente und sparte wie bei einem umfassenden, großen Geschäft ohne sichtbares und bestimmtes Ende, lebte und bewegte sie sich wie in ihrem Element. Und alles, was sie aus dieser öden Fastenstille reißen konnte, mied sie wie etwas Verhaßtes und Un-

angenehmes. Dennoch ließ sich das nicht immer vermeiden.

Als sie an einem dieser dämmerigen Novembertage den Laden im Veliki Ćurčiluk betrat, fand sie Veso nicht an seinem gewöhnlichen Platz, sondern im entferntesten Winkel, zwischen der Kasse und einem alten Schrank. Trotz der schwachen Beleuchtung sah sie, daß der kleine Mann lautlos und still vor sich hin weinte.

Schon wieder Tränen, und das hier, wo sie es am wenigsten wünschte!

»Veso, was ist mit dir?« fragte sie mit trockener, fester Stimme.

Der Mann weinte fort, ohne zu sprechen oder sich zu bewegen.

»Was ist denn, warum weinst du?« fragte das Fräulein ungeduldig.

Veso zeigte bloß mit der Hand auf die Abendzeitungen vor sich. Darin stand mit großen Buchstaben die Meldung, daß das serbische Heer vernichtet sei und daß es sich, aus dem Norden und Südosten von Deutschen, Österreichern und Bulgaren angegriffen, in unwegsames Gebirgsgelände zurückziehe und das ganze Material, auch Verwundete und Kranke, zurücklasse. »Die serbische Armee existiert nicht mehr«, stand in großen Lettern auf der ersten Seite eines Blattes.

»Laß das, Veso, vom Weinen kann man nicht leben.«

Der kleine Mann, der mit zusammengebissenen Zähnen dastand und seine Aufregung bisher nur durch seinen kurzen, schweren Atem verraten hatte, sagte plötzlich voller Erbitterung mit seiner metallenen Stimme:

»Wie soll ich nicht weinen! Wollte Gott, daß auch du

weintest. Wir alle müßten weinen. Die Augen ausweinen wäre zu wenig.«

Sie fühlte, wie wütend dieses Bäuerlein war, das Tränen vergoß, hier in ihrem Laden kräftige, gefährliche Reden führte und jede Rücksicht außer acht ließ. Zornig und scharf antwortete sie ihm:

»Wenn dir zum Weinen zumute ist, geh nach Hause und weine dich aus, aber nicht hier im Geschäft, in das Leute kommen und wo dich jeder sehen kann.«

»Ich würde auch mitten auf dem Markt weinen, wenn ich könnte.«

»Weine, wo du willst, aber ich will nicht in Verdacht kommen und mit der Polizei zu tun haben. Ich will nicht, verstehst du?«

»Hab keine Angst, hab keine Angst«, antwortete der kleine Mann bitter und verächtlich, indem er sie von der Seite, doch gewissermaßen wie von oben ansah. »Weinen ist nicht verboten. Aber auch wenn es das wäre; nicht du weinst, sondern ich. Dir wird nichts geschehen. Von dir weiß man, daß du um niemand Tränen vergießt.«

»Das ist meine Sache. Aber wenn du Verstand hättest, würdest auch du nicht weinen.«

»Ich weine, wenn jedes serbische Auge weint, und ich schäme mich dessen nicht. Aber wir werden sehen, wohin dein Verstand dich bringt. Und heute ist es mir lieber, daß du mir sagst, ich sei schwach und dumm, weil ich hier weine, als daß ich eine Ausnahme und ein Abtrünniger wäre wie andere.«

Weiß Gott, wie lange dieser verhaltene Streit in dem dunklen Winkel des Ladens gedauert hätte und was sie einander noch alles gesagt hätten, wenn nicht jemand

von der Straße hereingekommen wäre und sie unterbrochen hätte.

Die Spannung, die bislang zwischen ihr und Veso bestanden hatte, nahm noch zu, sie war jedoch so natürlich und auf beiden Seiten so unverhohlen, daß sie von beiden nicht als besondere Last empfunden wurde, denn jeder von ihnen handelte, wie er mußte und konnte.

Allein in der ganzen Kette von Szenen und Gestalten aus dieser Zeit, die ihr auch heute in allen Einzelheiten klar, aber im großen und ganzen tatsächlich immer unverständlich geblieben waren, ragte die Gestalt Rafo Konfortis hervor.

Schon Ende 1914 hatte er sich in der Arbeit, im Gespräch und im Benehmen gewandelt, und mit der Zeit änderte er sich immer mehr. Sie hätte selbst nicht sagen können, wann diese Änderungen eintraten und wie sie sich entwickelten, aber sie sah klar und fühlte deutlich, wie sich der Mensch änderte. Zuerst kam der Aufstieg. Gazda Rafo stieg plötzlich auf, aber entgegen den physikalischen Gesetzen, wenn auch in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Gesellschaft, war er in den Augen der Umgebung nicht kleiner, sondern größer geworden. Diese Veränderungen waren so plötzlich und so tiefgreifend, daß das Fräulein nicht einmal die Erinnerung an jenen Konforti aus der Vorkriegszeit beschwören konnte. Der Mann wurde behäbig, ruhig und sicher in seiner ganzen Haltung, sparsam in der Rede und langsam in den Bewegungen. Nirgends eine Spur von den gierig umherschauenden Augen und den zitternden Händen, nirgends etwas von jenem Schluchzen und den kräftigen Schwüren in seiner Rede. Er sprach liebenswürdig und aufmerksam zu ihr, aber irgendwie erschien

er ihr fern, fremd und zerstreut, als sähe, hörte und dächte er gleichzeitig etwas anderes, was viel wichtiger war, als könnte er seinem Gesprächspartner alles schenken, nur nicht seine Aufmerksamkeit. Seine ehemaligen Geschäftsverbindungen und seine kleinen Wuchergeschäfte lagen weit hinter ihm, ebenso wie sein langgestreckter Laden in der Ferhadijastraße bloß einer von vielen Lagerplätzen für sein Handelsgut geworden war. Konforti selbst saß in den ganz neuen, hellen Räumen der *Textil AG*. Dort hielt er sich auf, wenn er nicht geschäftlicher Kontakte und Konferenzen wegen nach Wien, Prag und Budapest unterwegs war. Doch wenn er von derartigen Reisen zurückkehrte, kam er dem Fräulein immer ferner und zerstreuter vor. Im Sommer 1916 reiste er mit seiner Frau nach Karlsbad und kehrte von dort noch stiller und feiner und irgendwie gebleicht und gereinigt zurück.

Mit ihren Augen beobachtete das Fräulein, wie jene erste Million entstand und wie auf sie auch die anderen rasch folgten. Und sie wunderte sich, daß dies alles auch nicht annähernd ihrem Traum von der Million entsprach. Sie beobachtete alles, und doch sah und verstand sie nicht viel. Aber bevor sie überhaupt etwas begreifen konnte, kam der Fall. Ebensowenig, wie sie gesehen hatte, auf welche Weise es zum Aufstieg Gazda Rafos gekommen war, bemerkte sie auch die ersten Anzeichen seines Niedergangs.

Es kam der Frühling des Jahres 1917, ein langer, schwerer Frühling, in dem sich in Bosnien von hundert Familien nur eine einzige satt aß und keine einzige alles hatte, was sie brauchte. An einem Märztag, der vom Tagesanbruch bis zum Sonnenuntergang ganz

blaß und hungrig wirkte, »empfing« Konforti das Fräulein zu einer kurzen Aussprache. Sie kam, um ihn um Rat zu fragen und seine Hilfe im Zusammenhang mit der vierten Kriegsanleihe zu erbitten, die in diesen Tagen aufgelegt worden war, denn sie wollte auch diesmal eine bedeutende Summe zeichnen und diese Verpflichtungen möglichst rasch, ohne großen Verlust abschütteln, doch das wurde jetzt immer schwieriger.

Sie hatte ihn einen Monat lang nicht gesehen. Er saß in einem schweren Sessel, mit zurückgelehntem Kopf und geschlossenen Augen, um die sich blaugelbe Ringe ausbreiteten, er fuhr zusammen und richtete sich auf seinem Sitz auf. Mit sichtlicher Anstrengung hörte er an, was sie ihm von dem kleinen Geschäft zu erzählen hatte, dessentwegen sie gekommen war. Ohne abzuwarten, bis sie geendet hatte, sprang er auf: »Gut, gut, Fräulein, das bringen wir leicht in Ordnung. Gut, es geschieht, wie Sie wünschen.«

Dann aber breitete er die Arme aus, begann durch das Zimmer zu gehen und sagte laut, ohne Verbindung zum Vorhergehenden:

»Ach, alles ließe sich in Ordnung bringen, alles wäre leicht. Aber das Volk muß essen! Mit der Kleidung ist es leicht, man kann sie flicken und wenden, aber ohne Mittagessen kann man nicht leben. Sehen Sie, Fräulein, ein hungriges Volk, das ist das Schlimmste; es kann nicht Krieg führen und nicht ruhig bleiben. Da gibt es keine Arbeit und kein Leben. Das ist der Untergang!«

Das Fräulein hörte ihm zu und begleitete ihn mit ihren Augen von einem Ende des Zimmers zum anderen. Seine aufgeregte Sprechweise und seine schnellen Bewegungen standen im Gegensatz zu seinem jetzigen

Aussehen und Benehmen; als lugte plötzlich unter der würdevollen Maske des Großkapitalisten der einstige Rafo Konforti aus der Ferhadijastraße hervor. Sie konnte den unerwarteten Unmutsausbruch nicht verstehen und vermochte auch nicht einzusehen, was sie, Rajka, und ihre Arbeit mit der Frage zu tun haben sollten, ob das Volk satt oder hungrig war. Niemals hatte sie daran gedacht. Und nun fragte sie sich, ob auch sie etwas sagen müßte, aber Konforti erwartete nicht, daß sie sich an seinem Gespräch beteiligte, schritt weiterhin im Zimmer hin und her und sprach voller Erbitterung, so als riefe er jemandem in der Ferne etwas zu:

»Der Verstand sagt dir, daß das Volk zuerst essen muß und dann alles übrige kommt. Was willst du von einem hungrigen Menschen! Willst du ihm die Seele nehmen? Das fruchtet nichts.«

Er ging noch einige Zeit so auf und ab, dann blieb er plötzlich stehen, faßte sich, verabschiedete sich vom Fräulein und wurde wieder so ruhig und zerstreut wie zuvor. Doch von diesem Tage an betrachtete ihn das Fräulein mit anderen Augen.

Von diesem Tage an begann auch sie selbst die Zeichen des Hungers, der Entbehrung, der Unzufriedenheit und des Verfalls an den Menschen, in den Ämtern und Läden aufmerksamer zu verfolgen und besser zu beobachten. Und es gab mehr solcher Anzeichen, als sie wünschte. Sie konnte sie nicht miteinander verbinden, in ihre tieferen Ursachen eindringen, aber sie bemerkte sie überall. Und das brachte sie auf den Gedanken, daß auch der Krieg bloß ein großes Geschäft sei, ein Unternehmen, dessen Grenzen man nicht sehen konnte, das aber — wie jedes Geschäft — seine Buchführung und sei-

nen Abschluß mit den unerbittlichen Folgen von Verlust und Gewinn hatte. Immer häufiger dachte sie über diesen Schluß des Krieges und über die Folgen nach, die sein Ausgang für sie und ihre Interessen haben könnte. Es wurde ihr immer klarer, daß ihre »guten Zeiten« zu Ende gingen, daß die Dinge ringsum wieder in Fluß gerieten und sich zu verändern begannen und diese beiden für die ganze Welt stürmischen, schweren, doch für sie ruhigen, guten Jahre nicht wiederkehren würden, nicht wiederkehren könnten. Es waren Zeiten, da die Zeitungen ausschließlich von Schlachten schrieben und die Sinne der Menschen nur von den Sorgen des Krieges erfüllt waren, da niemand auf die wenigen Geschäftsleute und ihre Geschäfte achtete, die versteckt und offen blühten. Aber jetzt sah und fühlte sie auf Schritt und Tritt, daß das Ende dessen nahte und sich unerwartet und unaufhaltsam das alte Leben und all seine Wirren zeigten, die sie für immer beseitigt geglaubt hatte. An kleinen, doch unzweifelhaften Zeichen sah sie jetzt klar das Mißtrauen und den Unmut, mit denen die Nächsten ihr begegneten.

Zu Veso kamen junge Leute ins Geschäft, denen es gelungen war, sich der Militärpflicht zu entziehen; sie unterhielten sich lange und leise mit ihm, sobald jedoch das Fräulein an der Tür erschien, stockte das Gespräch, oder es wirkte gezwungen und unaufrichtig. Zu ihrer Mutter kamen auch jetzt noch Verwandte zu Besuch, deren Angehörige man verhaftet hatte, aber sie weinten nicht mehr still und hilflos wie einst vor sich hin, sondern sie lächelten bedeutsam, und ihre Augen sprühten. Divna wirkte noch magerer und härter als früher. Die Trauerkleidung hatte sie abgelegt. Sie ver-

goß keine Träne. Ihr Mann und ihr Schwager waren in Rußland. Nachdem sie die ersten Kriegsmonate in Arad gesessen hatten, wurden beide als Reserveoffiziere mobilisiert und an die russische Front geschickt. Hier nahmen sie die erste Gelegenheit wahr und liefen fast am selben Tage zu den Russen über. Jetzt dienten sie in der südslawischen Freiwilligendivision. Die Militär- und Polizeibehörden verhafteten und verhörten einige Zeit Divna und die übrigen Angehörigen, beschlagnahmten das Eigentum der beiden Deserteure, aber das alles brachte sie nicht im geringsten aus ihrer steinernen Ruhe. Und wenn man sie fragte, wo ihr Mann und ihr Schwager seien, antwortete sie: »Dort, wo sie hingehören.«

Tante Gospava, die schon in den schwersten, ersten Kriegsjahren ziemlich scharf und rücksichtslos ihrer Meinung Ausdruck gegeben hatte, sprach jetzt ganz kühn und offen. Ihr Sohn war zu sieben Jahren Kerker verurteilt worden und saß in Zenica, aber sie sagte jedem, daß sie ruhig sei, denn sie wisse, daß er nicht mehr als die Hälfte der Strafe absitzen werde. Wenn sie kam, begann sie, noch bevor sie sich gesetzt hatte, mit ihrer heiseren Stimme zu erzählen, daß gestern »einige Fräulein« zu ihr gekommen seien, um Geld für das Rote Kreuz zu sammeln, sie ihnen aber geantwortet habe, daß sie keinen Heller gebe, denn sie habe ihr Kreuz in Zenica.

Das Fräulein wich solchen Begegnungen aus, so gut sie konnte. Aber sie tat das jetzt mit dem Gefühl der Angst und des Unbehagens, mit einer inneren Unruhe, die sie früher nicht gekannt hatte. Und die Zeichen häuften sich, wurden immer klarer und beredter.

Im Herbst 1917 geschah es, daß zahlreiche Truppen nach Sarajevo gelegt wurden, so daß man die Offiziere in Privathäusern unterbringen mußte, wie es zu Kriegsbeginn, 1914, der Fall gewesen war. So wurde ein Offizier auch im Hause der Familie Radaković einquartiert, das bisher verschont geblieben war. Der Offizier, den das Fräulein beherbergen mußte, war ein junger Militärarzt, ein Kroate aus Slawonien, ein für seine Jahre zu korpulenter, doch gutmütiger, kluger und einfacher Mensch. Sein Name war Dr. Roknić. Er war ruhig, ordnungsliebend und verlangte keine Bedienung, was das Fräulein ein wenig in ihrem Ärger über die Einquartierung tröstete, aber er hatte eine in ihren Augen mißliche Eigenschaft: er liebte es, sich über alles, vor allem über Politik, zu unterhalten. Dem Fräulein war jedes Gespräch, das nicht mit ihren Geschäften zusammenhing, unangenehm und quälend, die Politik jedoch mied sie geradezu mit Abscheu und abergläubischer Angst. Jetzt hörte sie erschreckt, wie dieser Mann in der Uniform eines österreichischen Leutnants mit seiner sorglosen und einschmeichelnden slawonischen Aussprache zu ihrer Mutter sagte:

»Es ist mir angenehm, Frau Radaković, daß ich in einem serbischen Hause Quartier bekommen habe. Ich weiß, was ihr bosnischen Serben alles ertragen habt und noch ertragt, aber bitte schauen Sie nicht auf diese Uniform, die ich zwangsweise trage, und halten Sie mich nicht für einen österreichischen Offizier.«

Die alte Frau lächelte mit jenem stillen Lächeln, das die meisten Mitglieder der Familie Hadži-Vasić in dem Augenblick, da sie zum erstenmal die Augen öffnen, mit sich auf die Welt bringen. Das Fräulein war so über-

rascht und bestürzt, daß sie ihm plötzlich den Rücken kehrte und in ihr Zimmer ging.

Aber das war nur der Anfang. Der Arzt kam in seiner freien Zeit, ohne sich viel zu entschuldigen, zu ihnen und fing in aller Ruhe und Natürlichkeit ein Gespräch über alles und jedes an. Sobald er das Gespräch auf den Krieg und die Politik lenkte, begann das Fräulein die Stirn zu runzeln, unruhig zu werden und eine geeignete Ausrede zu suchen, um sich zu entfernen. Sie versuchte auch, ihm zu widersprechen, und behauptete, daß sie und ihr Haus gar keine Beziehungen zu den politischen Kämpfen, zu den Leiden der Serben und ähnlichen Dingen hätten und daß sie mit dem jetzigen Zustand und Leben zufrieden wären. Der Arzt betrachtete sie mit den blauen, klaren Augen hinter der großen, randlosen Brille.

»Hören Sie, Fräulein, Sie haben es nicht nötig, vor mir so zu sprechen. Ich bin überzeugt, daß es nicht Ihre Ansicht ist; wenn ja, dann wären Sie bestimmt eine Ausnahme und auf einem ganz falschen Wege. Denn heute sieht jeder vernünftige Mensch, daß die Mittelmächte diesen Krieg nicht gewinnen können, daß sie ihn verlieren müssen. Und das ist gut so. Es ist gut für die ganze Menschheit und bedeutet Erlösung und Glück für uns Südslawen, denn wir würden sonst von der Erdoberfläche verschwinden.«

Und der junge Arzt erzählte, was er an der russischen Front gesehen hatte, wo er das ganze Jahr 1915 gewesen war, und was an der italienischen, von der er jetzt kam. Er erzählte alles, was er vom Stand der Dinge in der Welt wußte, von der Arbeit der serbischen Regierung auf Korfu und der des »Jugoslawischen Ausschusses«.

Er sprach vom Siege der Entente, von der Niederlage Deutschlands und Österreichs als einer vollendeten Tatsache und von der Vereinigung aller Südslawen als einer natürlichen Folge alles dessen, und er zitierte Reden der jugoslawischen nationalen Abgeordneten im Wiener Parlament.

Das war für das Fräulein etwas Neues und so Schreckliches, daß sie nicht darüber nachdenken und noch viel weniger darüber sprechen wollte. Sie ärgerte sich über den gesprächigen Arzt und verfluchte die Stunde, da man ihn ihr ins Haus geschickt hatte. Jetzt mußte sie auch darüber nachdenken und es sich selbst eingestehen, daß sie vor dem Kriegsende Angst hatte und sich wünschte, es möge nicht so aussehen, wie es der Arzt darstellte. Vor dem Einschlafen mischte sich jetzt oft in ihre Gedanken über Geld und Geschäfte der bange Gedanke, daß wirklich »alles zuschanden werden« und wiederum die Zeit des unruhigen öffentlichen Lebens, der Zeitungsattacken und der langhaarigen Studenten kommen könnte, die weder gegen sich noch gegen andere etwas Gutes im Schilde führten. Und es gelang ihr erst dann, einzuschlafen, wenn sie weitere Gedanken darüber entschlossen zurückgedrängt hatte.

Der dicke, gesprächige Arzt verließ nach vierzehn Tagen mit seiner Einheit Sarajevo, aber das Fräulein mußte immer an den Schluß und Ausgang des Krieges denken. Sie glaubte, daß es ein schrecklicher Tag werden müsse, wenn diese künstliche Windstille ringsum unterbrochen würde und alle diese Leute von den Fronten, aus den Strafanstalten und Lagern nach Hause zurückkehren, ihre Anklagen und Rechnungen vorlegen und versuchen würden, die früheren Stellungen wieder

einzunehmen. Sie konnte sich nicht genau vorstellen, wie das aussehen sollte, sie fühlte nur, daß es große Störungen im Lebensablauf hervorrufen und von jedem, auch von ihr, besondere Opfer fordern und jedem schwere Verpflichtungen auferlegen würde. Und alles, was sie in ihrer Umgebung sah und hörte, schürte noch diese Gedanken und die verschiedenen Befürchtungen, die qualvollen Überlegungen und bösen Voraussichten.

Das Jahr 1918 war erst recht schlimm. Die Leute waren von dem langen Winter und der schwachen Nahrung übermüdet und erschöpft, der Krieg schien verloren und endlos zugleich. Die Geschäfte hatten nichts mehr von dem, was sie einst gewesen. Das, was jetzt geschah, war ein tolles Spiel der Ziffern, ein wahnsinniger Wettlauf nach versteckten Lebensmitteln, nach Leder oder Textilien, eine panische Flucht vor dem Papiergeld und ein ständiges Versichern und Rückversichern in ewiger Unsicherheit. Wer Geld brauchte, einen habgierigen Charakter, gesunde Beine und starke Ellbogen hatte, griff zu, nahm sich seinen Verdienstanteil an einem Waggon der Ware, die gerade gefragt wurde, und zog sich mit dem Verdienst zurück, um eine neue Gelegenheit abzupassen. Jeder ließ sich in Geschäfte ein – Soldaten, Priester, Kellner, verbummelte Studenten –, so daß die »eigentlichen Geschäftsleute« sich in diesem Wirrwarr weder zurechtfinden noch behaupten konnten.

Rafo Konforti, den das Fräulein jetzt nicht mehr aus den Augen ließ, war die Verkörperung all der schlimmen Veränderungen. Zugleich mit dem Krieg brannten auch er und seine ganze Größe nieder. Unsichtbar und plötzlich, wie seine Geschäfte einst aufgeschossen wa-

ren, stürzten sie zusammen und verwirrten sich; wie von selbst geriet alles ins Schwanken und löste sich auf. Genauso plötzlich, doch sichtbar schwand Gazda Rafos Gesundheit dahin. Immer sonderbarer waren die Zeichen, die man jetzt an ihm bemerkte, und immer weniger glich er jenem Rafo Konforti aus den »guten« Kriegsjahren. Wenn er sie empfing, bemerkte sie sofort, um wieviel magerer und zerstreuter er geworden war, seit sie ihn das letztemal gesehen hatte. Jetzt bedurfte es großer Anstrengungen, ihn dazu zu bringen, daß er sich zu einem sachlichen Gespräch über ein sachliches Geschäft aufraffte, dessentwegen sie gekommen war. Man merkte, daß er ein unwiderstehliches Bedürfnis hatte, von dem Hunger und der Not der breiten Volksmassen und schweren Folgen zu sprechen, die das für den Staat, die Wirtschaft und den einzelnen haben mußte. Wovon immer sie ein Gespräch begannen, am Ende lenkte er es stets darauf. Es war offenkundig, daß nicht er den Gedanken, sondern dieser ihn beherrschte und ihn ständig und unbarmherzig verfolgte und verzehrte. Wenn er nicht davon sprach, verfiel er in ein düsteres Schweigen und blickte verloren auf einen Punkt vor sich hin.

Immer häufiger konnte man in der Tagespresse lesen, daß Rafo Konforti der Volksküche oder dem Waisenhaus ein Faß Schmalz oder einen Waggon Kohl geschenkt habe. In der letzten Zeit begann er selbst Lebensmittel anzuschaffen, nur um sie dem Volk zu einem ungewöhnlich niedrigen Preise zu verkaufen. Sein früherer Laden in der Ferhadijastraße lebte wieder auf. Vor ihm sammelten sich die Leute in langen Schlangen und warteten darauf, zu »Gazda-Rafo-Preisen« ein paar Lebensmittel zu erstehen. Seine Angestell-

ten verkauften die Nahrungsmittel kiloweise und drängten das unruhige, hungrige Volk nur mit Mühe zurück, Konforti aber rief mehrere Male von seiner Kanzlei im Hause der *Textil AG* an und fragte, wieviel Leute dort seien und wie es mit der Verteilung stehe. Es kam vor, daß er die Geduld verlor, sein schönes, warmes Büro verließ und wie gehetzt hinlief, um sich selbst von allem zu überzeugen und den Rest der Lebensmittel umsonst an die Ärmsten zu verteilen.

Das Fräulein begriff nicht, was mit Konforti geschah, aber sie sah, daß von ihm nichts mehr zu erwarten war, weder Hilfe noch Ratschlag, noch ein vernünftiges Gespräch über Geschäfte. Nie zuvor hatte sie geglaubt, daß dieser kräftige, gewandte Mensch so den Kopf verlieren könnte. Sie fühlte sich einsam und verlassen, was ihr bisher noch nie geschehen war. Triebhaft schaute sie um sich, und zum erstenmal in ihrem Leben suchte sie ein lebendes Wesen, mit dem sie sich aussprechen und beraten und bei dem sie Verständnis und Halt finden könnte.

Ihr Verhältnis zu Veso war schlecht. Im Grunde blieb er immer derselbe, bescheiden und ihrem Haus und Laden grenzenlos ergeben, aber ebenso unerbittlich und offen in seiner kritischen Einstellung zu dem Fräulein, ihrer Haltung und ihrem Tun während des Krieges. Übrigens ergab sich Veso in letzter Zeit ganz diesen Gesprächen und Flüstereien mit jungen Leuten aus der serbischen Čaršija. Sie stellte das mit Besorgnis und tiefem Mißtrauen fest, doch sie wagte nicht, ihn etwas zu fragen. Zum erstenmal war sie sich bewußt, daß sie sich schwach und diesem kleinen Mann unterlegen fühlte. Sie hatte niemals viel von seinen Fähigkeiten und sei-

nen Gedanken gehalten, jetzt aber spürte sie, daß es etwas gab, worin er größer und stärker war als sie, und voller Verwunderung sah sie, wie selbstbewußt und ruhig er durch den Laden schritt, während seine Augen leuchteten und sich auf dem blonden Kopf ein Büschel weiches Haar aufbäumte wie ein trotziger Hahnenkamm. Dieser Veso, der in ihrem Hause aufgewachsen war, stand jetzt vor ihr wie ein Fremder, dem alles innige Gefühl und rechte Verständnis abging, wie ein Richter.

Ihren Paten, Gazda Mihailo, hatte sie schon seit Jahren nicht mehr gesehen, es sei denn bei der Slava oder zu Weihnachten. Jetzt lag er schon ein halbes Jahr mehr tot als lebendig auf dem Krankenbett und konnte weder arbeiten noch Ratschläge erteilen.

Sie dachte an Direktor Pajer. Während der vergangenen Kriegsjahre hatte das Fräulein seine Dienste nicht in Anspruch zu nehmen brauchen. Sie hatte ihn selten gesehen und wenig mit ihm gesprochen, und so hatte sie gar nicht bemerkt, wie sie sich voneinander entfernten und sich ein leerer Raum zwischen ihnen auftat. Sie suchte ihn wegen einiger Wertpapiere auf, die sie in der Union-Bank deponiert hatte, in Wirklichkeit aber wollte sie mit ihm von Geschäften und vom Geld überhaupt sprechen und von ihm hören, welche Veränderungen eintreten konnten und was man tun mußte, wenn es wirklich dazu kommen sollte, wovon alle flüsterten, wovon jedoch niemand mit ihr klar und offen sprach.

Pajer war immer der gleiche. Es war schwer zu sagen, was geschehen müßte, damit er sich in seinem Umgang und in seinem Verhältnis zu den Menschen änderte.

Aber worauf es ihr in der Hauptsache ankam und weshalb sie ihn aufgesucht hatte, darauf konnte oder wollte er ihr keine Antwort geben. Im Gespräch mit ihm wurden alle Dinge durchsichtig und klar, leicht und rein, und alle Schwierigkeiten verloren sich im Nebel, aus dem sie erst wieder in Erscheinung traten, sobald man seine Kanzlei verließ. Und als sie hinauskam, war sie weder klüger noch ruhiger. Im Gegenteil, voller Verwunderung und Unverständnis fragte sie sich, warum Pajer ebenso wie Veso fortwährend vorsichtig innehielt, während er mit ihr sprach, warum die Worte beider so nichtssagend waren und warum man in ihrem Schweigen dumpfes Mißtrauen und einen unverständlichen Vorwurf fühlte. Warum zwinkerten alle Leute, an die sie sich wandte, unbestimmt mit den Augen, warum schauten sie so rätselhaft drein und sprachen von lauter Dingen, die sie nicht interessierten, noch dazu so kühl und zurückhaltend, daß sie selbst verwirrt und steif wurde und nicht das fragen konnte, was sie auf dem Herzen hatte? Sie fragte sich selbst nach dem Grund, fand aber keine Antwort, denn weder jetzt noch früher war sie imstande, über sich selbst nachzudenken oder sich mit fremden Augen zu betrachten und zu prüfen. Sie fühlte bloß doppelt die Schwere der Vereinsamung und Ungewißheit, in der sie sich befand.

Ihre Mutter war in ihren Augen kein Geschöpf, mit dem man sich über alles mögliche unterhalten und beraten konnte.

So blieb nur noch jenes Grab in Koševo. Aber auch das Grab war irgendwie verstummt, und auch sie fand für das Grab weder die früheren Worte noch das leidenschaftliche Geflüster. Trotzdem kam sie jeden Sonntag,

steif und mürrisch, pünktlich und gewissenhaft, immer auf demselben Wege und zur selben Stunde. Sie saß neben dem Grabe, aber sie konnte nicht wie einst ihre klaren Pläne und Rechnungen, sondern nur verworrene Befürchtungen und unbestimmte, düstere Vorahnungen äußern. Und wenn die gewohnte Zeit vorbei war, kehrte sie nach Hause zurück, mit gesenktem Blick und forschem Schritt, den die ganze Stadt kannte, noch steifer und mürrischer, weil sie nicht die Beruhigung gefunden hatte, die sie suchte.

Dieser Sommer des Jahres 1918 schien ihr endlos, als ob er nicht eine der üblichen Jahreszeiten wäre, sondern als ob die Zeit in Erwartung von Ereignissen stehengeblieben sei. Im Volke gärte es, und die Menschen horchten auf. Der Krieg näherte sich offenbar seinem Ende, Siege mischten sich mit Revolutionen, unklare Hoffnungen mit unklaren Befürchtungen. Das Fräulein war unter denen, die sich fürchteten. Genauso wie im Sommer des Jahres 1914 konnte sie vor Gedanken, Berechnungen und Furcht nicht einschlafen; nur hatte sie damals vor einer bestimmten Gefahr Furcht empfunden, jetzt dagegen fürchtete sie sich vor allem, und das war viel schwerer, denn wer sich fürchtet, ohne recht zu wissen wovor, fürchtet sich doppelt. Ebenso wie damals waren alle ihre Gedanken und Kräfte auf ein Ziel gerichtet: nicht auf der Seite der Verlierer und Leidenden zu sein. Nur das nicht. Auf keinen Fall! Aber wie sollte sie die richtige Seite treffen, wie sich sichern, wenn alles in der Welt sich immerzu wendete, änderte und schwankte? Wie sollte sich der Mensch schützen, damit er leben und verdienen konnte, damit ihn nichts störte und er mit niemandem zu teilen brauchte? Worauf

sollte er sich stützen, wenn auch jene Kraft, die stärker als alle zu sein schien, und jene Macht, die man als die größte ansah, nicht von langer Dauer waren und keinen genügenden Schutz boten?

Weil sie die Welt und die großen Kräfte, die jetzt in Bewegung gekommen waren, sich jagten und zusammenstießen, auch nicht im geringsten verstand und kannte, gelangte sie zu einander völlig widersprechenden, doch stets in gleicher Weise unrichtigen Schlüssen. Bald sagte sie sich, daß sie, ihr Leben und ihre Geschäfte mit alledem nichts gemein hatten, bald wieder brachte sie alles, was geschah, mit ihrer Person und ihren Interessen in Verbindung. Wenn sie plötzlich und mit Schmerzen erwachte und dann spürte, wie ihr Herz scharf und unregelmäßig schlug, kam sie selbst sich in dieser Nacht verloren vor, unwissend und hilflos wie niemals vorher, herausgeschleudert aus der bisherigen Lebensbahn und Denkweise, so daß sie weder die Welt um sich noch sich selbst in dieser Welt begreifen konnte. Sie zitterte bei dem Gedanken an die Zeiten, die kommen und alles in Frage stellen könnten, was sie verdient und erreicht hatte, die alles verschieben mochten, was sie für fest und sicher gehalten hatte. Unter dem Gesichtswinkel, unter dem sie diesen Krieg von Anfang an zu sehen gewohnt war, nahm sich das alles unglaublich und ungeheuerlich aus. Was dort in der Welt geschah, wußte sie nicht genau, und es hatte sie niemals interessiert, aber hier, wo sie lebte und arbeitete, sollte etwas Schreckliches und Unmögliches geschehen, sollte jene Seite besiegt werden, die Macht, Militär und Geld in den Händen hielt und den Menschen, die in Ruhe leben und ihren Geschäften nachgehen wollten, Ordnung

und Sicherheit, also Arbeit, Verdienst und Leben gewährleistete, und es sollte die Seite siegen, die Zerstörung, also Unruhe, Arbeitsscheu, Ungewißheit oder – genauer gesagt – sicheren Untergang predigte und brachte. Weder konnte sie so etwas Schreckliches begreifen noch sich damit abfinden.

In einer dieser Nächte hatte sie einen schrecklichen Traum vom Geld.

Das Fräulein erwachte. Es war ein Erwachen besonderer Art. Aus tiefem Schlaf und toter Ohnmacht geradewegs in einen weißen, breiten Tag, der weder heller noch dunkler wurde, sondern wie versteinert auf der Erde lag. Sie erwachte und wollte den kleinen morgendlichen Arbeiten und Gewohnheiten nachgehen, aber schon bei den ersten Schritten geriet sie ins Stocken. Alles ging schwer von der Hand und mißlang. Es quälte sie das Gefühl, eine bestimmte Stunde verschlafen und ein wichtiges Geschäft verpaßt zu haben. Unwiederbringlich. ›Was für ein Tag ist das nur?‹ fragte sich das Fräulein. ›Es ist schon lange hell, und ich muß mich beeilen, aber jede Bewegung ist langsam und ermüdend, als ob man sich im Wasser vorwärts schleppt, und die Augen sind bei jedem Blick schwer wie im Schlaf. Ist das wirklich ein Erwachen?‹

Es gab solche Tage, die schlimm, mit Mißmut und Verspätung begannen, und den ganzen Tag ging dann alles verkehrt. Das gab es, aber das war es diesmal nicht. Es war ein Tag, an dem etwas geschehen würde oder bereits geschehen war.

Ja, es war schon geschehen. Sie hätte nicht einmal selbst sagen können, in welchem Augenblick sie das erkannt, denn sie hatte es nicht auf einmal begriffen,

sondern nach und nach, ein wenig mit jedem Schritt, jedem Wort und jedem Blick.

Der erste Mensch, dem sie beim Verlassen des Hauses begegnete, war der Briefträger. Für sie hatte er bloß einen einzigen, dünnen, bedeutungslosen Brief.

»Keine Geldüberweisungen?« fragte sie mechanisch.

»Nein, Fräulein Rajka. Das gibt es nicht mehr.«

Sie schaute dem Briefträger ins Gesicht. Es war das alte, abgequälte, ihr nur zu gut bekannte Gesicht mit den roten Haaren. Doch siehe da, es lächelte heute verschmitzt, die gelben Augen blinzelten keck und bedeutungsvoll. So freute und rächte sich der kleine Mann von niederem Dienstrang, wenn sich ihm Gelegenheit dazu bot. Sie kehrte ihm den Rücken und ging in die Stadt.

Aber auch auf der Straße begegnete sie solchen Gesichtern. Sie konnte nicht genau sagen, was an diesen Gesichtern auffiel, sie fühlte nur, daß sie anders waren als sonst. Und von einem Menschen zum anderen, so als wäre jedes Gesicht ein Buchstabe, buchstabierte sie sich die Bedeutung dieses ungewöhnlichen Tages zusammen, bis sich ihr schließlich die ganze unglaubliche, blitzartige Wahrheit entdeckte: Das Geld war verschwunden, es hatte aufgehört zu bestehen und galt nicht mehr, nirgends und in keiner Form.

Das Fräulein verspürte einen starken Schlag unter der Schädeldecke, so daß ihre Augen sich umnebelten und ihr Mund sich auftat. Sie blieb mitten auf der Straße stehen, dann erinnerte sie sich plötzlich an ihre Kasse, ihre Bücher und Rechnungen und eilte vorwärts.

Wie durch eine Feuersbrunst stürzte sie in ihren Laden, öffnete mit zitternden Händen die Kasse und fuhr,

plötzlich blind geworden, mit der Hand über die leeren Fächer und nackten Stahlwände. Sie rief nach dem Buchhalter Veso. Vergebens, er war nie da, wenn man ihn brauchte. Oder war mit dem Geld auch der Buchhalter und alles verschwunden, was mit dem Geld zusammenhing?

Das Fräulein lief hinaus und begann Veso, die Polizei und alle lebenden Menschen herbeizurufen, nur um zu fragen, was mit ihr und der Welt ringsum geschehen sei. Sie schrie. Sie schlug sich mit der Faust gegen die Stirn und die Brust, als sei sie sich selbst fremd. Niemand antwortete ihr, und niemand beachtete sie. So machte sie sich auf, die Menschen zu suchen.

Sie ging von einem Laden zum anderen. Überall dasselbe. Kein Mensch verkaufte oder kaufte etwas für Geld. Und alle schauten sie mit einem augenzwinkernden Lächeln an, als ob sie eine verschrobene, dumme Frau sei, die nicht wußte, was die ganze Welt schon seit langem wußte. Mit jedem Schritt und mit jeder Frage und Antwort wurde die Tatsache klarer und unerbittlicher: Es gab kein Geld mehr. Ja, das Geld hatte wie etwas Überflüssiges und Wertloses die Welt verlassen. Das ganze Land besaß nicht eine einzige Krone. Man brauchte sie nicht. Man lebte, arbeitete und trieb Handel, aber ohne Geld.

»Wie? Wie?« stammelte das Fräulein.

»So ist es«, antwortete kühl und unbekümmert ein Kaufmann hinter seinem Ladentisch, so wie er einst zu sagen pflegte: »Bei uns sind feste Preise, Fräulein.«

»Und was soll aus denen werden, die bisher nur Geld- und Bankgeschäfte getätigt haben ...?«

Aber sobald sie auf diese Weise mehr zu erfahren

suchte und eine Erklärung für diese sonderbare Erscheinung verlangte, die einem tollen Traum glich, zwinkerten sie mit den Augen, lächelten und – gingen wieder an ihre Arbeit. Nur ein kleiner Kaufmann sagte zu ihr, ohne sich umzudrehen, während er Ware in die Regale einordnete:

»Das war einmal, aber das gibt es nicht mehr. Kümmere dich um deine Arbeit!«

Und damit war die Unterhaltung beendet.

»Was für eine Arbeit kann es schon ohne Geld geben?« fragte das Fräulein weinend, als sie an der Straßenkreuzung stand wie ein verlorenes Kind.

Jetzt hatte auch sie selbst die unglaubliche, gespenstische Wahrheit ausgesprochen. Ja, das Geld war vom Antlitz der Erde verschwunden. Man hatte die Erde bestohlen. Nein, man hatte sie nicht bestohlen. Etwas viel Ungeheuerlicheres und Ärgeres war geschehen: der Begriff des Geldes war verschwunden. Dieses Wort hatte seinen Sinn verloren. Die Dukaten galten ebensoviel wie Spielmarken, die Banknoten waren auf dem Kehrichthaufen gelandet wie Reklamezettel, die an die Straßenpassanten verteilt und gleich darauf weggeworfen werden. Aktien hatte man zusammen mit alten Illustrierten abgelegt. Die Wechsel waren wie Briefe unbekannter Verstorbener – unverständlich, ohne Bedeutung und Wert. Die Kassenbücher waren beim letzten Buchungsposten stehengeblieben und lagen jetzt tot wie Steine, die mit unverständlichen Hieroglyphen bekritzelt sind.

Das Fräulein ging weiter, taumelte durch den weißen, metallenen Tag, von einer Ecke zur anderen, von einer Straße zur anderen. Alles war eine Bestätigung der Tat-

sache, daß das Geld die Erde verlassen hatte und die Welt für sie wie ein Leib ohne Atem, ohne Blut, ohne die Kraft, sich zu bewegen, geworden war. Und das Unglaublichste war, daß es so aussah, als hätten sich die Menschen darein geschickt und damit ausgesöhnt, als hätten sie sich in ihrer grenzenlosen Niedertracht schon damit abgefunden, ohne Geld zu leben, und sich auf irgendeine Weise beholfen und angepaßt.

»Was ist los? Das Leben ist sinnlos und öde geworden, aber man muß weiterleben. ›Das war einmal, aber das gibt es nicht mehr!‹ Ein einziger Schwindel und Diebstahl ist das! Oder ist es etwa ein Aprilscherz unnützer Nichtstuer? Bei Gott, was ist das! Und wo bleibt die Behörde, die Polizei, das Gericht und die Kirche?«

Das Fräulein jammerte mit lauter Stimme. Die Vorübergehenden betrachteten sie mit kühler Verwunderung. Ein Polizist kam des Wegs und ermahnte sie, nicht Ruhe und Ordnung zu stören, denn sonst müßte er sie einsperren.

So sah das also aus! Auch die Staatsmacht war abtrünnig und untreu geworden! Wütend lief das Fräulein weiter. Wo steckten denn die Popen, Hodschas und Rabbiner? Gab es noch irgendwo Recht und Gesetz?

Aber die Popen waren in den Kirchen und Kanzleien. Alle befanden sich mehr oder weniger auf ihren Plätzen. Und bei allen fand sie mehr oder weniger dieselben Bewegungen, dasselbe traditionelle Händereiben und dieselben Antworten: daß alles auf dieser Welt eine Gabe Gottes sei, daß man die Bestimmungen der Vorsehung ruhig hinnehmen müsse, daß im übrigen ihr Ziel das ewige Leben sei und sie sich in den Dingen dieser Welt den Forderungen der Zeit anpaßten.

Angeekelt und entmutigt lief sie von den einen zu den anderen, bis sie auf dem Platz vor der Kirche stand. Die Turmuhr schlug neun. Im ganzen waren es dreizehn Schläge. Siehe da, die Uhr arbeitete ebenfalls weiter. Auch die Zeit wurde also noch gemessen, und gezählt wurde auch noch. Was nützte ihnen das alles – wenn es kein Geld gab? Was sollten sie messen und zählen? Hatte nicht das Rechnen seine Existenzberechtigung verloren? Oder hatte es sich wie alles andere dem neuen Zustand angepaßt?

Das Fräulein hatte den Wunsch, bis zur Höhe des Turmes emporzuwachsen und alle Ziffern dieser Uhr zu bespeien. Sie fühlte, wie sich bei diesem verrückten Wunsch die Schleusen eines bisher unbekannten Zornes in ihr öffneten und wie dieser Zorn sie ganz überschwemmte. Sie schrie, so laut sie konnte, aber ihr Geschrei kam ihr angesichts der Stärke des Zornes, den es zum Ausdruck bringen sollte, wie ein Flüstern vor.

»Ach, ihr Niederträchtigen! Ach, ihr Feiglinge!«

Und während sie der Zeit und der ganzen Welt ins Gesicht schrie, fühlte sie sich verlassen, allein und geschlagen, doch gleichzeitig stolz und emporgehoben von ihrer unverwüstlichen Liebe zum Geld, von ihrer verzweifelten, letzten Tapferkeitsprobe, von ihrer Verachtung den Menschen gegenüber. ›Ja‹, dachte das Fräulein, ›jetzt kann niemand von den Berufenen einen Finger rühren, um das heilige Geld zu verteidigen und zu retten. Sie alle haben dieses Geld geliebt und waren so begierig danach!‹ Sie wußte das am besten, denn sie hatte sie tausendmal in unglaublich lächerlichen und jämmerlichen Lagen beobachtet. Das Geld war ihnen das Heiligste vom Heiligen gewesen. Für das Geld hat-

ten sie alles verkauft, für Geld hatten sie sich zu allem bereit gezeigt. Aber jetzt, über Nacht, hatten sie es verraten und sich von ihm losgesagt. So war dieses Tier, das sich Mensch nannte: vor allem verbeugte es sich, nur um hier auf der Erde, unter dieser Sonne, in der alten Form weiterzuleben.

Alle die gehetzten düsteren Gedanken und starken Gefühle des Zornes, der Erbitterung, der Verlassenheit und des vollkommenen Zusammenbruchs stießen in ihr aneinander und mischten sich. Davon trübte sich ihr Blick, die Stimme verlöschte, und die Beine versagten den Dienst. Das warf sie zu Boden. Und da blieb sie, ein kleines Bündel Frauenkleider, mitten auf dem gepflasterten Platz liegen.

In dem Augenblick erwachte das Fräulein, erwachte wirklich. Im schwachen Licht der frühen Morgendämmerung zerstob auch ihr toller, schmerzlich verworrener Traum. Und dieses wirkliche Erwachen war um nichts weniger qualvoll als das geträumte. Lange betastete sie mit der stumpfen Hand die warme Matratze unter sich. Im ganzen Körper fühlte sie noch das Beben des Zorns und die kalte Festigkeit des Pflasters auf dem Platz vor der Kirche. Einen Augenblick noch schwankte und verschwamm alles ringsum, bis die Wirklichkeit siegte und das Zimmer sein ruhiges, gewohntes Aussehen wiedergewann. Da war das Fräulein auch schon auf den Beinen.

Ohne sich anzuziehen, lief sie zum Schreibtisch, schloß das amerikanische Schloß des mittleren Faches auf, nahm ihre Ledertasche heraus und schüttete das ganze Kleingeld auf den Tisch. Es waren sechs Banknoten zu je zwanzig Kronen und einige Scheidemün-

zen. Heftig atmend betrachtete sie das Geld und legte es in die Tasche zurück.

›Siehst du, alles ist wieder in Ordnung. Wie diese sechs Banknoten ist auch das ganze übrige Geld in der Welt an seinem Platz. Natürlich! Es war bloß ein Traum, ein sinnloser, schrecklicher Traum. Er ist gekommen und vergangen. Wie ist so ein Traum überhaupt möglich? Und was für eine Beziehung besteht zwischen Wirklichkeit und Traum?‹ Von diesen Gedanken blieb ein leichtes Unbehagen wie ein Schatten in ihr zurück. Doch darüber wollte sie nicht nachdenken.

Sie fror, und so kehrte sie in das noch warme Bett zurück. Ihr Herz schlug stark und unregelmäßig, der Atem ging rascher als sonst. Aber die Wärme des Bettes und das wohltuend sichere Gefühl der Wirklichkeit beruhigten sie bald. Sie schloß fest die Augen, flüsterte schläfrig und lallend undeutliche Worte des Vorwurfs und schlief wieder ein.

Wie gewöhnlich erwachte sie kurz vor sieben Uhr; sie kleidete sich an, frühstückte und ging in den Laden. Unterwegs begleitete sie noch immer das unbehagliche Gefühl des nächtlichen Traums, und stoßweise jagte wie ein rascher Schatten der Zweifel an der Wirklichkeit über sie hin.

Als sie zum Laden kam, begegnete sie unmittelbar an der Tür dem Briefträger, der ihr tatsächlich ein paar Postanweisungen brachte. Aufgeregt zählte sie das Geld einmal, zweimal – wieder jagte wie ein blitzschneller Schatten der Zweifel an der Wirklichkeit über ihr Bewußtsein –, und erst dann unterschrieb sie die Postanweisungen. Während sie die Banknoten an ihre Brust

preßte, hob sie den Kopf und schaute dem Briefträger lange und prüfend in die Augen. Es war das altbekannte, abgequälte Gesicht mit den roten Haaren. (Als wollte er sagen: Der Dienst ist nicht beschwerlich, aber der Lohn ist gering, da langt es bei den vielen Kindern weder hin noch her.) Nirgends eine Spur von dem frechen Lächeln und dem verschmitzten Augenzwinkern, die sie im Traum gesehen hatte. Erst jetzt beruhigte sie sich vollends. Sie legte beide Hände auf den kleinen, altertümlichen Schreibtisch, drückte sie ganz fest auf das grüne, tintenbekleckste Tuch und atmete auf.

Als der Briefträger aus dem halbdunklen, kalten Laden in die Morgensonne hinausgetreten war, blieb er stehen und schüttelte sich. Mit einem kurzen inneren Schauder schüttelte er den Eindruck der durchbohrenden, erschrockenen, furchtbaren Augen von sich ab. Dann ging er weiter, sich immer auf der Sonnenseite haltend, und flüsterte lautlos vor sich hin: »Ja, diese Rajka hat einen schrecklichen Blick! Was nützt ihr da, mein Lieber, der ganze Reichtum. Ein schrecklicher Blick ist das, Leute!«

So quälte sich das Fräulein in den heißen Nächten und fand keinen Schlaf. Aber der Sommer wollte nicht weichen. Auch im Oktober war es noch warm, und alles grünte. Die Tage und Wochen erschienen endlos lang, denn die Ereignisse reihten sich aneinander, häuften und überstürzten sich wie die Schlußakkorde einer Symphonie, von denen jeder der letzte zu sein scheint, obwohl auf jeden hartnäckig und wider alles Erwarten ein neuer folgt. Und doch kam auch dieser letzte.

Dem Fräulein geschah, was solchen Leuten in der Regel geschieht. Sie merkte es nicht, als sich das ver-

wirklichte, wovor sie solche Angst gehabt, was sie unzählige Male vorausgesehen und sich bis in die kleinsten Einzelheiten ausgemalt hatte.

(An dieser Stelle riß ihre Erinnerung ab; sie erlosch nicht und verlor sich auch nicht ganz, aber sie glich einem gerissenen Film: er arbeitet und dreht sich weiter, aber er sagt nichts und zeigt nichts weiter als einander jagende trübe Flecke und Striche.)

An einem Oktobertag, der wie alle übrigen war, an dem sie sich also nicht weniger fürchtete und sich nicht mehr erhoffte als gewöhnlich, leuchteten an den Häusern die ersten dreifarbigen Fahnen auf, und die Menschen küßten und umarmten einander und weinten vor Freude. Schon wieder Tränen! Veso kam an diesem Tage nicht und ließ den Laden geschlossen. Das Fräulein ging wie eine Fremde und Verurteilte durch die Stadt. Niemand umarmte sie, niemand reichte ihr die Hand, und trotzdem zitterte sie aus angeborenem Widerwillen gegen Küsse und aus Ekel vor den ewigen Tränen, der gewaltigen Aufregung, den lauten Gefühlsergüssen und allen Reden und Gesprächen.

Fröstelnd saß sie in dem kalten Laden. In Gedanken überflog sie ihre überall verstreuten Kredite und Kapitalanlagen. Ohne große Verluste würde es nicht abgehen. Das sah man schon. Sie dachte nur daran, wie sie die Verluste möglichst niedrig halten könnte; sie überlegte rasch – wie ein Mensch, der aus einem Brand oder Unwetter das retten muß, was ihm am wertvollsten und am meisten bedroht erscheint, dazu aber nur insgesamt zwei Minuten Zeit hat. Scharfe Schritte und aufgeregte Stimmen rissen sie aus diesen Gedanken. Veso näherte sich mit einer Schar junger Leute. Einige wa-

ren bewaffnet. Alle sprachen sie mit lebhaften Gebärden. Erst glaubte sie, es handele sich um Betrunkene. Sie wollte mit Veso sprechen, aber sie ließen sie nicht zu Wort kommen und betrachteten sie von oben herab, mit finsterem Gesicht und blinzelnden Augen, so als könnten sie ihre Gestalt nicht richtig sehen und erkennen, weil sie so winzig war. Aber auch Veso war nicht viel besser. Weder früher noch später sah sie ihn so aufgeregt. Er winkte bloß mit der Hand ab und reihte zusammenhanglose Sätze aneinander.

»Laß das jetzt, Rajka! Wen interessiert das jetzt? Nachdem wir heute das erreicht haben, dürfte man es nicht einmal bedauern, wenn man sterben müßte. Geh auch du nach Hause! Du siehst, was für eine Freude wir erlebt haben! Siehst du das nicht?«

Sie sah nichts, aber seine Augen waren weit geöffnet, und das bartlose, gutmütige Gesicht strahlte und glühte vor Freude.

Doch es blieb nicht bei diesem harmlosen Anfang. Im Laden, auf der Straße und auch in ihrem Vaterhaus begannen Bekannte und Unbekannte, Gerufene und Ungerufene sie zu necken und mit höhnischen Bemerkungen zu reizen, einige aber beschimpften sie offen und in grober Weise und machten ihr das Verhalten während des Krieges zum Vorwurf. Sie erinnerte sich nicht und wollte sich nicht an all das erinnern, was sie damals hatte ertragen müssen. Es war alles schlimmer und schwerer, als sie es sich je zuvor hätte ausmalen können. An dem Verhalten und den Reden derer, die sie boshaft verspotteten oder offen angriffen, ermaß sie, wie groß ihre Sünde in den Augen dieser Menschen sein mußte. Aber wie sehr sie sich auch bemühte und nach-

dachte, sie konnte nicht begreifen, worin diese Sünde bestehen sollte. Sie sah nur den unverständlichen Haß und das Bestreben der anderen, sie am Vorwärtskommen zu hindern, sie zu schädigen und ihre ganze Arbeit zu beeinträchtigen. Wenn sie in den Zeitungen Aufsätze und Reden las, in denen die Verfolgungen und Leiden der vergangenen Kriegsjahre geschildert wurden, fragte sie sich, ob das wirklich alles in demselben Land und in derselben Stadt, in der sie lebte, geschehen konnte. Manchmal glaubte sie, daß alle Menschen außer ihr plötzlich verrückt geworden waren und sie deshalb über die Schulter ansahen und so unbarmherzig verfolgten.

Solchen Leuten wie das Fräulein mußte die Welt sehr oft wie eine Hölle vorkommen. Unempfindlich für eine ganze Reihe gesellschaftlicher Gesetze und moralischer Gefühle und Reaktionen des Menschen, unfähig, ihr Vorhandensein zu bemerken, und erst recht nicht imstande, ihre Ordnung und langsame, unerbittliche Wirkungsweise zu verstehen, vermochte sie tatsächlich nicht den ursächlichen Zusammenhang zwischen dem, was ihr geschah, und dem, was sie 1914 und 1915 getan, gesehen und gehört hatte, zu erkennen. Und das war der hauptsächliche Grund, warum sie jetzt so schwer litt. Sie wußte nicht, daß Gewalt und Unrecht den Wunsch nach Rache hervorrufen, daß die Rache blind ist und daß jene, auf die sie einstürmt, sie immer als das gräßlichste Unrecht ansehen, ebensowenig wußte sie, daß sich selbst der gerechtesten Strafe immer Neid und angeborene Schadenfreude beigesellen. Sie wußte überhaupt nichts von Gewalt und Recht, von Strafe und Rache, sie sah nur ganz deutlich, daß sie sich auf der

Seite der Verfolgten und Geschädigten befand. Und sie erlitt wirklich Schaden, täglich drohte ihr neuer und größerer Verlust. Sie wagte es nicht, mit Forderungen an ihre Schuldner heranzutreten, und es nützte ihr auch nichts. Die Geschäfte stockten, die Gerichte feierten, die Banken arbeiteten nicht richtig; die Termine wurden nicht eingehalten, die Wertpapiere lagen tot. Von allen Seiten verlangte man Spenden von ihr, Schulden aber zahlte niemand, sondern jeder lachte seinen Gläubiger aus und machte neue Schulden, als ob am nächsten Tag Weltuntergang wäre. Und die Zeitungen schrieben von Kriegsgewinnsteuern, von Enteignung, von großen und kleinen Plänen, denen zufolge man den Besitzenden Milliardenbeträge zugunsten jener wegnehmen wollte, die nichts hatten. Es kam dem Fräulein vor, als hätten sich ganze Länder und Völker entschlossen, in tosender Schwelgerei Selbstmord zu begehen, zu essen, zu trinken, Narrheiten zu treiben und zu verschwenden, bis die letzte Münze den letzten Menschen verlassen hatte.

Alles wandte sich gegen sie.

Ganz zu Beginn, an einem dieser Oktobertage, war es ihr noch bestimmt, mit eigenen Augen den völligen Zusammenbruch Gazda Rafos zu beobachten. Um den Hauptstraßen auszuweichen, in denen es von erregten, begeisterten Volksmassen wimmelte, ging sie eines Morgens durch die Ferhadijastraße. Vor dem ehemaligen Laden Rafos sah man eine Menschenmenge stehen und hörte laute Rufe und Wogen donnernden Gelächters. Sie schaute ängstlich hin und sah, wie Gazda Rafo hinter der Verkaufsbank mit feuchten, erdbeschmutzten Händen welkes Gemüse wendete. Ganz abgemagert, gelb und dunkel im Gesicht, ohne Krawatte und

Kopfbedeckung, so stand er da. Sein Anzug war schmutzig und unordentlich. Rafo rollte ängstlich mit den Augen und sagte etwas, was man bei den unaufhörlichen Zwischenrufen und dem lauten Gelächter nicht richtig verstehen konnte. Wenn er seine Stimme hob, hörte man einzelne Worte.

»Hier, ohne eine Para, ohne einen Kreuzer! . . . Das Volk muß essen . . . Ich weiß das, auch wenn es die anderen nicht wissen . . . Es muß essen . . . Das ist es!«

Aber die Menge lachte über diesen Kranken, so als hätte sie plötzlich keinen Hunger mehr, und schaute ihn mit jener gefühllosen Neugier an, mit der die Menschen auch die traurigsten Szenen mitansehen, sobald sie sich in der Überzahl fühlen.

Die einen waren scharfzüngig und boshaft.

»Trag das nach Hause, Gazda Rafo, und iß es selbst.«

»Hat dir das selige Österreich dies als Vermächtnis hinterlassen?«

»Soviel Millionen hast du zusammengescharrt, und jetzt gibst du dem Volk Kohl zu fressen?«

Die anderen waren gutmütiger und faßten das Ganze von der heiteren Seite auf. Sie riefen ihm zu, er sei immer noch ein alter Fuchs, und sicher verberge sich auch hierunter irgendein Geschäft. Aber Rafo Konforti legte wie einst vor vielen Jahren die Hand auf die Brust, schwur, lobte seine Ware und bemühte sich, auf jede Bemerkung eine Antwort zu geben, unter Tränen versichernd, daß es seine einzige Sorge sei, das Volk nicht hungern zu lassen. Nur war er früher dabei gesund, lustig und lebhaft gewesen wie ein Kreisel, jetzt hingegen stammelte er kläglich, sprach wirr und vollführte schwache, sinnlose Bewegungen.

Sie wandte den Kopf zur Seite und eilte davon, um nicht den jämmerlichen Untergang eines Menschen zu sehen, von dem man sagen konnte, daß er ihr Freund gewesen war, sofern es diesen Begriff in ihrem Bewußtsein überhaupt gab.

Am selben Tage brachte man Gazda Rafo in die Irrenanstalt.

Tage und Wochen vergingen, aber die Aufregung, Freude und Unruhe in der Stadt ließen nicht nach. Im Gegenteil. Es sah aus, als würde sich das ganze Leben von Grund auf ändern. In Sarajevo zogen die ersten Abteilungen der serbischen Armee ein. Paraden und Feierlichkeiten, Bankette und Dankgebete lösten einander ab; Abordnungen trafen ein, neue Zeitungen erschienen; die Namen von Straßen und Institutionen änderten sich. Dem Fräulein war es klar, daß es keins der Wunder war, die nur drei Tage dauern.

Zu Neujahr begann ein neues Tagblatt zu erscheinen, »Srpska zastava«. Die Hauptaufgabe dieses ultranationalistischen Blattes war es, alle die zu verurteilen und zu brandmarken, die sich während des letzten Krieges »gegen die Ehre der Nation und deren Interessen versündigten«. In einer besonderen Rubrik, die mit den Worten begann: »Im Namen der Ordnung, der Gerechtigkeit und des Friedens verlangen wir ...«, wurden Einzelpersonen und Institutionen scharf angegriffen. An dieser Stelle wurde auch das Fräulein einmal erwähnt, zwar nannte man sie noch nicht namentlich, doch war die Anspielung unmißverständlich. Einer ihrer Verwandten, der den Direktor der Zeitung gut kannte, suchte ihn auf und bewirkte, daß weitere Angriffe unterblieben.

Aber was bei einem Blatt gelang, ließ sich bei einem anderen nicht erreichen. Die neugegründete Zeitung »Narodni glas« griff in ihrer Lokalchronik alle Kriegsgewinnler an, so Rafo Konforti und ähnliche, und erwähnte nebenher, doch ganz offen, auch den Namen Rajka Radaković. Ihr schloß sich auch die sozialdemokratische »Sloboda« an, die nun wieder erschien. Hier war von »Wucherzinsen«, »Geschäften, die das Licht scheuen« und »seelenlosen Spinnen, schädlich für Volk und Gesellschaft« die Rede. Man verlangte in diesen Schlagzeilen von der Regierung, eine besondere Kommission solle die Tätigkeit und die Profite aller Kriegsgewinnler überprüfen, und man kündigte an, daß die Gesellschaft derart schädliche und unwürdige Mitglieder ohne Rücksicht auf ihre familiären Beziehungen und ihre Stellung ganz bestimmt und für immer aus ihrer Mitte ausschließen werde.

Diese Drohungen sahen damals ernst und wirklich gefährlich aus, all das wurde gelesen, weitererzählt und gedeutet in der Stadt, in der Familie, ja selbst in Rajkas Haus.

Da sie niemanden sah, konnte sie nicht recht wissen, was die Leute von ihr dachten und erzählten. Das wurde ihr erst allmählich und zufällig offenbar. In einer Herbstnacht erwachte sie plötzlich mit dem Gefühl, daß ihr jemand die Kehle zupreßte und das Herz ihr den Atem abschnürte. (Das geschah in letzter Zeit des öfteren.) Sie stand rasch auf, öffnete das Fenster und versuchte, möglichst rasch und möglichst viel feuchte Nachtluft einzuatmen. Als sie so keuchend und fröstelnd am offenen Fenster stand, hörte sie, wie von der Straße, vom Miljackaufer, ein paar Betrunkene laut etwas her-

überriefen. Schreiend, schimpfend und lachend gingen sie vorbei. Zwei von ihnen blieben stehen und lehnten sich an ihr Haus. Unter ständigem Schluchzen und Fluchen benäßten sie die Wand unmittelbar unter ihrem Fenster. Ohne selbst bemerkt zu werden, hörte sie ihr zusammenhangloses, lallendes Gerede:

»Ich erkälte mich so leicht«, beklagte sich der erste der beiden, »aber es ist ja kein Wunder. Meine Schuhsohlen sind durch. Heute ist Michaelis, und ich habe noch keinen Wintermantel, dabei weiß ich nicht, wie ich zu einem kommen soll.«

»Der verfluchte Schnaps erlaubt es nicht!«

»Das ist es nicht, Bruder. Nein, bei Gott nicht! Auch heute hätte ich keinen genascht, wenn nicht diese Slavafeiern wären.«

Einer der Betrunkenen trat zurück, knöpfte sich lange und umständlich die Hose zu und schaute sich genauer um.

»Weißt du, daß dieses Haus der Rajka Radaković gehört?«

Jener zweite, der immer noch an der Hauswand stand, nannte sie mit einem schrecklichen Namen und sprach einen so häßlichen Fluch aus, wie ihn das Fräulein noch nie gehört hatte; nie hätte sie gedacht, daß man so schimpfen könnte; es war eines von jenen neuen Schimpfworten, in denen Erde und Himmel in einem einzigen widerlichen Gedanken verbunden sind.

»Man sagt, sie hat mit den Deutschen Geschäfte gemacht, und das jetzt, während des Krieges.«

»Während des Krieges und davor. Schon viele Jahre verleiht sie Geld auf Zinsen. Ich hörte, wie die Leute im Wirtshaus davon erzählten. ›In ganz Bosnien‹, so

sagten sie, ›gibt es keinen solchen Wucherer.‹ Und das alles macht sie unsichtbar und heimlich, alles angeblich ehrlich und nach dem Gesetz. Eine Bestie ist sie, eine Bestie, sage ich dir. Niemals hat sie mit einem Mitleid gehabt. Weder Kreuz noch Seele kennt sie. Sie legt bloß eine Para auf die andere, und niemand hat je etwas Gutes von ihr erfahren. Nicht mal dem lieben Gott gönnt sie den Weihrauch.«

»Es wäre eine Segenstat, sie totzuschlagen.«

»Totschlagen ist zuwenig. Ich würde dieses Scheusal aus der Welt schaffen, wie es im Lied heißt: ›Er führte sie auf einen Kreuzweg, kleidete sie in ein Pechhemd und zündete es an. Damit sie verbrenne wie eine Kerze. Wie eine Kerze!‹«

Und in einem fort schimpfend und taumelnd, gingen beide ihrer Gesellschaft nach, von der sie aus dem Dunkel angerufen wurden.

Das Fräulein schloß rasch das Fenster und legte sich ebenso rasch nieder. Sie wußte ungefähr, was ihre Verwandten und die ganze sogenannte bessere Welt von ihr dachten, aber jetzt hörte sie mit eigenen Ohren auch das Volk, die Habenichtse so von ihr reden, die sie vielleicht niemals im Leben gesehen hatten. Alle zusammen bildeten sie einen festen, undurchdringlichen Ring des Hasses, der sich immer mehr um sie zusammenzog.

Mit klopfendem Herzen und schlaflosen Sinnen überlegte sie, wohin sie fliehen und wie sie sich vor diesen Leuten verbergen könnte, die nicht einmal einen Winterrock trugen, sondern sich von Haß und Schnaps wärmten, andererseits aber Zeit und Phantasie genug hatten, um fremden Verdienst zu zählen und für andere

Menschen Pechhemden und die schrecklichsten Todesarten zu ersinnen.

In diesen Wintermonaten geschah es zum erstenmal in ihrem Leben, daß sie den sonntäglichen Besuch des väterlichen Grabes unterließ. Sie saß zu Hause und dachte an das Grab, aber sie hatte nicht den Mut, auf die Straße zu gehen. Die Angst vor einer Begegnung mit den Leuten war stärker als alles andere. Sie, die sich nie im Leben um die Menschen gekümmert und sie gar nicht recht bemerkt hatte, zitterte jetzt bei dem Gedanken an die Passanten, ihre Blicke und Zurufe. Sie hörte auf, in den Laden zu gehen. An irgendeinen Gewinn war nicht mehr zu denken. Alle Tore waren für sie verschlossen. Auch Veso riet ihr, sich für einige Zeit zurückzuziehen.

Lang und häßlich waren diese Monate, da sie auch vor den nächsten Verwandten in ihr Zimmer flüchten mußte und das Geschrei gegen sie so mächtig wurde, daß sie sich fast selbst schämte, obwohl sie nicht wußte warum, denn das Gefühl irgendeiner Schuld konnte niemals, auch nicht für einen Augenblick, in ihr Fuß fassen.

Noch vor einigen Monaten hatte sie nicht geglaubt, daß es etwas auf der Welt gäbe, was stärker wäre als ihr Wille und sie so ganz vom Kampfplatz drängen könnte. Aber jetzt sah sie, daß sie wirklich verdrängt, verloren und geschlagen war, ohne selbst zu wissen, wie und wann, von einer unsichtbaren Kraft, die sich nicht in Zahlen ausdrücken und auch nicht mit Geld bestechen ließ und gegen die nichts half. Vergeblich fragte sie sich, wohin ihre kühl besonnene Kraft und ihre finstere Verachtung geraten seien. Jetzt hatte sie zwar keine

Kraft mehr, aber ihre Verachtung kehrte zurück, hundertmal so stark wie zuvor. Wie geächtet saß sie in ihrem Hause, und sie sah ein, daß sie das Leben nicht würde ertragen können, wenn nicht irgendeine Veränderung einträte, wenn nicht Zeit und Raum sie von diesem Sarajevo, der Stadt ihrer Niederlage, trennten und vor ihr schützten. Die Zeit kroch unbarmherzig dahin, und auch der klügste und reichste Mensch hatte nicht die Kraft, sie auch nur um eine Sekunde zu verkürzen oder zu verlängern. So blieb also nur der Raum übrig. Von hier wegzugehen, nicht mehr hier zu sein bedeutete vielleicht, von neuem zu leben, mit neuen Aussichten und neuen Kräften. Abreisen, das wäre fast dasselbe wie vergessen und vergessen werden, das heißt, gerettet sein. Abreisen, das war schwer und schmerzlich, aber es war nicht unmöglich.

Alle Verwandten waren sich darin einig, daß es für sie und das Ansehen der ganzen Familie am besten wäre, wenn sie Sarajevo verließe, wenigstens für einige Zeit. Die einen schlugen einen kürzeren Aufenthalt in Dubrovnik, die anderen eine Übersiedlung nach Belgrad vor. Und Rajka gab – zum erstenmal in ihrem Leben – nach, denn sie wußte wirklich nicht wohin. Vielleicht hätte sich doch alles mit der Zeit beruhigt und wäre in Vergessenheit geraten, wenn sie sich hätte entschließen können, noch ein halbes oder ein ganzes Jahr so zu Hause zu sitzen, völlig zurückgezogen, ohne etwas zu unternehmen und zu tun. Aber allein der Gedanke, daß sie nach so vielen Störungen und Verlusten, welche die letzte Zeit mit sich gebracht hatte, tatenlos herumsitzen und vom Kapital zehren müßte, ohne etwas zu schaffen und zu verdienen, ließ ihr Herz stocken, trieb

ihr das Blut in den Kopf und benahm ihr den Atem. Schon im voraus malte sie sich aus, wie sie Geld verbrauchen, verlieren und schließlich in Armut und Elend verfallen würde. Dieser Gedanke drohte sie zu erstikken. Sie würde nicht nur nach Belgrad, sondern selbst in die wildesten und entlegensten Kolonien gehen, nur um das nicht ertragen zu müssen.

Im Laufe des Sommers wurde entschieden, daß sie mit der Mutter nach Belgrad übersiedeln sollte, wo seit langem ihr Onkel Djordje Hadži-Vasić lebte. Die Mutter stimmte zu, wie sie immer allem zugestimmt hatte, mit Tränen in den blinzelnden, guten Augen. Veso übernahm es, das Geschäft weiterzuführen und sich um ihr Haus zu kümmern, das sie vermieten wollte.

VI

Ende 1919 verließ das Fräulein mit ihrer Mutter Sarajevo. Sie nahmen einige Kisten und Koffer mit, die wichtigsten Möbel aber verpackten sie und vertrauten sie Veso an, damit er sie ihnen mit der Bahn zuschickte, sobald sie ihm mitteilten, daß sie in Belgrad eine Wohnung gefunden hatten.

Die Reise war lang, ermüdend und in jeder Hinsicht unangenehm. Die Züge fuhren langsam und unregelmäßig. Die Waggons ohne Fensterglas, mit zersessenen Sitzen, aus denen man das Leder oder Tuch herausgeschnitten hatte. Der Andrang war so gewaltig, daß geschickte, rücksichtslose Leute durch die Fenster einstiegen. Und die Leute, die sich an den Eingängen stießen und einander auf dem Schoße saßen oder in den Gängen standen, waren größtenteils unsauber und schlecht gekleidet, sie rochen nach Zwiebeln und Schnaps, benahmen sich grob und führten eine rüpelhafte Sprache. Die Stationen, an denen sie vorüberkamen, sahen aus wie nach einer unsichtbaren Überschwemmung: die Mauern waren beschädigt, die Zäune zerbrochen, die Anlagen niedergetreten. Der Beamte mit der roten Mütze, der den Zug erwartete, sah unglücklich und

schuldbewußt aus. Zum erstenmal zeigte sich dem Fräulein der Krieg in seiner wahren Bedeutung, mit den Verwüstungen, die er hervorrief, und den tiefen Spuren, die sich schnell in den Boden eindrückten, aber nur langsam wieder verwischten. Jetzt sah sie es: Sie hatte ihn in den vier Jahren, da sie gearbeitet und verdient hatte und allem ausgewichen war, was schwer und gefährlich gewesen, da sie in dem allgemeinen Unglück und Leiden an nichts teilgenommen, in ihrem eigenen Hause gewohnt und in allem mehr oder weniger wie in Friedenszeiten gelebt hatte, nicht richtig kennengelernt. Jetzt, da sie ihr Haus verlassen und sich auf diese lange beschwerliche Reise ins Ungewisse begeben hatte, schien es ihr, als sei alles, was in den letzten Monaten geschehen war, gar nicht so unerträglich gewesen und als habe ein Trugbild sie dazu verleitet, Sarajevo zu verlassen. Sehr bald vergaß sie alles, was sie aus Sarajevo vertrieben hatte, und immer standen ihr die Verluste vor Augen, die dieser Umzug mit sich brachte. Dieser Pöbel und alle seine Worte und Bewegungen, aber noch mehr ihre eigene innere Schwäche und Unentschlossenheit beleidigten und reizten sie. Alles ging ihr auf die Nerven, am meisten jedoch ihre Mutter mit ihrer unerschütterlichen Ruhe und dem demütigen Lächeln, ihrer vollkommenen Ergebenheit gegenüber allem und jedem. Rajka fühlte sich, als ginge sie in die Verbannung oder als flüchtete sie davor ins Ungewisse.

In Slavonski Brod warteten sie volle fünf Stunden in einer kalten, regnerischen Nacht auf den Anschlußzug. Trotz größter Vorsicht wurde ihnen ein Koffer gestohlen. Das war zuviel. Auf dem schwach beleuchteten Bahnsteig, neben einem langen Zug, aus dem weißer

Dampf zischte, stand das Fräulein und schrie, als ob man sie vierteilen wollte. Sie rief Gott und Menschen um Beistand an gegen diesen tückischen Diebstahl, doch die Leute liefen an ihr vorbei, stießen sie beiseite und stolperten über ihre Koffer. Nirgends ein Echo, nirgends Mitleid und Hilfe. Mit knapper Not gelang es ihnen, sich in den Belgrader Zug zu zwängen, der ebenso überfüllt war wie der aus Bosnien. Sie standen im zugigen Gang. Das Fräulein tastete mit den Fingern um sich und zählte die Koffer. Es kam ihr vor, als sei ihr ein Stück Fleisch aus dem Leibe gerissen worden, als werde sie nie mehr dorthin kommen, wohin sie wollte, und als sei auch jenes Belgrad nur eine Täuschung in dieser Nacht, in der unsichtbare Kräfte stahlen und raubten, ohne daß jemand es ihnen verwehrte oder sie bestrafte.

Erst am nächsten Tag kamen sie kurz vor Mittag in Semlin an. Es war ein grauer, kalter Tag. Da die Brücke über die Save zerstört war, fuhr der Zug nicht weiter. Unausgeschlafen, durstig und rußig gingen sie durch den schweren Straßenschmutz hinter den Trägern her, bestiegen ein überfülltes Schiff und fuhren nach Belgrad hinüber. Beim Einbruch der Dämmerung trafen sie vor dem Haus der Hadži-Vasić in der Smiljanićstraße ein.

Der Empfang, der den beiden Frauen in diesem Hause zuteil wurde, stand in einem solchen Gegensatz zu allem, was sie auf der Reise erlebt hatten, daß sie beide zuerst verlegen und steif neben dem Gepäckhaufen stehenblieben. Das geräumige Haus glänzte vor Reinlichkeit und roch nach Ordnung und Überfluß. Die Hausfrau, Frau Persa, die in der Familie und in der Stadt unter dem Namen Seka bekannt war, und ihre beiden erwachsenen Töchter, Danka und Darinka, nahmen sie

warm und herzlich auf. Sie wurden mit Konfitüre, Wasser und Kaffee bewirtet. Man führte sie in ein nicht großes, doch warmes Hofzimmer, wo zwei Betten mit großen, schneeweißen Kissen und Steppdecken von gelber Seide standen. Während sie sich wuschen und in Ordnung brachten, kam auch der Hausherr selbst. Es gab Tränen und Küsse und jene ungewöhnlichen Augenblicke, da der Mensch aus seiner Alltäglichkeit heraustritt und einige Stunden ein anderes, stärkeres, reicheres Leben lebt. Sogar das Fräulein konnte sich diesem Gefühl vorübergehender Erleichterung und Sorglosigkeit nicht entziehen.

Während des Abendessens im hellen Speisezimmer, in dem sich die ganze Familie versammelt hatte, lernten die Verwandten einander näher kennen.

Djordje Hadži-Vasić hatte vor etwas mehr als vierzig Jahren als kleiner Junge Sarajevo verlassen und war niemals mehr dorthin zurückgekehrt. Er war in Belgrad bei seinem Onkel, dem Hadži Petar Hadži-Vasić, einem bekannten Kaufmann und Gönner vieler Wohlfahrtseinrichtungen, aufgewachsen. Von ihm erbte er auch das Geschäft in der Fürst-Mihailo-Straße. Er heiratete spät. Zur Frau nahm er sich Persa, eine junge Witwe, die nur ein Jahr mit dem Kaufmann Iraklidis verheiratet gewesen war. Sie entstammte der reichen Familie des Eisenhändlers Stamenković aus dem Save-Viertel. Schon in den ersten drei Jahren wurden ihnen drei Kinder geboren, zuerst ein Sohn, dann zwei Töchter. 1915 flüchtete Gazda Djordje nach Frankreich. Ihr einziger Sohn, Miša, war Soldat, und als er vom Militärdienst befreit wurde, ging auch er nach Frankreich, wo er sein Jurastudium in Montpellier abschloß. Seka blieb mit den

beiden Mädchen in Belgrad, und mit Hilfe ihrer Familienbeziehungen, ihrer Entschlossenheit und ihres Geldes bewahrte sie das Haus und ließ den Kindern eine gute Erziehung angedeihen. Zur Zeit war Gazda Djordje dabei, seine Geschäfte wieder in Gang zu bringen. Miša hatte eine Stellung in der Nationalbank angetreten, und Seka bemühte sich, geeignete Freier für ihre Töchter zu finden, die ins heiratsfähige Alter gekommen waren.

Gazda Djordje war jetzt ein gesunder, sehr auf Sauberkeit bedachter, gutaussehender alter Herr nahe den Sechzigern. Er hatte dieselben hellen, blauen, sanftblickenden Augen der Hadži-Vasić wie Rajkas Mutter. (Die zwei konnten sich an diesem Abend nicht aneinander satt sehen, und wenn ihre Blicke sich begegneten, dann fingen beider Augen an zu blinzeln und zu tränen.) Seine blauen Augen paßten recht gut zu dem ganz ergrauten, gepflegten Schnurrbart und Haar. Er war in allem der Typ des alten gebildeten Belgrader Kaufmanns, der in seiner Haltung und in seinem Verkehr mit den Leuten Würde und Zurückhaltung wahrt; jene kühle, doch vollendete Liebenswürdigkeit seines Berufs war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Er ging ruhig, bewegte sich langsam, sprach wenig und verriet durch nichts, was er dachte (man sah es seinem Gesicht nicht einmal an, wenn er angestrengt nachdachte); er sah seinem Gegenüber nur gerade ins Gesicht und blinzelte dabei wie alle Hadži-Vasić leicht und kaum merklich mit den Augen, und zwar auf so nette, fröhliche Weise, daß jeder, mit dem er sprach, das Gefühl hatte, es sei ein Zeichen besonderer Zuneigung und besonderen Vertrauens.

Eine ruhige und restlos glückliche Ehe verband Gazda Djordje mit Frau Persa. Sie war eine kräftige, ein wenig zu volle Frau von dunkler Gesichtsfarbe, lebhafter Rede und feurigen schwarzen Augen. Ihr Gesicht verriet Klarheit und Unternehmungsgeist; diesen Eindruck verstärkten noch das starke, üppige Haar und das schwarze Schnurrbärtchen. Die Mühen, die sie hatte aufwenden müssen, um die Kinder und das Haus ehrlich und weise durch die Zeit der österreichischen Besatzung zu bringen, hatten ihre Kraft und ihren Lebenswillen nicht geschmälert.

Von den beiden Töchtern ähnelte die ältere der Mutter, die jüngere dem Vater. Danka war ganz die Mutter: der Flaum an der Oberlippe kündete ein Schnurrbärtchen an, die Rundungen ließen auf künftige Üppigkeit und der noch etwas schüchterne Glanz der lächelnden Augen auf dieselbe Lebensfreude und Entschiedenheit schließen. Darinka war vom Schlage der Hadži-Vasić. Sie war schlank und hatte blaue Augen mit ruhig versonnenem Blick, hinter dem sich weder Schwermut noch Rätsel verbargen.

Miša war ein schöner junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, blauäugig wie der Vater, gepflegt und sorgfältig gekleidet, doch für seine Jahre zu gemessen und ernst in Wort und Bewegung. Er würde sicher nie ein neues System der Staatsfinanzen erfinden, aber es war ebenso sicher, daß er sich nie gegen das bereits bestehende versündigte. Alles an ihm war ordentlich, alles glänzte von den vielen goldenen Gegenständen, die er bei sich trug. Ein goldener Siegelring an der rechten Hand, ein goldenes Zigarettenetui, ein goldener Stift an goldener Kette, eine goldene Uhr mit goldenem Arm-

band am linken Handgelenk. Und bei jeder Bewegung blitzte einer dieser Gegenstände kurz und unaufdringlich auf.

So war die Familie, von der das Fräulein und ihre Mutter herzlich und verwandtschaftlich aufgenommen wurden. Frau Radojka war überglücklich. In jener warmen Atmosphäre des Familienlebens wagte sie es zum erstenmal nach so vielen Jahren wieder, den Kopf hochzutragen, und fühlte, daß auch sie eine eigene, freie Persönlichkeit war, und mit jedem Tag wurde sie lebhafter und froher, so als hätte man sie aus einem dunklen, stickigen Keller an die Sonne gebracht. Auch dem Fräulein war in den ersten Tagen leicht und wohl zumute. Niemand fragte sie nach ihrem Leben in Sarajevo. Alles schien fern und vergessen. Belgrad war groß, alles war für sie namenlos, und auch sie kannte keiner. Aber nach den Annehmlichkeiten der ersten Erholung wurde sie düster und in sich gekehrt, wie sie es stets gewesen war, sie sonderte sich immer mehr von den anderen ab und zog sich ganz in sich zurück. Das einförmige, aber volle, heitere Leben in diesem Hause mit den erwachsenen Töchtern gefiel ihr gar nicht. Die Freiheit und Freigebigkeit in allem, im Lachen und Reden, im Geld und in allem übrigen beleidigten sie und stießen sie ab. Das ganze Leben jener Leute kam ihr so planlos, unbekümmert und bedroht vor, daß es sie aufregte, von den gewohnten Gedanken ablenkte und in ihren Plänen störte. Und da sie sah, daß sie es nicht ändern und ihnen ihre Auffassung nicht aufdrängen konnte, hatte sie den Wunsch, sobald als möglich in einem eigenen Hause zu wohnen, fern von diesen jungen, fröhlichen Verwandten und dieser ganzen lauten, lebhaften Gesell-

schaft. Sie wartete ungeduldig auf das Eintreffen ihrer Möbel, die Veso bereits abgesandt hatte, und bemühte sich inzwischen unentwegt, ein Haus in einer ruhigen, entlegeneren Straße zu kaufen, wo die Preise noch nicht so hoch gestiegen waren wie im Stadtinnern. Gazda Djordje machte mittels seiner Verbindungen ein kleineres Haus in der Stigstraße für sie ausfindig, erhielt dann noch eine Reihe ähnlicher Angebote, und so wurden jetzt lange und mühevolle Gespräche darüber geführt.

Dem Fräulein gingen besonders die Besuche, die bei der bekannten Gastfreundschaft Sekas sehr häufig waren, auf die Nerven, zumal die Hausfrau jeder Besucherin auch »Djordjes Schwester aus Bosnien« und deren Tochter vorzustellen wünschte. Der Dienstag, Sekas *Jour fixe,* war dem Fräulein der verhaßteste Tag in der Woche.

Hadži-Vasić' Haus gehörte zu den besseren Vorkriegshäusern dieser Gegend; es hatte nur ein Geschoß und war einfach aber geräumig; nach dem Krieg war es bereits einmal ausgebessert und getüncht worden; ein sauberer Hof und ein großer Garten voll erlesener Obstbäume und niedriger, dichtlaubiger Föhren schloß sich an das Haus an. Es unterschied sich von der Mehrzahl der benachbarten Häuser auch dadurch, daß für die Küche hinten im Hof ein besonderer Anbau vorhanden war. So konnte das ganze Haus bewohnt werden, und die Zimmer rochen weder nach der Küche noch nach den Wintervorräten aus der Speisekammer. Das große Vorzimmer, aus dem man in die anderen Zimmer gelangte, war als Salon eingerichtet. Die Möbel waren stilgerecht, das heißt, sie waren das Werk irgendeines

Meisters von jenseits der Save und Donau und kamen dem Stil Louis XV. möglichst nahe. Die Sessel waren mit dunkelrotem Plüsch überzogen, während die Tische und die Konsole auf den allzu dünnen Beinen mit Vasen, wertlosen kleinen Porzellanfiguren und Familienbildchen überhäuft waren. Der Fußboden war mit einem alten, guten Piroter Teppich bedeckt. An den Wänden hingen vergrößerte Photographien von Ahnen im Fes und Großmüttern im samtenen Leibchen mit bauschigen Ärmeln und mit dem Tepeluk auf dem Kopf neben der Reproduktion einer Böcklinschen Landschaft mit Zypressen von phantastischer Größe und einem dunklen, kühlen See.

In diesem Raum pflegte Frau Persa Hadži-Vasić jeden Dienstag zu empfangen, seitdem sie wie viele andere vermögende und angesehene Familien, in denen erwachsene Töchter waren, ihr Haus für alle möglichen Gäste geöffnet hatte. Dann wurde für die jungen Leute noch das größte, benachbarte Zimmer geöffnet, wo man bei Grammophonmusik tanzte, während sich im Salon laut die älteren Frauen, Frau Sekas Altersgenossinnen, unterhielten, die sich schwer an die Negermusik der neuen Nachkriegstänze gewöhnen konnten und sich im stillen fragten, was diese Jugend sich noch alles ausdenken würde, bevor ihre Töchter heirateten und so die Sorge auf einen anderen überging.

Die Häuser vieler Belgrader Familien öffneten sich zu jener Zeit dem Guten wie dem Bösen, jedem Wind und zufälligen Gast und in den meisten Fällen dem Zufall selbst, diesem unsicheren Gesellen. Die neue Gesellschaft, die aus Belgradern und einer immer größeren Zahl von Zuwanderern bestand und sich auf der engen,

emporsteigenden Landzunge zwischen Save und Donau und den steilen Abhängen drängte, hatte noch keines der wichtigsten Attribute einer echten Gesellschaft, keine gemeinsamen Traditionen, keine gleichen Anschauungen vom Leben, keine verwandten Neigungen und keine gefestigten Umgangsformen. Es war der heftige Ansturm einer bunten Menge, die sich hier versammelte, um gemeinsam mit der sogenannten besseren Belgrader Gesellschaft die ungewöhnlich günstige Konjunktur auszunützen: einen großen politischen und gesellschaftlichen Zusammenbruch und einen der größten militärischen Siege in der Geschichte. Ganz gewiß hatte in der langen Geschichte Belgrads niemals auf so engem Raum eine so große Zahl von Menschen gelebt, die zwar durch ihre Interessen zusammengehalten wurden, aber sonst nur schwach miteinander verbunden und nur wenig in ihrem Wesen verwandt waren. Diese Menschen, geboren und erzogen in verschiedenen Gegenden des Balkans und Mitteleuropas, Angehörige verschiedener Konfessionen, Rassen und Berufe, waren durch den vierjährigen Weltkrieg in alle Winde zerstreut worden, doch jetzt hatte die Woge des großen Sieges sie hierhergetragen, und alle waren bemüht, sich für die Nachteile und Strapazen zu entschädigen, die sie unter den verschiedensten Umständen, in allen Armeen der Welt auf vier Kontinenten hatten erleiden müssen. Die einfache und zahlenmäßig geringe alte Belgrader Schicht vermischte sich mit dieser Flut der neuen Welt, sie konnte sie nicht assimilieren, wollte sich aber auch nicht ihr gleichsetzen. Auf die schwere Probe von Glück und Erfolg gestellt, befand sie sich im Zustand gefährlicher Euphorie nach den großen Leiden und Mühen,

die ihre Kräfte überstiegen hatten, und konnte sich in diesem Ansturm der Menschen, Gewohnheiten und Ideen nicht zurechtfinden, konnte auch nicht das Gute und Nützliche vom Schädlichen und Überflüssigen scheiden, sondern begann sogar sich selbst zu verlieren und immer weniger wiederzuerkennen. Es ist nur natürlich, daß unter solchen Verhältnissen keines Menschen Bestrebungen klar und durchsichtig waren; niemandes Verdienste konnten richtig abgeschätzt und niemandes Betrug mühelos durchschaut, niemandes Ansprüche rundweg abgewiesen und niemandes Recht verläßlich nachgeprüft und für alle Zeit gesichert werden. Niemals hatte es bessere Zeiten und einen günstigeren Boden für Betrug und Selbstbetrug gegeben!

Das Fräulein wich diesen Empfängen aus, wann immer sie konnte. Am Dienstagnachmittag hatte sie stets etwas in der Stadt zu besorgen oder blieb in ihrem Zimmer, denn ihr erschienen diese tanzfreudigen jungen Leute verrückt und die alten Damen im Salon ebenso ohne Verstand. Aber Empfänge gab es nicht nur am Dienstag. Diese Vergnügungssucht, die später ganz Belgrad erfaßte, machte sich schon in den reicheren Häusern breit. Das unwiderstehliche Bedürfnis nach möglichst lauter Gesellschaft, nach halberleuchteten Räumen voll aneinandergepreßter Körper und voller Gewühl begann überhandzunehmen. An größeren Feiertagen oder bei jedem anderen geeigneten Anlaß kamen die Menschen auch nach dem Abendessen zur Familie Hadži-Vasić. Man tanzte zum Grammophon, scherzte und sang, aber man unterhielt sich auch über Politik, Kunst, über die jüngste Vergangenheit, die wie ein erhabenes Drama mit glücklichem Schluß aussah, und

über die Zukunft, die ein dankbares und unerschöpfliches Thema war. Das Fräulein saß finster dabei, sich und den anderen ein Greuel. Sie war zufrieden, wenn sich irgendeiner der älteren Leute, der Väter dieser tanzenden oder diskutierenden Kinder, zu ihr setzte. Mit ihm unterhielt sie sich leise und zurückhaltend, wobei sie sich nach den Maßnahmen, die zum Abstempeln der Kronennoten getroffen wurden, oder nach den Preisen von Häusern und Grundstücken erkundigte. Von der Jugend stieß sie alles ab: ihre Art, zu tanzen und sich zu vergnügen, wie auch ihre Gespräche und Diskussionen. Alles, was sie von diesen jungen Leuten hörte und sah, verletzte sie und erfüllte sie mit einem besonders unangenehmen Gefühl, das sich aus Verachtung, Zorn und Furcht zusammensetzte. Aber sie versuchte, wenigstens ihren ernsteren Gesprächen zu folgen.

Eines Abends verkündeten Danka und Darinka feierlich und aufgeregt, daß nach dem Abendessen neben anderen jungen Leuten zum erstenmal auch zwei bosnische Dichter, Stiković und Petar Budimirović, kommen würden. Beide hatten schon einen guten Namen in der neuesten Literatur, die zwar noch in keiner gedruckten Literaturgeschichte berücksichtigt und auch sonst noch nicht offiziell anerkannt war, die jedoch die Herzen der jungen Männer und der Frauen verschiedensten Alters gefangennahm. Außerdem gehörten beide der Bewegung der revolutionär-nationalistischen Jugend Bosniens an und hatten die vier Jahre des Weltkrieges in österreichischen Internierungslagern zugebracht. Als junge Dichter und nationale Kämpfer und Dulder genossen sie jetzt in der Hauptstadt die unge-

teilte Sympathie der Gesellschaft und der Öffentlichkeit. Außer diesen zwei neuen kamen auch die üblichen Gäste, also alle Freunde Mišas. Die meisten von ihnen hatten am Krieg teilgenommen und unlängst ihr Studium in Frankreich abgeschlossen. Es waren junge, frohe, ehrgeizige Leute. Einige hatten schon Stellen im Staatsdienst inne, doch alle waren von dem Gefühl durchdrungen, daß sich vor ihnen ein Leben voll unbegrenzter Möglichkeiten eröffnete, nur waren sie sich nicht einig, wie und wozu man diese Möglichkeiten ausnützen sollte. Sie unterschieden sich in ihrem Temperament, ihren Neigungen und Auffassungen stark voneinander und brachten oft Stunden und ganze Nächte mit lebhaften Diskussionen bei Kaffee, Zigaretten und Rotwein zu. Das hinderte sie nicht, gute Freunde zu sein, denn wenn auch Ideologien und Meinungen sie trennten, so hielten die Diskussionen sie um so fester zusammen. Alle waren in dem Alter, in dem dieser lebhafte Wettstreit ein echtes Bedürfnis ist, und sie liebten ihn wie die Kinder ihr Spiel. Das Leben hatte noch nicht begonnen, sie ernsthaft zu sieben und zu scheiden.

Es gab unter ihnen schon einige, die von allen Ideologien gleich weit entfernt waren, keinen Sinn für deren Zusammenstöße und Reibungen besaßen und sich bereits zur praktischen Arbeit in der Wirtschaft und im Bankgewerbe entschlossen hatten. Das waren vorzeitig gereifte, ernste und ruhige junge Leute, die ihren Beruf und Weg schon gefunden hatten und nur noch zwischen der Nationalbank und einigen neuen wirtschaftlichen Unternehmen schwankten, die erst gegründet werden sollten. Ebenso warteten sie nur auf

die Heimkehr der übrigen Belgrader Familien aus der Emigration, um sich eine Frau aus der einflußreichsten und vermögendsten Familie zu suchen. Zu ihnen gehörte auch der Gastgeber Miša. Aber um so größer war die Freiheit und Heftigkeit, mit der die übrigen jungen Leute ihre Meinungen bildeten und zum Ausdruck brachten.

Da waren zwei junge Gymnasialprofessoren, Ranković und Milenković. Der erste war Lehrer für serbische Literatur, Führer einer linksgerichteten, republikanisch gesinnten demokratischen Jugendgruppe, ein geschickter Redner und ausgezeichneter Tänzer und Sänger, der andere war Sozialist, ein energischer, zäher Mensch, der die marxistische Literatur bis in alle Einzelheiten kannte, ein polemischer Geist, der es sich zur Aufgabe machte, auch die feinsten Unterschiede der einzelnen Doktrinen zu erforschen. Die beiden nahmen gewissermaßen eine Führerstellung ein, und jeder von ihnen hatte seine Gesinnungsgenossen und Anhänger unter den Freunden, die sich hier versammelten.

Die dritte und kleinste Gruppe, die der Konservativen, vertrat Mile Adamović, genannt Adamson, ein Rechtsanwaltskandidat, der immer mit einem Abzeichen im Knopfloch erschien. An einem Tag war es das Abzeichen des Roten Kreuzes, am nächsten das eines Gesangvereins, denn er war ebenso Mitglied eines Unterausschusses des Roten Kreuzes wie Mitglied und Repräsentant zahlreicher Gesangs-, Kultur- und Sportvereine. Er war ein schon recht dicker, für seine Jahre zu reifer Mensch mit spöttischem Gesichtsausdruck und kurzer, scharfer Redeweise. Stattlich, kräftig, mit dem ruhigen, regelmäßigen Gesicht eines Römers, mit gro-

ßen Augen und festem Blick, tiefer Stimme und sicheren, gemessenen Bewegungen. (Bei uns wie auf dem ganzen Balkan ist diese Art des ruhig und kräftig aussehenden, in Wirklichkeit aber bedeutungslosen, unfruchtbaren Menschen nicht selten.) Adamson war ein Mensch, der jeden verwirren konnte, ohne sich selbst je verwirren zu lassen, der andere zum Lachen brachte, selbst aber nicht lachte, so daß noch niemals einer seine Zähne gesehen hatte. Die Frauen liebten ihn, und die Männer fürchteten ihn größtenteils. In seiner Rede wimmelte es von türkischen und altertümlichen Wörtern und kühnen, volkstümlichen Ausdrücken. Er duzte jeden und vertrug auch nicht den kleinsten auf ihn gemünzten Witz. Seine Waffe war die Ironie, die wie eine unwiderstehliche Kraft aus diesem starken Körper hervorbrach, eine Ironie, in der etwas Nihilistisches und Patriarchalisches, etwas tierhaft Rücksichtsloses und väterlich Gütiges mitschwang. Alle ungestümen Reden seiner extremistischen Freunde beantwortete er mit einem kühlen Scherz, ohne das geringste Lächeln. Bekannt war sein Ausspruch:

»Gut gebrüllt, Löwe, aber wer soll das bezahlen?«

Außer dieser festen, bekannten Gesellschaft kamen Leute aus den neuen Gebieten – Kroaten, Slowenen und lebhafte, gewandte Dalmatiner – ins Haus. Jeden Dienstag brachte jemand irgendeinen neuen Gast mit, den er nicht einmal selbst genau kannte, einen schüchternen oder zudringlichen Menschen von unbekannten Fähigkeiten oder unbewiesenem Ruf.

Aber an diesem Abend stellten die beiden bosnischen Dichter alle, selbst Adamson, in den Schatten. Stiković erzählte von seiner Kerkerhaft in Arad. Er schilderte die

groben und traurigen Szenen sehr kunstvoll, zugleich aber wie ein weit entfernter oder darüberstehender Beobachter, so daß er bei seinen Zuhörern den Eindruck zurückließ, daß er das alles durchwandert habe wie Dante die Hölle, ohne selbst davon irgendwie berührt zu werden. Es war quälend und doch angenehm, so mitten im freien Leben, das jeden Tag lebhafter und reicher wurde, von Leiden zu hören, die für immer vorbei waren. Vergebens baten ihn die Gastgeberinnen, er möge eines seiner Gedichte vorlesen. Er lehnte das höflich ab, mit einem stolzen und herablassenden Lächeln, das aus irgendwelchen Höhen, jenseits aller Gedichte und Rezitationen, kam. Dagegen ließ sich der zweite Dichter, Budimirović, nicht lange bitten. Schon auf die erste Aufforderung hin zog er ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche.

Er war kleiner und bescheidener als Stiković. Mit den Gläsern auf den müden Augen, mit der gekrümmten Nase und den dünnen, rasierten Lippen hatte sein scharfes Profil etwas von der Strenge eine Inquisitors, die durch sein schmerzliches Lächeln nicht gemildert, sondern nur noch unterstrichen wurde. Die Mädchen schauten auf seine mageren und regelmäßigen Hände, während er, ohne jemand zu beachten, eines seiner Gedichte in Prosa vortrug. Das war eine beliebte Form der dichterischen Aussage zu jener Zeit, da alles voll kühner Ideen und geschwollener Gefühle war, jedoch niemand Zeit, Wissen und Geduld hatte, um dafür einen wahreren, bleibenderen Ausdruck zu finden. Er las mit heiserer Stimme, sprach leise und einfach, aber mit einer verborgenen Schärfe, die sich dem Zuhörer unbemerkt aufdrängte und alles ringsum zum Schweigen

brachte. Auch einige der Älteren im Salon erhoben sich von ihren Plätzen, blieben an der weitgeöffneten Tür stehen und horchten auf diese schwache, andächtige Stimme.

Das Fräulein saß, versteckt und von den anderen kaum bemerkt, unmittelbar neben der Tür in einer Ecke und lauschte dem Vortrag des jungen Dichters, wie sie auch die Diskussionen der jungen Leute und die Grammophonmusik mit angehört hatte – zerstreut, finster und gezwungen. Zu Beginn verstand sie weder die Worte noch den verbindenden Sinn. Sie sah etwas Armseliges und Unanständiges darin, daß sich ein Mensch in die Mitte des Zimmers setzte und mit feierlicher Stimme das vorzulesen begann, was er in der Einsamkeit, im Zwiegespräch mit sich selbst ersonnen hatte. Das eben erschien ihr unverständlich und ein wenig beschämend. Aber die allgemeine Aufmerksamkeit und Stille und die so leise, so scharfe, drohende Stimme des Dichters nötigten sie, sich zu sammeln und aufmerksamer zuzuhören. Jetzt erst begriff sie, worum es sich handelte. Sie konnte nicht jedes einzelne Wort verstehen, und ganze Sätze gingen ihr verloren, weil sie undeutlich oder unfaßbar waren, aber aus denen, die sie gut hörte und begriff, ging klar hervor, daß es sich um einen schrecklichen, blutigen Angriff auf den Reichtum und die Reichen, auf ihr Geld und ihre Lebensweise handelte.

»Wie weit ich durch die Welt gewandert und wohin immer ich gekommen bin, mein Stab stieß auf steinigen Weg, und mein Blick fiel auf das Haus des Reichen und mein Gedanke auf ein hartes Herz. Beim Anblick eures hoffärtigen, erbarmungslosen Reichtums wurde meine

Seele zuerst von Bitterkeit und Angst, später aber von Wut und Haß erfüllt, denn ich fühlte, welche Schande es ist, Mensch zu sein, und ich sah, wie das Gesicht der Erde ein Grund des Spottes für das Weltall ist.«

Das Fräulein schaute auf ihre im Schoß gefalteten Hände, hörte aufmerksam zu und fragte sich immer wieder, ob ihre Ohren sie nicht täuschten und ob es denn möglich war, daß ein Mann, der klüger und geistreicher sein müßte als die anderen, so etwas als sein Gedicht vortragen konnte. ›Das ist nicht möglich‹, dachte sie und betrachtete verstohlen und ängstlich die Gesichter der übrigen Zuhörer, aber sie alle drückten nur gespannte, fromme Aufmerksamkeit aus. Trotzdem war es unmöglich; schließlich mußte irgendeine geistreiche Wendung kommen, die allem einen anderen, wahren, gesunden Sinn gab oder vielleicht alles zum Scherzhaften wendete. Doch der Dichter las weiter, und weder in seinem Ton noch in seinen Worten war etwas zu spüren, was zu dieser Hoffnung berechtigte. Im Gegenteil, der junge Mann, den sie einen Dichter nannten, rief alle Armen dieser Welt auf, das Trennende beiseite zu lassen, sich gegen die Reichen zu vereinigen und deren Reichtum an sich zu reißen. Es konnte kein Zweifel bestehen, die Worte waren offen und der Sinn klar. Dann wandte er sich an die Reichen:

»Schön habt ihr die Welt aufgeteilt: alles ist für euch und eure Kinder, für die Kinder eurer Kinder und für eure Diener. Gut habt ihr die Welt aufgeteilt: alles, was licht und schön ist, habt ihr euch genommen, alles, was finster und mühselig ist, habt ihr uns gelassen, und jetzt werden wir alle mit genau vorherbestimmtem Schicksal geboren, ihr mit einem lichten, wir mit einem düste-

ren. Gut habt ihr die Welt aufgeteilt! Aber eure Teilung ist nur schrecklich, nicht ewig. Unser Zorn reift heran, und es wird einen reifen Sommer und ein herbes Obst geben; eure Kinder werden sich ihres Namen schämen und dem Reichtum entsagen, denn er wird für sie Last und Verderben bedeuten.«

Der Dichter fuhr fort zu lesen, aber das Fräulein verstand ihn nicht mehr richtig, denn plötzlich hatte sie einen Blutandrang im Kopf. Sie fühlte ein unwiderstehliches Bedürfnis, aufzustehen und das Zimmer zu verlassen, doch sie wagte es bei der vollkommenen Stille und Regungslosigkeit ringsum nicht. Alles in ihr empörte sich gegen diese, wie sie meinte, gotteslästerliche, in die Form eines Gebetes gekleidete Lüge, gegen diese offene Aufforderung zum Raub, diese Frechheit, die hier feierlich, mit ruhigem Gesichtsausdruck und leicht zur Seite geneigtem Kopf vorgelesen wurde. Ihre Finger krampften sich ineinander, sie sah ein, daß sie es nicht aushalten würde, wenn das noch andauerte, und daß sie aufstehen und weggehen müßte, mochte man von ihr denken, was man wollte. Begeisterter Beifall unterbrach ihre Gedanken. Der Dichter hatte geendet. Die ganze Jugend, die im Zimmer war, klatschte.

›Sie alle‹, dachte das Fräulein bei sich, ›ohne Ausnahme, ob Mann, ob Frau, sind schon reich oder auf dem Wege, es durch Heirat, Politik oder Arbeit zu werden, und trotzdem begrüßen sie alle begeistert diese Dichtung.‹ Verbittert erhob sie sich. Am Türpfosten stand der dicke Adamson mit einem noch beleibteren, grauhaarigen Herrn. Der lebhafte Applaus hatte sie herbeigelockt. Adamson zeigte dem älteren Herrn den Dichter, der jetzt langsam und verlegen sein Papier zu-

sammenlegte und noch immer so dastand, als wollte er weiterlesen.

»Schau, der da mit dem Zwicker, dort in der Mitte.«

»Der?« fragte der Herr, ein wenig enttäuscht.

»Der, der! Dieses Kerlchen, wie Sie ihn da sehen. Der ist Bolschewik durch und durch.«

Das Fräulein drängte sich entschlossen an ihnen vorbei und ging in ihr Zimmer. Hier gedachte sie sich zu sammeln und zu beruhigen, sich niederzulegen und einzuschlafen, nachdem sie den quälenden Eindruck vertrieben hatte, der von allem geblieben war, was sie gehört und gesehen hatte. Aber auch das war nicht leicht. Ihre Mutter schlief im zweiten Bett. Schlief sie? Das war die große Frage, denn sie stellte sich oft nur schlafend, um die Tochter nicht durch ihre Anwesenheit zu stören. Übrigens wußte man bei ihr nicht, ob sie stiller und ruhiger war, wenn sie schlief oder wenn sie wachte. Das Fräulein ärgerte die ungewohnte Anwesenheit einer zweiten Person in ihrem Schlafzimmer. Es schien ihr, als könnte sie dann nicht unbeschwert denken. Sie kam sich vor wie in einer Falle. Nirgends Ruhe und Einsamkeit. Und immer wieder kehrten ihre Gedanken zu dem Vortrag des Dichters zurück. Sie legte sich ins Bett und löschte das Licht, aber in der Finsternis wurde sie noch zorniger und konnte noch weniger schlafen. ›Von Tag zu Tag geht es toller zu in diesem Haus‹, sagte sie zu sich. ›Was wollen denn die jungen Leute jetzt?‹ (Plötzlich tauchten vor ihren Augen die Vorkriegsstudenten von 1914 am Flußufer in Sarajevo auf. In schwarzen Pelerinen, mit langen Haaren saßen sie tatenlos auf dem steinernen Geländer an der Miljacka und flüsterten von gefährlichen Dingen.) Was bedeutete diese

sinnlose Verwirrung, die sie schon Monate hindurch um sich bemerkte? Wer waren diese Leute, die sich Dichter, Journalisten, Nationalisten oder Kommunisten nannten, und warum rührten sie an etwas, woran man nicht rühren durfte? Und daß sich niemand fand, der diesem Bestreben entgegentrat, der jene Menschen niedermachte, wenn es sein mußte, damit diese Unsicherheit und Gefahr aus der Welt verschwand! War das alles nur ein Scherz und ein Versuch müßiger junger Burschen, vor dummen jungen Mädchen zu prahlen? Oder handelte es sich, wie es ihr heute abend vorkam, um eine wirkliche Verschwörung gegen Geld und Sparsamkeit, gegen Ordnung und Verstand, kurzum, gegen alles, was die Menschen schätzten, liebten, taten und besaßen? Wer konnte ihr darauf Antwort geben? Aber schon das Bedürfnis, solche Fragen zu stellen, verwirrte und erboste sie und ließ sie im Bett auffahren. Doch durch alle Mauern und Türen drang zu ihr wie ein fernes Gelächter statt jeder Antwort die wilde Negermusik des Grammophons, zu der jetzt wieder alle, ohne Unterschied der Gesinnung, tanzten, und zwang sie, ihren Kopf noch tiefer im Kissen zu verbergen. In diesem Schauder der Erbitterung entschloß sie sich endgültig, so bald wie möglich auszuziehen, auch wenn sie den Preis zahlen mußte, den man für das Haus in der Stigstraße forderte, um das sie schon drei Wochen feilschte und stritt.

Aber das, wozu sie sich in der nächtlichen Erbitterung und Schlaflosigkeit so leicht entschlossen hatte, war bei Tage schwer auszuführen, als die Erbitterung nachgelassen hatte und die Frage der Bezahlung starr und unerbittlich vor ihr stand. Sie hatte für mehrere Häuser In-

teresse gezeigt, aber jedesmal war sie auf einen geschickten, rücksichtslosen Verkäufer gestoßen, dessen wahre Absichten man schwer durchschauen konnte. Sofort hatte sie gefühlt, daß diese Belgrader Geschäftsleute aus einem anderen Holz geschnitzt waren als die weichen, nachlässigen Sarajevoer. Und sie empfand Furcht und Respekt vor diesen geschickten und hartnäckigen Leuten, die es verstanden, ihre Interessen zu verteidigen, und fremde Interessen nur soweit achteten, als der andere sie selbst zu wahren verstand. Aber auch die Verkäufer und selbst Gazda Djordje, der seine Nichte mit ihnen in Verbindung brachte, fühlten, wieviel Kraft, Vorsicht und Gerissenheit in dem ältlichen Fräulein steckte. Schließlich einigte man sich auf das Haus in der Stigstraße, über das sie zuerst verhandelt hatte. Es gelang dem Fräulein, den Preis auf die niedrigste Grenze, die möglich war, herunterzusetzen und eine Art der Bezahlung zu erreichen, die ihr am meisten zusagte. (Der Eigentümer des Hauses, ein reich gewordener Mazedonier, sagte bei der Unterzeichnung des Kaufvertrages, daß er einen solchen Roßtäuscher und Rechenkünstler sein Lebtag nicht gesehen habe, obwohl er schon über zwanzig Jahre Häuser und Grundstücke kaufe und verkaufe.)

Als die Möbel aus Sarajevo ankamen, verließen die beiden Frauen das gastliche Haus in der Smiljanićstraße; Frau Radojka schied mit Bedauern, das Fräulein hingegen mit Vergnügen, glücklich, jenes maßlose Leben hinter sich zu haben und dem ganzen jungen Volk entronnen zu sein.

Dieses Haus in der Stigstraße, abseits gelegen, ziemlich verwahrlost und etwas feucht, mit den alten Mö-

beln aus Sarajevo und der früheren Ordnung, war für das Fräulein der rechte Aufenthaltsort, an dem sie allmählich sich selbst und ihre Lebens- und Denkweise wiederfand. Hier hatte sie wieder das Gefühl, sich etwas vom Leben abzusparen. Das Haus hatte im ganzen zwei bewohnbare Zimmer. Der dritte Raum war ein feuchtes, halbdunkles Kämmerchen, das zu nichts nutze war. Nun hatte jede der Frauen ihr Zimmer. Im Hause wurde wieder sparsam und dürftig gewirtschaftet wie einst in Sarajevo. Man kochte einmal für den ganzen Tag, heizte nur ein Zimmer, und auch das mit Maßen. Eine Aufwartefrau kam täglich für zwei Stunden und verrichtete die gröbsten Arbeiten. Das ganze Leben kam ins alte Gleis. Das Fräulein nahm wiederum alles in ihre Hände und führte es auf ihre Weise. Behutsam und vorsichtig begann sie sich in Geschäfte einzulassen.

Das Leben in Belgrad war um das Jahr 1920 bunt, stürmisch, ungemein verworren und voller Gegensätze. Unzählige, verschiedenartige, gewaltige Kräfte gingen Hand in Hand mit unverständlichen Schwächen und Mängeln; die alte Arbeitsweise und strenge Zucht des patriarchalischen Lebens stand neben dem bunten Geflecht neuer, noch nicht ausgeformter Gewohnheiten und mannigfaltiger Unregelmäßigkeiten, Unbekümmertheit neben Heftigkeit, Sittsamkeit und moralische Schönheit neben den verschiedensten Lastern und Scheußlichkeiten. Der immer schnellere, rücksichtslose Wettlauf der Profitjäger und Spekulanten aller Art entwickelte sich zugleich mit dem Spiel von Geist und Phantasie weichlicher Träumer und kühner Ideologen. Durch die aufgewühlten Straßen und zertrümmerten, verwahrlosten Häuser mit den sichtbaren Spuren des

Krieges wälzte sich die bunte Menschenflut, die unaufhörlich wuchs, denn täglich stürzten sich Hunderte von Zuwanderern kopfüber in sie hinein wie Perlenfischer ins tiefe Meer. Hierher kam, wer sich hervortun und wer sich verbergen wollte. Hier fand man solche, die ihr Vermögen und ihre Stellung durch die neuen Verhältnisse bedroht sahen und verteidigen wollten, neben solchen, die der Wunsch hergeführt hatte, das eine wie das andere zu erwerben. Hier waren viele junge Leute aus allen Gebieten des entstehenden Staates zu finden, die alles von den neuen Verhältnissen und dem morgigen Tag erwarteten, und hier gab es genug ältere Menschen, die sich anzupassen trachteten, gerade in dieser Flut Rettung suchten und die Angst und den Abscheu, die sie ihnen einflößte, mühsam verbargen. Es gab viele, die der Krieg an die Oberfläche emporgetragen und zum Vorschein gebracht, und auch solche, die er gründlich geschüttelt und gewandelt hatte und die jetzt Halt und Gleichgewicht suchten. Es gab hungrige und schlecht gekleidete Menschen, solche, die keine abgeschlossene Ausbildung besaßen; es gab moralisch Zerbrochene und für immer Beschämte; es gab Satte und Ungeduldige mit grenzenlosem Appetit und barbarischer Frechheit; es gab Fanatiker und Hitzköpfe, die nicht an sich selbst dachten, aber auch kühle Rechner und Egoisten; es gab Menschen aller Bekenntnisse und Überzeugungen, verschiedener Rassen und Nationalitäten, aller Stände und Berufe; es gab Patrioten mit der alten Liebe zu ihrer Heimat, mit demselben naiven Glauben und der unbestimmten Hoffnung auf eine nahe, bessere Zukunft; es gab mutige, hellsichtige Neuerer, die schon zu dieser Zeit weiter blickten und mehr sahen als ihre Mitmen-

schen; schließlich gab es internationale Agenten, die ihre ganz bestimmten Ziele verfolgten. Kurzum, es gab eine üppige, bunte Tiefenflora, die, von den Kriegen und den großen Erschütterungen erzeugt, jetzt im Frieden an die Oberfläche geworfen wurde. In unserer Zeit lösen auch die größten Kriege und vollkommensten Siege nur selten und nur unvollständig die Fragen, derentwegen man gekämpft und gesiegt hat, vielmehr werfen sie in der Regel eine große Zahl neuer, schwieriger Fragen auf. Eine Lösung eben dieser Fragen suchten die Menschen damals. Es ist unmöglich, auch nur annähernd aufzuzählen, was alles in dieser Menschenflut zu finden war, aber man kann mit Gewißheit sagen, daß alle diese Leute von mächtigen Trieben und großen, dringenden Bedürfnissen hierhergetrieben worden waren. Wie Seefischschwärme, die günstigere Lebensbedingungen suchen, so strebte die Flut in den Schatten der neuen Macht und der neuen Gesetze, entschlossen, sie ihren Wünschen und Interessen oder sich selbst ihnen anzupassen.

In diesem Gewimmel und in der Luft, die es umgab, herrschte eine ungesunde, trügerische, doch erregende, mächtige Atmosphäre unbegrenzter Möglichkeiten auf allen Gebieten. So konnte man auf der Straßenbahnlinie Slavija—Kalemegdan zu Mittag oder gegen Abend unerwartet einem Jugendfreund begegnen und dank diesem zufälligen Zusammentreffen schon am nächsten Tag als wohlbestallter oder gar als reicher Mann erwachen, ohne daß jemand eingehend geprüft hätte, wer und was man war. Aber ebenso konnte man mit einer Aktentasche voll bester Zeugnisse und unanfechtbarer Bescheinigungen wochenlang vergeblich von einer

Behörde zur anderen laufen, ohne zu seinem Recht zu kommen. Etwas von der Üppigkeit und dem Chaos des Goldlandes Eldorado war in dem Leben und dem Aussehen dieser Hauptstadt eines großen Staates zu entdecken, der noch nicht einmal über feste Grenzen, eine innere Organisation und einen endgültigen Namen verfügte. Überall herrschte eine reiche, anheimelnde geistige und materielle Unordnung in dieser ersten Phase, in der sich noch niemand darüber aufregte, denn jeder bekam in ihr seinen Gewinnanteil und hatte die Hoffnung, einen noch größeren zu bekommen.

Das Leben dieses neuen Belgrads hat noch niemand geschildert, und es ist auch nicht leicht, es zu schildern, doch jene, die damals gelebt haben, können es auch heute in ihrer Erinnerung wachrufen und fühlen es dann mit allen Sinnen wie ein außergewöhnliches Klima oder eine bestimmte Jahreszeit.

Durch dieses Belgrad mit der ungeheuren Menschenflut ging auch Fräulein Rajka Radaković aus Sarajevo. Sie trat leise und vorsichtig auf, schaute vor sich hin und warf nur selten kurze, mißtrauische Blicke um sich. Sie hätte nicht mit Bestimmtheit sagen können, wovor sie sich fortwährend fürchtete. Bald erschrak sie vor einem Granatloch, das in einem verlassenen Hause gähnte, bald vor einem abendlichen Passanten, einem der vielen entlassenen Soldaten im Mantel aus grobem braunem Tuch, ohne militärische Rangabzeichen. Sie fürchtete sich vor diesen Spuren des Krieges, aber ebenso fürchtete sie sich vor dem neuen, tosenden Leben, das rücksichtslos neben den Ruinen und den vom Unglück betroffenen Menschen brodelte und dahinjagte. Und auf Schritt und Tritt bemerkte sie, um wieviel reicher

und verworrener, aber auch schroffer und gefährlicher hier das Leben war als in Sarajevo; es sah leicht und fröhlich wie ein Kinderspiel aus, in Wirklichkeit aber war es trügerisch und unbarmherzig wie das Würfelspiel. Sie fühlte das mit dem unfehlbaren Instinkt eines Menschen, der nur einer einzigen Leidenschaft ergeben ist.

Fast an jedem Vormittag ging das Fräulein die Njegošstraße hinab, durch Schnee und Schmutz, bei Regen und Sturm, und suchte verschiedene Banken und besonders die Wechselstuben auf, von denen jeden Tag mehr zwischen dem Hotel »London« und dem Café »Kolarac« aus dem Boden schossen. Schon von weitem lockten sie das Fräulein durch ihre große, erregende und beredte Aufschrift an, durch das einzige Wort: *Geldwechsler*. Außerdem war vor jeder Wechselstube eine schwarze Tafel aufgestellt, auf der mit Kreide alle Devisenkurse des Tages notiert waren. In diesen »Geschäftsräumen«, die im Grunde sehr eilig hergerichtete, schmale und halbleere Läden waren, stand hinter einem neuen Ladentisch, neben der Kasse und einem kleinen, erkalteten Ofen ein spanischer Jude namens Anaf oder Medina im Wintermantel, einen Hut auf dem Kopf, blau vor Kälte, unhöflich und mürrisch. Das Fräulein bemerkte das gar nicht. Im übrigen war keiner von diesen Geldwechslern so finster, so spröde und rücksichtslos in seiner Rede wie sie. Sie lehnte sich auf den Ladentisch und fragte:

»Was zahlen Sie für serbische Tabakaktien?«

»Wieviel haben Sie?«

»Ziemlich viel. Je nachdem, wieviel Sie zahlen.«

Der Jude wollte den Preis nicht nennen, aber das

Fräulein bot sofort andere Papiere an, erkundigte sich nach den Kursen und setzte ihm so lange zu, bis sie wußte oder wenigstens ahnte, was sie wollte. Dann ging sie grußlos hinaus, ohne etwas gekauft oder verkauft zu haben. Bald kannten alle Wechsler diese düstere Frau, und als sie sahen, daß es ihr gegenüber nichts half, sich gleichgültig oder mürrisch zu stellen, sprachen sie mit ihr wie mit einem Menschen von ihrer Zunft. Richtige Geschäfte machte sie jedoch nur noch selten, und auch dann handelte es sich stets um unbedeutende und äußerst vorsichtige Operationen; immer schwerer fand sie den Willen und die Entschlossenheit dazu, und immer häufiger führte sie bloß erdachte, unwirkliche Operationen durch. Eingehend und genau erkundigte sie sich, bis sie den günstigsten Kurs eines ihrer Papiere erfuhr, schrieb ihn sich auf, prüfte dann zwei bis drei Wochen lang, wie hoch der Verlust oder der Gewinn gewesen wäre, wenn sie es damals verkauft hätte, und trug diesen eingebildeten Verlust oder Gewinn in ein besonderes Buch ein, in dem sie täglich blätterte und las. Dieses Spiel, das für sie viel mehr als ein Spiel war, brachte ihr große Aufregungen, angenehme wie unangenehme, aber sie erwarb in ihm auch neue Erfahrungen und Kenntnisse. Während sie sich wie ein Maulwurf in diese winzige, doch unübersehbare Arbeit vergrub, dachte sie immer seltener an ihren ehemaligen Traum von der Million und fühlte immer weniger das Bedürfnis danach, und wenn sie sich an ihn erinnerte, war es ihr, als hätte irgendein anderer ihn geträumt und ihr davon erzählt. Auch ihre Erinnerung an Sarajevo begann rasch zu verblassen. Nichts zog sie mehr dorthin zurück, nicht einmal das Grab in Koševo, das jetzt jen-

seits allen Raumes irgendwo in namenloser Höhe zu schweben schien. Alle Erschütterungen, die sie dort in der letzten Zeit erlebt hatte, kamen ihr milder und alle Verluste erträglicher vor. Es blieb nur die heimliche Angst, daß sich die Angriffe der Zeitungen wiederholen und von irgendeinem Belgrader Blatt übernommen werden könnten. Diese Angst lebte auch in ihren Träumen. Aber die Befürchtungen erfüllten sich nicht. Das ungestüme, mächtige Leben der Hauptstadt schluckte alles, das Gute wie das Böse, den Ruhm wie die Schande, und bedeckte wie der Urwald oder das Meer alles mit dem Schleier des Vergessens.

Zur Familie Hadži-Vasić ging sie selten, und die Bekanntschaften, die sie in deren Hause gemacht hatte, vergaß sie sofort und für immer. Trotzdem gelang es ihr nicht, sich von diesen Leuten ganz zu trennen und so allein zu sein, wie sie es wünschte. Mit zwei Menschen, die sie während der letzten Tage ihres Aufenthaltes in der Smiljanićstraße kennengelernt hatte, einem Mädchen und einem jungen Mann, blieb sie weiterhin in Verbindung, obwohl sie selbst nicht wußte, wie und warum das geschah.

Das Mädchen war Jovanka Tanasković, eine entfernte Verwandte Frau Sekas. Das Fräulein hatte oft gehört, daß man im Hause Hadži-Vasić von ihr als von einem sehr eigenartigen Geschöpf sprach, bis sie eines Tages persönlich erschien, sich mit dem Fräulein bekannt machte und sich gleich an sie anschloß.

VII

Jovanka! Dieser gewöhnliche, alltägliche, volkstümliche Taufname, der ausreicht, um eine Frau für immer im Meere der ländlichen und städtischen Jovankas zu begraben, wurde in einem breiten Kreise von Männern und Frauen der damaligen Belgrader Gesellschaft mit besonderer Betonung und bedeutungsvoller Stimme ausgesprochen, als wäre es ein romantischer, seltener Name wie Armida, Klorinda, Olivera oder Kasija; man nannte ihn, ohne einen Familiennamen oder Spitznamen hinzuzufügen, denn jeder verstand, daß es nur eine Jovanka in der Welt und in Belgrad gab.

Sie war ein Mädchen in den Dreißigern, klein, doch füllig, mit starken Beinen, schnellen und entschlossenen Bewegungen, glänzenden braunen Augen und durchdringendem Blick. Ihre Haut war grau und unscheinbar. Alles, was sie an Kleidern und Schmuck anlegte, wirkte an ihr, mochte es noch so bunt sein, ebenfalls grau und ärmlich. Aber sie kleidete sich überhaupt einfach und nachlässig und machte ganz den Eindruck einer verwahrlosten, fast unsauberen Frau. Sie hatte starkes schwarzes Haar, das fest zusammengebunden war und ungepflegt aussah. Ihr Händedruck war männ-

lich, ihr Schritt militärisch; die Stimme klang grob und heiser vom vielen Rauchen; sie sprach hastig und abgehackt. Dieses Mädchen mit dem bohemienhaften Aussehen und Benehmen stammte aus einer angesehenen und reichen Belgrader Familie, hatte die philosophische Fakultät absolviert und besaß unzählige Bekannte und weitverzweigte verwandtschaftliche Beziehungen zu breiten Kreisen der Belgrader Gesellschaft. Sie war die einzige Tochter ihrer Eltern, die früh verstorben waren und ihr ein schönes Vermögen in Form von Häusern, Grundstücken und Wertpapieren hinterlassen hatten. Sie lebte allein, bescheiden, wie ein Sonderling, dachte nicht ans Heiraten und an die Liebe der Männer und stellte ans Leben keine Ansprüche. Alles an ihr war ungeordnet, unklar und unbegreiflich. Es wäre schwer zu sagen, was dieses unruhige, neugierige weibliche Geschöpf mit der Kraft und Entschlossenheit eines Mannes in ihrem feurigen und unermüdlichen Tun bewegte und leitete. Alles, was sie wollte und wünschte, war: Anteil zu nehmen an fremden Schicksalen, Plänen, Leidenschaften und Ambitionen. Nur so konnte sie existieren, und nur darin fand sie den Sinn ihres Lebens. Weit verzweigt und verworren waren ihre Freundschaften mit Männern und Frauen der verschiedensten Berufe und Altersstufen. Es hatte den Anschein, als wollte sie der ganzen Welt helfen und, da sie selbst keine Sorgen hatte, die der anderen auf sich nehmen.

Unhörbar, unbemerkt und uneigennützig drang sie in das Schicksal des Menschen ein, den sie beschützen wollte, und nahm teil an seinen Bestrebungen, Erfolgen und Mißerfolgen. Dabei überbot sie ihre Schützlinge, was Eifer und Kampfgeist betraf, denn sie war fest über-

zeugt, daß sie deren Absichten richtiger verstand und ihre Interessen besser vertrat als sie selbst.

Bei schmutzigstem Wetter und heftigstem Sturmwind ging sie kreuz und quer durch ganz Belgrad und suchte Häuser, Geschäfte und Ämter auf. Ohne Galoschen und Regenschirm, mit geröteten Händen und geröteter Nase, mit blauen Lippen, in einem grauen, langen Mantel, der einem Soldatenmantel glich, so konnte man sie durch das zerwühlte und ungepflasterte Belgrad des Jahres 1920 hasten sehen. Und hätte man sie angehalten und gefragt, wohin sie eile, hätte sie einem, so im Vorbeigehen, mit leidenschaftlichem Flüstern geantwortet, daß sie schon seit dem frühen Morgen unterwegs sei wegen des Kindes einer Freundin, das Diphtherie habe.

›Sie kennen die Zagorka. Die verliert ja bei viel geringeren Anlässen den Kopf. Und er, er ist schon seit gestern mit einer Kommission in der Provinz oder behauptet es wenigstens. Jedenfalls ist er nicht in Belgrad. Im Staatlichen Krankenhaus, in der Infektionsabteilung, ist kein Platz. Es ist mir gelungen, einen guten Arzt zu finden, aber es gibt jetzt kein Serum. Und nun gehe ich in die städtische Ambulanz. Man hat mir gesagt, dort gebe es welches.‹

Und sie würde weitereilen, durch Schmutz und Nebel, klein und unansehnlich, doch hart und scharf wie eine Stahlfeder.

Oder man träfe sie vor dem Theater, wie sie dort, die Hände in den Taschen des Wintermantels vergraben, geduldig auf und ab geht.

›Was machen Sie denn hier, Jovanka?‹

›Ich warte auf den Direktor. Stellen Sie sich bitte vor,

dieses blinde Volk führt irgendeine Entlassungsaktion durch und hat dabei Kirjaković, den begabten jungen Schauspieler, auf die Straße gesetzt, während man so viele abgeklapperte Leute behält, ihnen Rollen gibt und ihnen zu Ehren Feiern veranstaltet. Dabei hat er vor ein paar Monaten geheiratet. Er hat ein Mädchen aus einer Kleinstadt genommen. Jetzt erwarten sie ein Baby, aber sie haben keine Windeln im Haus – keine Windeln! – und sitzen ohne einen Groschen da. Wie zwei Täubchen haben sie gelebt, aber – jetzt beginnen sich Unfrieden und Unverständnis einzuschleichen. Sie ist die Tochter eines reichen Kaufmanns aus der Provinz, aber der Vater hat sich von ihr losgesagt, als sie zu Kirjaković lief. Jetzt weint sie und droht, zu ihrem Vater zurückzukehren oder in die Save zu springen, während er alles im Stich lassen und mit irgendeiner Wanderbühne in die Welt ziehen will. Nun warte ich auf den Direktor. Er ist ein Cousin von mir. Ich muß mit ihm sprechen, damit das irgendwie geregelt wird.‹

Es gab überhaupt keine Arbeit, die sie nicht für den übernommen hätte, den sie ihres Schutzes für würdig befand. Sie saß ganze Nächte bei einem Kranken; sie nahm in ihre Wohnung Freundinnen auf, die von ihren Männern weggelaufen waren, ging für sie zum Rechtsanwalt und zum geistlichen Gericht; sie kümmerte sich um verwahrloste Mädchen und bescheidene junge Leute, die Prüfungen ablegen oder in den Staatsdienst treten wollten; sie wachte über unglückliche Verliebte, vermittelte zwischen Entzweiten, suchte einen Ausweg für solche, die in Schulden geraten waren. Überhaupt spielte sie die Rolle der Vorsehung, und das ohne persönlichen Vorteil und sichtlichen Grund. Hierbei han-

delte sie zwar ganz uneigennützig, aber sie war auch launenhaft und unberechenbar, sie war ergeben und gut bis zur Selbstaufopferung, aber ebenso zanksüchtig und gefährlich, fähig zu Bosheit und Rache. Ihr wahres Element waren die verworrenen Verhältnisse von Leuten, die Mißerfolge zu verzeichnen hatten oder gescheitert waren. Nur derartigen Leuten näherte sie sich, drängte sich ihnen mit unwiderstehlicher Hartnäckigkeit auf, überschüttete sie mit brauchbaren, wertvollen Ratschlägen und Gefälligkeiten, um sich dann plötzlich, gewöhnlich in dem Augenblick, da sich die Lage der Betreffenden besserte, von ihnen abzuwenden und sie von nun an wie eine böse, beleidigte Fee mit stummem Haß und geflüsterten Verleumdungen zu verfolgen. (Schon nach kurzer Bekanntschaft duzte sie jeden, doch nach dem ersten Streit ging sie wieder zum *Sie* über.) Geordnete und unauffällige Schicksale hingegen, Menschen, die im Leben Erfolg hatten, oder solche, die ihre Leiden und Bedürfnisse verbargen, interessierten sie überhaupt nicht. Für jene fand sie nur kurze Bemerkungen und zerstörende Ironie, wie sie in der Gesellschaft üblich war, der sie angehörte. So sprach man zum Beispiel davon, daß Jovan Simić, ein bekannter Belgrader Geologe, Ehrendoktor der Pariser Universität geworden sei und daß er in diesen Tagen eine feierliche Antrittsvorlesung an der Sorbonne halten müsse. Jovanka sagte darauf nur verächtlich: »Ich kenne ihn. Der prügelt seine Frau. Und außerdem ißt er mit den Fingern.«

Das war für sie und die Mehrzahl ihrer Zuhörer alles, was man über den berühmten Geologen wissen und sagen mußte.

So war diese Jovanka, so lebte und arbeitete sie.

Niemand wußte etwas von ihren persönlichen Erlebnissen, niemand hatte sich je gefragt, ob sie etwas brauchte und was sie wünschte oder liebte. Eigentlich lebte sie nur insoweit, als andere um sie lebten und als es ihr selbst gelang, an deren Leben teilzunehmen. Für alle Opfer und Anstrengungen, die sie für andere auf sich nahm, erhielt sie doppelte Belohnung: die erste bestand darin, daß sie nicht dazu kam, sich selbst zu beobachten und über sich nachzudenken, die zweite darin, daß sie bei der absoluten Inhaltslosigkeit ihres persönlichen Daseins Dutzende fremder Leben leben und wie eine garstige und bösartige, doch mächtige Gottheit die Fäden fremder Schicksale flechten und entflechten durfte.

Schon beim Umzug und bei der Einrichtung der Wohnung war Jovanka dem Fräulein ohne jede Aufforderung behilflich. Sie verstand es, den billigsten Wagen zu finden, sie telefonierte mit dem Direktor des Akziseamtes am Hafen, der mit einer ihrer besten Freundinnen verheiratet war und der ihr nichts abschlagen konnte, und sie ging mit dem Fräulein persönlich aufs Bezirksgericht, um dort mittels ihrer Verbindungen die letzten mit dem Hauskauf zusammenhängenden Formalitäten zu erledigen. Das Fräulein nahm alle Gefälligkeiten hin, obwohl ihr an Jovankas Besuchen, die manchmal recht häufig erfolgten und sich lange hinzogen, nicht besonders gelegen war. Aber sie konnte diese Besuche nicht loswerden, denn zwischen den beiden ungewöhnlichen und in allem so verschiedenen Frauen war etwas, was sie einander näherbrachte und sie stark, wenn auch unmerklich verband.

Zwei Tage bevor das Fräulein Hadži-Vasić' Haus ver-

ließ, fand noch einer von den abendlichen Empfängen für Mišas Freunde und Dankas und Darinkas Freundinnen statt. Das Fräulein trug noch die Erbitterung vom letzten Empfang vor zehn Tagen in sich, an dem sie die unbegreifliche Dichterlesung und den noch unbegreiflicheren Beifall der jungen, reichen Leute mit angehört hatte, aber mit Rücksicht auf die anderen Hausbewohner entschloß sie sich, auch noch diesen glücklicherweise letzten Abend über sich ergehen zu lassen. Am selben Abend brachte Jovanka einen ihrer neuesten Schützlinge mit, um ihn Frau Seka und ihren Heiratskandidatinnen vorzustellen. Es war ein gewisser Ratko Ratković. Schon vorher hatte sie ihnen begeistert von ihm erzählt. Nach ihrer Darstellung vereinigte er in sich jene Eigenschaften, die damals am meisten geschätzt wurden. Geboren in der Herzegowina, war er als österreichischer Soldat während der Kämpfe in den Karpaten auf sehr dramatische Weise zu den Russen übergelaufen und hatte eine ganze Abteilung von Serben aus der Herzegowina mitgenommen. Von Rußland war er nach Saloniki gekommen und hatte sich als Freiwilliger an den Kämpfen beim Durchbruch der Salonikifront beteiligt. Nach der Demobilisierung bemühte er sich sogleich, die Belgrader Vertretung der amerikanischen Automobilfirma Ford zu erhalten, und das würde ihm auch gelingen, denn er sprach fließend Englisch und hatte bereits während seines Aufenthalts in Saloniki gute Verbindungen mit einigen Vertretern Fords angeknüpft.

Als das Fräulein einige Tage vorher zerstreut der atemlos vorgebrachten Erzählung Jovankas von dem jungen Herzegowiner mit den vorzüglichen Fähigkeiten und der großen Zukunft zugehört hatte, da hatte

sie ihre eigenen Sorgen gehabt und nicht daran gedacht, daß sie ihm je begegnen würde. Auch am Abend dieses Tages machte sie sich darüber keine Gedanken, als sie von hinten den gutgewachsenen Mann erblickte, den Jovanka wie einen guten Schüler herumführte und vorstellte. Als er an das Ende der Reihe kam, drehte er sich um, trat auch zu ihr und reichte ihr lächelnd und mit einer gewissen Schüchternheit seine starke, rosige Hand. Erst jetzt, als Jovanka seinen Namen nannte, erblickte sie sein Gesicht. Auch er sagte etwas, aber Jovanka führte ihn gleich weiter und stellte ihn allen der Reihe nach vor.

Im Grunde hatte das Fräulein gar nicht richtig hingesehen und hingehört, denn beim ersten Blick war in ihr ein Gedanke aufgeblitzt und geblieben: ›Onkelchen Vlado!‹ Es war nicht ihre Gewohnheit, auf das Äußere eines Menschen zu achten und ihn länger und eingehender zu betrachten. Sie interessierte sich nicht für die Kleidung, das Aussehen oder gar den Gesichtsausdruck der Männer und Frauen, mit denen sie zusammenkam, denn für das, worauf es ihr seit frühester Jugend bei der Beurteilung eines Menschen ankam, war das unwichtig. Schon als junges Mädchen vermochte sie niemals die unter Freundinnen so übliche Frage zu beantworten: »Wem sieht der bloß ähnlich?« Anfangs war ihr das Äußere eines Menschen gleichgültig, mit der Zeit wurde sie blind dafür. Auch jetzt bemerkte sie nichts Hervorstechendes oder Besonderes an diesem jungen Mann, aber wie er sich so plötzlich zu ihr umdrehte und vor ihr stand, weckte er in ihr durch seine Körperhaltung, sein Aussehen und Lächeln diese beiden Worte hervor: ›Onkelchen Vlado!‹ Das war keine gewöhnliche Ähn-

lichkeit mehr, sondern eine wirklich auflebende Erinnerung. Und als Ratković im Laufe des Abends zu ihr kam und neben ihr Platz nahm, so wie er sich zu jedem Mädchen und jeder Frau einen Augenblick setzte, brauchte sie ihn gar nicht mehr anzusehen. Alles war da. Eine Welle hellen, auseinanderfallenden Haares, blaue Augen, die durch ihr Blinzeln die tiefere Unruhe verdeckten, und über allem ein schonungslos fließendes Lächeln. Nur war dieser Onkel Vlado besser entwickelt, breiter in den Schultern und in allem stärker und entschlossener. Außerdem sprach er über das, worüber sie allein zu sprechen liebte und vermochte, dem ihr Onkel jedoch sein Leben lang ausgewichen war: von der Arbeit, den Geschäften und den geschäftlichen Aussichten und Plänen. Überhaupt war er ganz so, als stehe er in einem Traum vor ihr, und dieser Traum veränderte ihn, ohne ihn von ihr zu entfernen, sondern brachte ihn ihr noch näher.

In der Nacht und am nächsten Tag dachte sie über die sonderbare Ähnlichkeit nach. Seit sie Sarajevo verlassen hatte und nach Belgrad gekommen war, waren ihr unzählige Überraschungen und die ungewöhnlichsten Dinge widerfahren. In die Reihe außerordentlicher Ereignisse, die das Reisen und der Ortswechsel mit sich brachten, reihte das Fräulein auch die aufregende Begegnung mit dem Doppelgänger Onkel Vlados ein. Und damit hörte sie auf, an ihn so angestrengt wie am ersten Abend zu denken, bis sie ihn vergessen hatte, ganz mit dem Umzug und der Einrichtung des neuen Hauses beschäftigt. Sie hätte sich überhaupt nicht mehr an ihn erinnert, wenn nicht Jovanka die Besuche auch nach dem Umzug fortgesetzt hätte. Das Fräulein, das in ihrem

ganzen Leben überflüssigen Besuchen aus dem Wege gegangen war, trachtete danach, sich auch diese Besuche vom Hals zu schaffen oder sie auf ein Mindestmaß zu beschränken. Aber mehr Aussichten auf Rettung hat ein Mensch, auf den im Gebirge eine Schneelawine niederstürzt, als der, auf den sich die lebhafte Sympathie und Beschützerwut Jovankas ergoß. Bisweilen kam sie etwa vierzehn Tage nicht, weil sie von zahlreichen anderen Verpflichtungen in Anspruch genommen war, dann kam sie dreimal innerhalb von zwei Tagen. Sie kam frühmorgens und spätabends, zu jeder Tageszeit, niemals jedoch zweimal zur selben. Durchfroren, naß, bis zum Hals mit Straßenschmutz bespritzt, stürzte sie mit ihren nützlichen Empfehlungen und ungestümen Ratschlägen ins Haus, mit unzähligen begeisterten oder wütenden Erzählungen von unbekannten Männern oder Frauen, deren Schicksale sie dabei durcheinanderbrachte und veränderte. Es war unmöglich, diesen sentimentalen, grausamen Ergüssen zu entfliehen; das einzige, was ein Mensch tun konnte, der das anhören mußte, war, so gut wie gar nicht zuzuhören und alles möglichst bald zu vergessen. Auch das gelang nicht immer, denn Jovanka nahm keine Rücksicht auf den Menschen, mit dem sie sprach, und kehrte zäh und unerbittlich auf das Thema zurück, das sie interessierte. So erzählte sie dem Fräulein in der letzten Zeit ständig von Ratković, seiner Ehrlichkeit und seinem Fleiß, von seinen Anstrengungen, die Ford-Vertretung zu bekommen, von den Schwierigkeiten, auf die er dabei stieß, und ihren Bemühungen, ihm zu helfen.

»Du hast keine Ahnung, Rajka, was für ein goldener Junge das ist. Eine Seele von Mensch, sage ich dir. Frei-

williger und Held der Salonikifront ist er, aber er will das nicht ausnutzen und niemand um etwas bitten. So viele Drückeberger, darunter die verschiedensten Juden und Österreicher, erhalten Konzessionen und Lieferaufträge für staatliche Unternehmen, aber er kann nichts bekommen. Jetzt hat er dem Bauministerium eine Offerte für Autoteile unterbreitet. Ich bin zu Veljović, dem Bauminister, gegangen, den ich gut kenne. Man sagte mir, er sei nicht in Belgrad. Dann hörte ich, daß er nach Wien gereist sei, angeblich in dienstlicher Angelegenheit. In Wirklichkeit hat er dort eine Geliebte. Und das ist unser Minister! Aber ich habe seinem Kabinettchef Bescheid gesagt! Ich habe ihn abgekanzelt. Du weißt ja, wie ich das mache! Nachmittags suche ich den Sektionschef Karadžić zu Hause auf. Seine Frau und ich sind zusammen am Stadtrand aufgewachsen. Und er war älter als wir, ein pausbackiger Junge, packte uns an den Zöpfen und jagte uns wie ein Pferdegespann vor sich her. Ich verlasse sein Haus nicht eher, bevor er nicht die Genehmigung unterschrieben hat.«

Als das Fräulein diese Worte Jovankas hörte, erinnerte sie sich an den jungen Mann, an den Winterabend, da sie ihn zum ersten und einzigen Mal bei der Familie Hadži-Vasić gesehen hatte, und an Onkel Vlado selbst. Aber in der Erinnerung war ihr dieser Ratković fern, ferner als der längst Verstorbene, dem er so ähnlich sah. Im Mai kam dann Jovanka eines Tages zu ihr und klagte über die Schwierigkeiten und Hindernisse, die eine gewissenlose Konkurrenz und eine niederträchtige Verwaltung Ratković in den Weg legten.

»Ich habe mich abgehetzt, als ich im Finanzministerium von Kanzlei zu Kanzlei lief. Du müßtest das mal

sehen, du hast ja keinen Begriff, was für ein Schweinestall dieses Ministerium ist.«

»Ich weiß«, sagte das Fräulein leise.

»Nein, du weißt es nicht. Du kannst es gar nicht wissen. Dieser Staat ist ein einziges Irrenhaus. Auch das habe ich ihnen ins Gesicht gesagt. Aber der arme Ratko ist zu weich und zu gut und hat zuviel Gemüt, da drehen und wenden sie ihn, wie sie wollen. Sie verlangen von ihm Gebühren und Kautionen und irgendwelche Zeugnisse, die sie von keinem anderen verlangen. Und er ist zurückhaltend, statt denen eins über den Kopf zu hauen und ihnen auf diese Weise ein Zeugnis zu geben. Aber ich wollte mit dir sprechen. Wir müssen ihm helfen, dem armen Kerl. Jetzt ist sein wichtigstes Unternehmen wegen irgendwelcher Gebühren ins Stokken geraten. Ich habe ihm etwas gegeben, aber nun braucht er wieder welches. Da dachte ich mir, du könntest ihm etwas geben. Glaube mir, das Geld ist gut angelegt. Wir müssen ihm nur auf die Beine helfen, dann kommt er leicht voran. Natürlich zahlt er alles zurück. Du weißt nicht, was für ein Mensch das ist. Der hat Verstand, hat Seele, hat Herz. Er bringt es sicher noch weit. Nur jetzt muß man ihn unterstützen.«

Sobald sie hörte, daß auch sie jemandem etwas geben sollte, verflogen wie Rauch der Gedanke an jenen Ratković und die Erinnerung an Onkel Vlado sowie die Langeweile, die sie bei diesem Redeschwall empfunden hatte, und alles in und an ihr bäumte sich auf und erstarrte in einer Stellung der Verteidigung und des Mißtrauens. Sie reckte den Hals, schlug die Augen nieder und wehrte mit dem Gesichtsausdruck eines Märtyrers und mit halblauter Stimme ab:

»Glaube mir, Jovanka, ich habe kein Geld. Nicht einen Dinar kann ich entbehren. Ich habe noch keine Steuern gezahlt, weder hier noch in Sarajevo.«

»Na, na, jammere nicht, ich bitte dich. Ob du welches hast oder nicht, dem Mann müssen wir irgendwie helfen. Ich will ihn übrigens dieser Tage mal herbringen, damit er dir persönlich seine Nöte und Pläne darlegt.«

Hätte ein anderer vor ihr gestanden, so hätte sie gesagt, daß sie solche Besuche nicht brauche, und ihm den Rücken gekehrt. Aber bei dieser Besessenen, der Jovanka, war das nicht vorstellbar und noch weniger ausführbar. In ihrer Sarajevoer Umgebung, in ihrem Hause oder Laden, hätte sie — so glaubte sie — leichter Widerstand leisten können, und niemand hätte es gewagt, ihr mit einem solchen Ansinnen zu kommen, hier aber fühlte sie sich gebunden und schwach.

Eines Tages erschien Jovanka tatsächlich mit Ratković. Bei Tageslicht sah er noch stärker und kräftiger aus. Alles, was er trug, war sportlich einfach und weit, aber gut und passend gewählt: das Hemd, der Anzug und die Schuhe. Und alles flößte Vertrauen ein, denn es verriet den Weltmann, den ruhigen, einfachen Arbeitsmenschen, der wenig spricht, doch im Grunde weiß, was er will. Das Gesicht, die Augen und das Lächeln waren wie bei Onkel Vlado. Es war kein Trugbild eines Abends und kein Spiel eines Traums, sondern Wirklichkeit. Nur mit dem Unterschied, daß es ein Onkel Vlado war, wie ihn sich das Fräulein immer gewünscht hatte, aber wie er niemals hatte werden können: ein gesetzter, arbeitsamer Mensch, der vorsichtig rechnete, alles voraussah und vom Geld nur wenig sprach, ängstlich, in einem fast frommen Ton, der sie

überraschte und rührte. Ganz im Gegensatz zu den jungen Leuten, die sie im Hause Hadži-Vasić kennengelernt hatte, sprach er ausnahmslos von seiner Arbeit, aber auch davon nur, soweit es unbedingt notwendig war. Er sprach wie die übrigen jungen Männer, die noch nicht mit ihrer Kraft haushalten und über riesige Reserven von Hoffnung verfügen, aber zugleich sprach er zurückhaltend, ohne Nachdruck und Aufdringlichkeit, so als legte er sich selbst Rechenschaft über etwas ab. Das Fräulein hörte ihm ruhig und aufmerksam zu, und wenn sie den Blick hob, begegnete sie dem leichten, sorglosen und sanften Lächeln Onkel Vlados. Dann schlug sie die Augen nieder und hörte ihm weiter zu, aber sie sah dieses Lächeln auch noch auf ihren gefalteten Händen.

Er erzählte ihr von seinen Arbeiten, die wie alles am Anfang langsam und schwer vorankamen, wobei er nichts beschönigte und auch sich selbst nicht hervorhob. Auch von ihr sprach er, wobei er natürlich und ohne Übertreibung alles bewunderte, was er von ihren Fähigkeiten gehört hatte, die so viele Männer nicht besaßen. Niemals in ihrem Leben hatte jemand sie durch Reden bestochen und durch Schmeichelei gewonnen, denn wie gleichgültig ihr das Aussehen und die Kleidung eines Menschen waren, so unempfindlich war sie auch gegen Liebenswürdigkeiten und Unliebenswürdigkeiten. Doch hier lag ein Ausnahmefall vor. Hier stand Onkel Vlado vor ihr, noch dazu ein Onkel Vlado nach ihren Wünschen.

Ratković verlangte nichts, weder offen noch verhüllt, aber seinem Gespräch war klar zu entnehmen, daß er noch einige Monate, ungefähr bis zum Ende dieses Jah-

res, schwer zu arbeiten und zu kämpfen hatte, wo ihn ein sicherer Erfolg erwartete, wenn er nur genug Mittel hatte, um bis dahin durchzuhalten. Was ihn persönlich betraf, so hatte er genug zum Leben, aber die Gebühren und besonders die Bestechung der verschiedensten Beamten hatten sein Geld ziemlich aufgezehrt. Es ging darum, zu verhindern, daß ein anderer die Ford-Vertretung bekam, und das wiederum hing von den staatlichen Lieferungsaufträgen ab, die man sich vorher sichern mußte. Jovanka regte die Frage eines Wechsels an, den sie, Jovanka, als erste, dann das Fräulein und ein Freund von Ratković unterschreiben würden. Es handelte sich lediglich um eine Gefälligkeit, denn sobald der Vertrag mit der Firma Ford unterschrieben wäre, bekäme Ratković einen Dollarvorschuß, von dem er sofort seine Schulden bezahlen könnte. Das Fräulein antwortete, sie sei in Wechselgeschäften nicht bewandert und außerdem schlecht bei Kasse, und bat sich ein bis zwei Tage Bedenkzeit aus.

Am nächsten Tag kam Jovanka wieder, und das Fräulein unterschrieb gegen ihren Willen und ihre bessere Überzeugung einen Wechsel über zwölftausend Dinar. Und dann erschien Ratković, um ihr persönlich zu danken. Bei diesem Gespräch unter vier Augen konnte sie sich nicht satt sehen an jenem Lächeln, das sie von früher Jugend an begleitet hatte, und nicht satt hören an seiner ruhigen, nüchternen Art zu sprechen. Aber das, was sie sah, hinderte sie daran, gut zuzuhören und das Gehörte zu beurteilen, und umgekehrt hielt das, was sie hörte, sie davon ab, sich an ihrer teuersten Erinnerung satt zu sehen, die wunderbarerweise zum Leben erwacht war.

Ratković erschien noch einige Male. Zweimal kam er in seinem Wagen, einem hinfälligen Ford, der auf dem Belgrader Pflaster wie eine Heuschrecke hüpfte, und fuhr das Fräulein und Jovanka nach Rakovica. Aber das Fräulein sah es am liebsten, wenn er allein kam, sich ein wenig zu ihr setzte und ihr über den Stand seines wichtigsten Unternehmens berichtete. In seiner Erzählung prahlte er nicht und beschönigte nichts. Im Gegenteil. Auf ihre Fragen antwortete er besorgt und aufrichtig.

»Bei Gott, Fräulein, es gibt so allerlei. Man macht mir von allen Seiten Schwierigkeiten, um mich zu behindern, und ich fürchte mich immer und frage mich, ob ich Erfolg haben werde. Aber man muß kämpfen.«

Seine wohlklingende Trebinjer Sprechweise war ihr wie Musik in den Ohren, und sie fand es ganz natürlich und verständlich, daß auch sie sich an diesem Kampf für sein Wohl beteiligte, und zwar ohne sich zu fragen, wann sie den Entschluß gefaßt hatte, und ohne zu bemerken, wie sehr das ihrer bisherigen Arbeit und ihren Ansichten widersprach. Der Umstand, daß die Sache langsam und schwer voranschritt, war ihr kein Anlaß, an das Schicksal des Wechsels zu denken, sondern rief in ihr eine gewisse Rührung, die sie niemals gekannt hatte, sowie den Wunsch hervor, ihm zu helfen, aber sie wollte allein helfen, ohne Jovanka. So kam es, daß sie ihm eines Tages vierhundert Dinar gab, die er für zwei umfangreiche Auslandstelegramme brauchte. Nach vierzehn Tagen gab er ihr die vierhundert Dinar zurück und brachte ihr als Zinsen ein kleines, schön geflochtenes Körbchen voll gelber, frischer Mandarinen. Das Fräulein ärgerte sich über diese Geldausgabe, und dabei erinnerte sie sich an die so lieben kurzen Ausein-

andersetzungen, die sie mit Onkel Vlado wegen seiner verschwenderischen Geschenke gehabt hatte. Nur war Ratković in allem maßvoller. Anfang August verlängerte er den Wechsel über zwölftausend Dinar, und zwei bis drei Tage später lieh sie ihm fünftausend Dinar in bar. Das Fräulein wußte selbst nicht, wie es dazu kam, denn er verlangte nichts. Es war der natürliche Abschluß eines Gesprächs, in dem er ihr darlegte, daß er nach Paris und Brüssel reisen müsse, um persönlich mit den Hauptvertretern der Firma Ford in Europa zu sprechen. Mit seiner runden, starken Handschrift, die wie eine Melodie dahinfloß, schrieb Ratković sorgfältig eine Quittung aus. Rückzahlungstermin war der 1. Januar 1921, der Zinssatz acht Prozent. Das war der niedrigste Zinssatz, dem sie je in ihrem Leben zugestimmt hatte.

Bis Ende September war Ratković auf Reisen, er meldete sich bei Jovanka und dem Fräulein mit Kartengrüßen, einmal sogar mit einem Telegramm aus Antwerpen. Während dieser Zeit kam Jovanka mehrmals in die Stigstraße. Der September war heiß und trocken. In dem kühlen, dämmerigen Zimmer saßen die beiden am Fenster, das Fräulein über eine Handarbeit gebeugt, Jovanka aus verschiedenen Gründen unruhig und aufgebracht.

»Na, unser Ratko macht ein wenig viel Spazierfahrten; bald nach Paris, bald nach Brüssel, und Nata Dabić soll erzählt haben, sie hätte ihn in Biarritz gesehen. Freilich diese Nata lügt viel zusammen. Ein pathologischer Fall. Aber wiederum frage ich mich, ob sie nicht diesmal ausnahmsweise die Wahrheit gesagt hat, und es ärgert mich, daß dieser Taugenichts nicht zurückkehrt und nicht hier seine Sache vorantreibt.«

»Wahrscheinlich kann er nicht«, sagte das Fräulein leise; es war ihr angenehm, daß sie ihn verteidigen konnte, und der Faden, den sie mit den Zähnen abriß, erschien ihr süß.

»Wieso kann er nicht? Was kann er nicht? Er muß etwas von sich hören lassen. Denn hier ziehen sie über ihn her und arbeiten gegen ihn. Sein bester Freund und Landsmann intrigiert im Finanzministerium gegen ihn, versucht ihn auszustechen und selbst die Lieferaufträge und die Ford-Vertretung zu erhalten, ich aber weiß nicht, wo dieser Kerl steckt, damit ich es ihm mitteilen könnte.«

»Er wird seine Sache nicht aufgeben. Nun hat er soviel gearbeitet und soviel hineingesteckt, und außerdem ist er zu ernst dazu.«

»Hm.« Jovanka schüttelte den Kopf. »Ernst, ernst! Man soll diesen Männern nie über den Weg trauen.«

So saßen die beiden da wie zwei Frauen, die einen nahen Verwandten in der Welt haben, um dessen Schicksal beide in gleicher Weise besorgt sind. Diese gemeinsame Sorge brachte sie einander näher. Nur bedeutete diese Sorge für das Fräulein mehr als für Jovanka. Jovanka hatte außer Ratković noch andere junge Männer und Frauen, deren sie sich annahm und für die sie sich mit all ihrer ungestümen und unverbrauchten Kraft einsetzte. Für das Fräulein dagegen war das der erste und einzige Fall in ihrem Leben, ein einzigartiges Erlebnis und tiefes persönliches Geheimnis, denn von der großen Ähnlichkeit zwischen Ratko und Onkel Vlado hatte sie weder Ratko noch Jovanka je ein Wort gesagt.

Zwei Tage nach diesem Zwiegespräch erschien Ratković in der Stigstraße, stark von der Sonne gebräunt

und etwas magerer, müder und nachdenklicher als sonst. Er sprach davon, daß seine Angelegenheit zu Ende geführt wäre, daß die Amerikaner sich zwar schwer entschließen könnten, weil sie die neuen Verhältnisse in Belgrad noch nicht ganz durchschauten, daß aber kein anderer als er in Betracht käme; man müsse eben noch warten. Das Fräulein schaute und hörte ihn an, glücklich, daß er gesund zurückgekommen war, und besorgt, weil er Sorgen hatte.

Nach einigen Tagen bat Ratko sie, ihm noch einen Wechsel, diesmal über neuntausend Dinar, zu unterschreiben. Soviel brauche er bis zum Ende des Jahres, bis dahin werde sich jedoch alles entscheiden, und dann werde er von seinem Dollarvorschuß alle Schulden begleichen können. Das Fräulein willigte ein. Ihr angeborener, immer wacher Widerwillen gegen jedes Risiko und jede Geldausgabe meldete sich auch jetzt, aber irgendwo aus der Tiefe, als sei er gelähmt: Sie dachte an diesen Widerwillen und wußte, daß er in ihr war, aber sie sah, daß er sich nicht rührte und nicht arbeitete. Wäre auch Jovankas Unterschrift auf dem Wechsel gewesen, dann hätte sie vielleicht Einwände gemacht, so aber war sie nicht imstande dazu. Sie war zu glücklich, daß er sich persönlich an sie, und nur an sie, gewandt hatte, daß sie ihn einmal allein, ohne Teilnahme eines anderen, unterstützen und ihm wie eine Mutter helfen durfte, »auf eigenen Beinen zu stehen«.

So bekam Ratko Ratković ohne viele Worte und Verhandlungen das, was er in diesen Tagen so dringend brauchte. Er selbst wunderte sich darüber, als er unter fortwährendem Lächeln, so als spräche er noch immer mit dem Fräulein, allzu freudig das eiserne Tor hinter

sich zuschlug. Das Fräulein blieb unbeweglich und versonnen zurück, mit dem seltsamen, bisher unbekannten Gefühl, daß sich ihr ganzes Wesen bereichere, verhundertfache und weite. Und jenes Krachen des Tores war ihr ein materieller Beweis, daß es sich nicht um eine Täuschung handelte, sondern daß sie wirklich einem liebenswerten, schwachen Geschöpf helfen konnte. Sie wußte in dem Augenblick nicht, ob es ein Kind war, das durch ihre Opfer und Anstrengungen heranwuchs, oder ein neuer Onkel Vlado, der arbeiten und gehorchen wollte und für den es noch Hilfe und Rettung gab.

Mit diesem neuen, unklaren Gefühl legte sie sich in diesen Tagen zu Bett, und mit ihm erhob sie sich wieder. Wenn sie sich gefragt hätte, woher das kam und warum sie diesem fast unbekannten Jüngling, der nichts für sie tat, Gefälligkeiten erwies, die sie keinem anderen, und sei es auch nur in Gedanken, erwiesen hätte, so hätte sie keine Antwort darauf gefunden. Aber sie dachte nicht daran, sich eine solche Frage vorzulegen.

Fünfzehn Jahre waren vergangen, seit sie begonnen hatte, hart und rücksichtslos zu arbeiten und zu verdienen. Während dieser Zeit hatte sie keinem Menschen auch nur eine Para gegeben, wenn sie nicht unbedingt mußte. Sie sagte sich von der Gesellschaft und der Welt los, erregte bei allen Anstoß, geriet in Schmach und Schande, sündigte gegen die Armen und Schwachen und ihre Verwandten. Sie stahl und betrog (oder tat Dinge, die ihrer Natur und ihren Folgen nach dasselbe bedeuteten wie Diebstahl und Betrug) und war zu noch Schlimmerem bereit, nur um nicht zu verlieren, sondern ihren Besitz zu mehren. Ihrer Mutter maß sie das Brot für jede Mahlzeit zu, dabei zitterte ihr die Hand,

und die Brauen zogen sich vor Zorn zusammen, weil bei den alten Leuten die Kräfte nachließen, der Appetit aber blieb, ja noch zunahm. Sich selbst versagte sie nicht nur jedes Vergnügen, sondern auch das Notwendigste, oft sogar die Arznei. Das alles tat sie ohne Schwanken und ohne Ausnahme und hätte es wahrscheinlich bis zu ihrem Lebensende getan. Aber siehe da, plötzlich erschien ein Mensch, der weder ihr Verwandter noch, bei Gott, ihr Bruder oder Geliebter war und von dem sie selbst nichts verlangte und erwartete, dem sie jedoch willig und freudig so viel gab, wie sie noch nie jemand gegeben und auch nie jemand zu geben beabsichtigt hatte. Und sie fühlte weder Reue noch Bedauern. Als sie jäh in der Nacht erwachte, erfaßte sie zwar ein leichter Schwindel bei dem Gedanken, daß sie gestern einen Wechsel über neuntausend Dinar unterschrieben hatte, und auch ein wenig Angst überkam sie dabei, aber das war ein Überbleibsel der tief eingewurzelten Gewohnheiten, die in diesem Halbschlaf noch Macht über sie hatten. Sobald sie aber etwas zu sich kam, fühlte sie das neue und bisher unbekannte, wohltuende Gefühl, daß sie jemandem helfen durfte, »auf eigenen Beinen zu stehen«. Sie schloß die Augen, und es schien ihr, daß der, dem sie stehen und gehen half, kein erwachsener Mensch von sechsundzwanzig Jahren, sondern wirklich ein kleines, rosiges Baby war, das lachte und alle ringsum zum Lachen brachte, während es die ersten Schritte auf der Erde tat. Aber auch bei Tage, da man alles nüchtern betrachtete und klar sah und die Trugbilder weniger Macht über den Menschen hatten, bedauerte sie nichts und sorgte sich nicht um das, was sie Ratko gegeben hatte, denn wenn sie ihm etwas gab,

empfand sie dasselbe Vergnügen, das sie immer verspürte, wenn sie anderen etwas abzwackte und wegnahm.

So lebte das Fräulein einige Wochen in einem neuen Traum, ohne sich selbst seiner Kraft und wahren Natur bewußt zu werden. Sie führte ihre Geschäfte wie zuvor. In ihrer Lebensweise änderte sich nichts. Und doch gab es Veränderungen, auch wenn sie nur für sie sichtbar waren.

Am Abend, wenn sie allein war, fühlte sie sich gewöhnlich erschöpft und entmutigt von den Geschäften, die in Belgrad immer auf bestem Wege zu sein schienen, aber selten ein so günstiges Ergebnis brachten, wie sie versprochen hatten; müde war sie auch des Pflasters, das eine wahre Qual für ihre nicht daran gewöhnten Füße und dünnen Knöchel bedeutete. In solchen Augenblicken dachte sie mit einer gewissen leichten Rührung, die man bei anderen Zärtlichkeit nennen würde, daß in demselben Belgrad ein Onkel Vlado lebte, aber ein besserer, klügerer, einer, der in dieser zerwühlten, großen Stadt herumging und sich bemühte, ein eigenes Geschäft zu gründen, um selbst zu arbeiten und zu verdienen.

In jenem Herbst verbrachte Jovanka drei Wochen bei Verwandten in Smederevska Palanka. Auch Ratković ließ sich in diesen Tagen nicht sehen. Aber das Fräulein bemerkte beider Abwesenheit so gut wie gar nicht, auch fühlte sie nicht, wie die Zeit verging. Sie regte sich und lebte, ganz ihrer Arbeit hingegeben, doch zugleich ruhig, fast sorglos, getragen von einem Gefühl, das Glück sein könnte, wenn sie in ihrem Leben je etwas kennengelernt hätte, was dem Glück vergleichbar ge-

wesen wäre und woran sie es jetzt hätte messen und schätzen können.

Mitte Oktober kam Jovanka zurück und erschien düster und zornig in der Stigstraße.

»Was ist denn mit unserem Glücksvogel?«

»Ich weiß nicht. Er war schon drei Wochen nicht hier.«

»Und weißt du, daß er nicht in Belgrad, sondern in Budapest ist?«

»Wieso in Budapest?«

»Gut unterhält er sich, der Mensch.«

»Aber es kann ja sein, daß er geschäftlich verreist ist.«

»Ich weiß nicht, aber seine Geschäfte wollen mir nicht mehr recht gefallen.«

Und die kleine Frau warf den Kopf zurück und fragte streng wie ein Polizist: »Du hast ihm doch nicht etwa noch Geld geliehen?«

Da wurde das Fräulein, das eines jeden Blick ertragen und kaltblütig den geriebensten Geldwechsler täuschen konnte, verwirrt und geriet auf eine ihr bis dahin unbekannte Art in Verlegenheit, auf die schlimmste Art, auf die auch gute, naive und schwache Menschen in Verlegenheit geraten, die weder den Mut haben, die Wahrheit zu sagen, noch die Kraft, zu schweigen, noch die Gewandtheit, zu lügen: »Nein . . . das heißt, ja. Ich habe ihm einen Wechsel unterschrieben. Er hat mich darum gebeten, weißt du. Nur bis zum Ende des Jahres.«

»War das vor oder nach meiner Abreise?«

Das Fräulein faßte sich und log ihr ins Gesicht: »Danach, glaube ich. Ja, ganz sicher danach.«

»Um wieviel ging es?«

»Neuntausend.«

»Ach! Das war ein Fehler.«

»Wieso? Du hast selbst gesagt, daß wir ihm helfen müssen.«

»Das war ein Fehler, meine Teure. Mach das bloß nicht mehr. Du hättest ihm keinen Dinar geben sollen, bevor ich nicht einige Dinge überprüft habe. Mir scheint, dieser Herzegowiner macht Winkelzüge und ist gar nicht so ein Heiliger und so ein Unschuldslamm, wie er immer tut. Ich bekomme es schon noch heraus. Und wenn er hier aufkreuzt, dann tue so, als wüßtest du von nichts, und nimm ihn schön auf, aber gib ihm nur kein Geld! Ich habe immer Angst, daß wir mal als dumme Narren dastehen, ich ebenso wie du.«

Das Fräulein war mehr beleidigt als besorgt, und sie war eher geneigt, Jovanka zu zürnen als an dem jungen Mann zu zweifeln. In dieser Stimmung empfing sie ihn, als er einige Tage nach Jovankas Besuch ruhig, unverändert und mit dem Lächeln Onkel Vlados auf den Lippen bei ihr erschien. Er erzählte ruhig und sorgenvoll wie immer, daß er nach Budapest habe reisen müssen, wo alle Ford-Vertreter des Balkans und Mitteleuropas eine Konferenz gehabt hätten, und daß er recht daran getan habe, hinzufahren, denn seine Anwesenheit sei für die anderen wie für ihn von Nutzen gewesen. Sie hätten sich von ihm über viele Dinge des neuen Staates der Serben, Kroaten und Slowenen beraten lassen, als wäre er schon ihr Mann, so daß er den Eindruck mitgebracht habe, daß die Sache grundsätzlich perfekt sei. Es werde noch Mühe und Geld kosten, aber spätestens bis zum neuen Jahr sei alles zu einem günstigen Ende geführt.

Als er das Geld erwähnte, gab es dem Fräulein unbemerkt einen Stich; sie sah den zurückgeworfenen Kopf Jovankas vor sich und überlegte rasch, ob sie ihm Geld

geben oder ob und wie sie ihn abweisen sollte. Es würde ihr schwerfallen, ihm etwas zu geben, aber es wäre unmöglich, ihn abzuweisen. Ratko jedoch verlangte nichts. Und so endete alles mit lächelnden Blicken und ruhigen, besorgten, doch hoffnungsvollen Worten. Das Fräulein schämte sich ein wenig ihres Zweifels und war unzufrieden mit sich selbst und noch wütender auf Jovanka.

Das war an einem Freitag. Am folgenden Montag hatte sie bei der Stadtbehörde zu tun. Nach Erledigung ihrer Angelegenheit kehrte sie zurück; der kalte Herbstregen peitschte ihr ins Gesicht, und sie mußte den Regenschirm krampfhaft festhalten. Als sie vor der Universität anlangte, stieß sie mit einer Frau zusammen, die aus dem Tor herausschoß und sich in dem schräg gehaltenen Regenschirm verfing. Bevor es überhaupt zu einem Streit oder einer Entschuldigung kommen konnte, sah sie sich von Angesicht zu Angesicht Jovanka gegenüber. Diese begann sofort ein Gespräch, und zwar so lebhaft und heftig, als sei sie eben erst darin unterbrochen worden.

»Gut, daß du es bist. Ich muß mit dir sprechen. Wahrscheinlich komme ich morgen. Dein schöner Ratko ist ein Taugenichts, Hochstapler und gemeiner Kerl. Ich habe gerade mit jemandem gesprochen. Jetzt ist mir alles klar.«

»Was?«

»Alles. Und auch dir wird es klar sein, wenn ich es dir erzähle. Aber jetzt muß ich mich beeilen. Ich gehe zu einem meiner Schulkollegen, um noch ein paar Einzelheiten zu überprüfen. Wir werden ihm Daumenschrauben ansetzen. Aber das Geld kannst du abschreiben. Ich

bin die *eine* von den beiden Närrinnen, die den größten Taugenichts und Lügner dieser Erde unterstützt und für einen großen Patrioten, Soldaten und Menschen der Zukunft gehalten haben. Aber du bist die *andere.* Nur soviel für heute! Und wenn dieser schöne Mann deine Schwelle überschreitet, dann jage den Schlingel mit dem Besen davon. Auf Wiedersehen!«

Und Jovanka verschwand unter den Leuten, von denen es trotz des schlechten Wetters zwischen den hölzernen Buden und Ständen auf dem großen Marktplatz gegenüber der Universität nur so wimmelte.

Das Fräulein war ganz verwirrt. Langsam und nur mit Mühe kam sie gegen den starken Wind voran, der sie mit einem feinen, eisigen Regen überschüttete.

Jovanka kam weder am nächsten noch am übernächsten Tag, denn das wäre ein Verstoß gegen ihre Regeln gewesen, die Unordnung und Überraschung hießen. Dafür erschien sie am dritten Tag in aller Frühe und setzte das Gespräch, das sie vor der Universität begonnen hatte, fort, als hätte sie es nie unterbrochen.

»Ich habe alles heraus. Alle Fäden habe ich aufgedeckt, und all seine Streiche kenne ich jetzt«, rief sie fast freudig.

Während sie mit ihrer kleinen, aber kräftigen Faust, die, was Kraft und Sauberkeit betraf, eher die Faust eines Lehrjungen als die eines Fräuleins hätte sein können, immerzu auf den Tisch schlug, begann sie zu erzählen, wer dieser Ratko Ratković war und was für ein Leben er in Wirklichkeit führte.

Aus Jovankas bilderreicher und nach Art der Gaunersprache knappen Rede ergab sich, daß sie endlich das getan hatte, was sie zu Beginn dieser Bekanntschaft

unterlassen hatte. Sie hatte zwei Landsleute Ratkos gefunden, einen jungen Professor und einen Industriellen. Beide waren ungefähr so alt wie Ratko, kannten ihn von Jugend auf, waren ihm während des letzten Krieges begegnet und hatten ihn jetzt in Belgrad wiedergesehen. Die Angaben, die sie von ihnen erhalten hatte, stimmten völlig miteinander überein und waren für sie eine wahre Entdeckung.

Naturgemäß konnte Jovanka keinen Menschen kennenlernen und keine Tatsache erfahren, ohne sofort zu ihnen und im Zusammenhang damit zur ganzen Welt Stellung zu nehmen, und zwar handelte es sich dann stets um bedingungslose Zustimmung oder äußerste Mißbilligung. Ebensowenig war sie imstande, jemandes Mitteilung wiederzugeben, ohne den Erzähler in seinen Reden und Bewegungen nachzuahmen und ohne seine Persönlichkeit und das Milieu, in dem er sich bewegte, bildhaft und ermüdend zu beschreiben.

Allein diesmal war sie so aufgeregt, daß sie zuerst die nackten Tatsachen erzählte. Allerdings hatte sie sie hauptsächlich von dem Industriellen erfahren, und dieser trockene, wortkarge Mensch war nicht im geringsten interessant. Folgendes wußte sie zu berichten.

Ratko war der einzige Sohn einer armen Familie und zeigte schon in frühester Kindheit einen seltsamen Hang zum vornehmen Leben, zur Verschwendung und Faulheit. Deshalb nannten ihn seine Freunde Graf. Im Grunde war er ein guter Kamerad und wurde von seinen Altersgenossen geschätzt. Er liebte es, seinen Freunden aus einer Verlegenheit zu helfen, und bestand nicht auf Rückzahlung, aber dafür verstand er es auch nicht, das zurückzuzahlen, was man ihm geliehen hatte. Als

er in der sechsten Klasse war, wurde er aus dem Gymnasium in Mostar wegen mangelnden Fleißes, ungeordneter Lebensweise und unerlaubter Manipulationen mit fremdem Geld ausgeschlossen. Darauf fuhr er mit einem Ungarn nach Budapest und kehrte ein Jahr später als Agent einer Fahrradfabrik nach Mostar zurück. Als 1914 der Krieg ausbrach, mußte er mit seinem Jahrgang zum Militär und wurde an die russische Front geschickt. Im Jahre 1915 gelang es ihm tatsächlich, zu den Russen überzulaufen und eine ganze Schar serbischer Soldaten, die man in österreichische Uniformen gesteckt hatte, mitzunehmen. Es war ein gefährliches und kühnes Unternehmen. Von Rußland kam er nach Saloniki, aber nicht um an der Front zu kämpfen, sondern um der Intendantur zugeteilt zu werden. Dort nahm er Verbindung zur englischen Intendantur auf. Mehrere Male reiste er mit einer Kommission nach England. Doch kurz vor Kriegsende kamen einige Unregelmäßigkeiten in der Intendantur ans Tageslicht. Ein Offizier und zwei Unteroffiziere wurden verhaftet; einer der beiden war Ratko. Nach dem Durchbruch durch die Salonikifront wurden auch sie ohne Gerichtsverhandlung freigelassen. Niemand wußte recht, warum sie verhaftet und dann wieder freigelassen worden waren. Der Vorfall geriet jedoch bald in Vergessenheit. Hier in Belgrad leistete Ratković in der Tat einigen englischen Unternehmungen kleinere Dienste, denn er verstand sich auf Motorfahrzeuge und sprach englisch. Sie bezahlten ihn »pro Stück«, das heißt, für jede einzelne Arbeit, doch es konnte keine Rede davon sein, daß er die Vertretung irgendeiner größeren Firma bekommen sollte. Die Angebote, die er dem Finanzministerium

und dem Bauministerium eingereicht hatte, machte er ohne Zweifel auf fremde Rechnung, im Auftrag eines anderen, der eine fiktive Offerte brauchte, damit seine wirkliche Offerte um so mehr Erfolg hatte. Eigentlich hatte er überhaupt keine richtige und bestimmte Beschäftigung und würde sie auch niemals haben, denn kein Mensch würde ihm je Ware anvertrauen und Kredit geben, dazu hatte er weder die entsprechende Ausdauer noch den nötigen Ernst. Im Grunde war Ratko kein schlechter Mensch. Im Gegenteil, er hatte ein gutes Herz, war zahm und manierlich, als stammte er aus adeligem Hause, aber er war leichtsinnig bis zur Gewissenlosigkeit und ein großer »Liebhaber« von schönen Frauen, Unterhaltungen und Vergnügungen aller Art. Er war einer von jenen Menschen, die niemals ruhig und ernst werden, sondern ihr Leben hindurch mit sich selbst und der ganzen Welt spielen. Auch jetzt war es außer diesen mehr oder weniger unnützen Besuchen in den Ministerien seine Hauptbeschäftigung, die Nächte in lustiger Gesellschaft zu verbringen. In letzter Zeit war er jede Nacht mit derselben Gesellschaft in einem Séparée des »Kasinos« gewesen.

Es war eine gemischte und bunte Gesellschaft, bestehend aus Politikern und Geschäftsleuten, den ersten Pionieren der Korruption, aus Belgradern und Leuten von jenseits der Save und Donau, aus Rechtsanwälten, Zeitungsleuten, Maklern und zufälligen Gästen, die noch darauf warteten, in eine der gesellschaftlichen Kategorien eingeordnet zu werden. Eine Ansammlung von Menschen, die nichts verband als eine vorübergehende Zechbrüderschaft, wie sie jetzt überall in der Hauptstadt, gleich wildem Gras am Wege, aufschoß und

wucherte. Die Säule dieser Gesellschaft, sozusagen ihr Präsident, war ein Rechtsanwalt von drüben, der in Belgrad bereits eine Kanzlei eröffnet hatte und die verschiedensten Geschäfte betrieb.

Hier war vor vierzehn Tagen das erste Belgrader Nachkriegskabarett eröffnet worden. Der Stern dieses Kabaretts war eine Pariser Diseuse namens Carmencita, eine Frau, die weder Stimme noch jugendliche Frische, doch dafür viel Charme und Geschick besaß. Sie trat als Blumenmädchen im spanischen Kostüm auf und sang ihr Lied von den Veilchen, das die Belgrader Lehrburschen schon auf allen Straßen pfiffen. Singend stieg sie ins Publikum herab, verteilte echte Veilchen unter die Besucher und erhielt für jedes Sträußchen von den fröhlichen Gästen größere Geldscheine. Alle Belgrader Zeitungen brachten ihr Bild zusammen mit einer wirkungsvollen, lebhaften Reklame. Aber auch ohnedies strömten so viele Leute herbei, daß der Platz nie ausreichte, und gaben das Geld mit vollen Händen aus. Ratko Ratković hatte diese Carmencita nach Belgrad gebracht. Er hatte sie in Biarritz, wo er im Herbst gewesen war, kennengelernt und mit ihr ein Verhältnis angeknüpft. Nach seiner Ankunft in Belgrad hatte er ihr bei dem ungarischen Juden, der das Kabarett im »Kasino« leitete, ein Engagement verschafft. Dann war er nach Budapest gefahren, um Carmencita zu erwarten und sie zu überreden, nach Belgrad zu kommen. Die einen sagen, daß er jetzt an ihrem großen Einkommen beteiligt sei, die anderen, daß er ihretwegen in Schulden gerate. Auf jeden Fall bestanden enge Bindungen zwischen ihr und ihm.

So lauteten die trockenen, zuverlässigen Angaben, die

jener Industrielle Jovanka gemacht hatte. Das alles war im allgemeinen auch von dem jungen Professor aus der Herzegowina bestätigt worden, einem Ethnographen und künftigen Universitätsdozenten. Jovanka hatte sich vor einigen Tagen mit ihm bekannt gemacht, um genaue und unmittelbare Auskünfte über Ratković zu erhalten. Der Professor hatte bei Jovanka einen sehr guten Eindruck hinterlassen. Und während sie noch seinem mit leiser Stimme vorgetragenen Bericht gelauscht hatte, war sie, aufgebracht über Ratko und seinen Betrug, bereits entschlossen gewesen, diesen jungen Mann hier unter ihre Fittiche zu nehmen und ihm mit Hilfe ihrer Beziehungen auf der Universität und in der Gesellschaft den Weg zu ebnen. Deshalb fühlte sie jetzt das Bedürfnis, seine Erzählung zu wiederholen und ihn wie auch den ganzen Verlauf des Gesprächs bis in alle Einzelheiten zu schildern.

Der Professor aus der Herzegowina war der vollendete Typ eines interesselosen jungen Mannes und ehrsamen Gelehrten. Er lebte bescheiden und zurückgezogen, ganz der Wissenschaft ergeben. (Sein spezielles Studiengebiet war die Psychologie des dinarischen Menschen.) Er war schlank und blaß wie ein Einsiedler. Ein dichter, kurzer Schnurrbart bedeckte seinen Mund, und starke, borstige Brauen ragten wie ein Vordach heraus und beschatteten die kurzsichtigen, treuen Augen, die vom vielen Lesen übermüdet waren. Wie alle Leute, die übermäßig auf einem bestimmten Gebiet arbeiten, aber nicht die Gelegenheit haben, sich in ausreichendem Maße vom Katheder oder in der Presse zu äußern, liebte er es, viel und lebhaft zu sprechen; doch was er sprach, war wie gedruckt. Nicht wissend, warum ihn Jo-

vanka über seinen ehemaligen Schulgefährten ausfragte, analysierte er vor ihr den Fall Ratković völlig objektiv und ohne jede böse Absicht, wobei er ihn bald als ein charakteristisches Beispiel für die Irrungen eines Menschen vom mediterran-dinarischen Typ auffaßte, bald als eine allgemeine Erscheinung, wie sie für die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse eines neuen, mangelhaft ausgeglichenen Milieus charakteristisch sei.

»Es gibt so einen dinarischen Typ«, schloß der Professor seine Erklärungen zum Fall Ratković. »Es ist ein recht komplizierter und bis jetzt wenig erforschter Typ; in ihm leben, unlösbar verbunden, zwei Menschen nebeneinander; der eine ist bewußt tapfer und ehrbar, der andere unbewußt furchtsam und moralisch defekt.«

»Ein Halunke und Feigling ist er«, fiel ihm Jovanka trocken ins Wort, als wollte sie die wissenschaftliche Prosa für irgend jemand in eine klare menschliche Sprache übersetzen.

»Nein, nein, ich bitte Sie, verstehen Sie mich nicht falsch. Es gibt hier viele Nuancen und Vorbehalte, ohne die jeder Schluß übertrieben und im Grunde ungenau und ungerecht ausfällt. Jene beiden Charaktere in diesem einen Menschen stoßen zusammen und mischen sich in so vielen Verbindungen und Zwischenformen, daß sie nicht nur die Umgebung, sondern auch die betreffenden Menschen selbst täuschen können, und so lebt er in völliger Unwissenheit über sich selbst und seine Charaktereigenschaften, über seinen moralischen Wert und die wahre Bedeutung seines Tuns. Die Jugend ist die kritische Zeit für einen solchen Menschen. Sein ganzer Charakter neigt nach der einen oder der anderen Richtung. Und in dieser Zeit entscheidet es

sich, ob er sich sein ganzes Leben auf dem Wege aufopferungsvoller Arbeit bewegt oder ob er für immer den Weg des Lasters und der Faulheit beschreitet.«

Vor Jovanka von Nuancen und Vorbehalten beim Denken und Reden zu sprechen war dasselbe, als erzählte man einem Blinden etwas vom Licht und von den Farben.

»Ein Schuft ist das, sage ich Ihnen, Professor«, antwortete Jovanka auf alle gelehrten und spitzfindigen Erklärungen des jungen Wissenschaftlers.

Ein gleiches Schicksal war auch den übrigen Erklärungen allgemeiner Art beschieden, mit denen der Professor die außergewöhnlichen Verhältnisse darzulegen versuchte, unter denen die moderne Jugend aufwuchs.

»In solchen Zeiten«, erklärte der Professor, »unmittelbar nach so langen und schweren Jahren des Blutvergießens und Leidens, erscheint den jungen Leuten ihre Jugend nicht als das, was sie ist, nämlich als eine kurze Zeitspanne in der natürlichen Entwicklung einer Generation, sondern als eine besondere Gabe Gottes, die nur einmal, ausnahmsweise, vom Himmel auf die Erde gefallen ist, als ein wunderbarer Ausbruch von Kraft und Schönheit. Alles, was sie erleben und ringsum erblicken, erscheint ihnen als ein unerwartetes Geschenk, als etwas, das durch einen verrückten Zufall aus der allgemeinen Sintflut gerettet wurde, um ein sieghaftes, trotziges Leben ohne Maß und Grenzen zu leben.«

»Ich weiß, was das ist. Das ist kein Staat, sondern ein Irrenhaus. Lauter Glücksspieler und Müßiggänger.«

Mit diesen Worten beendete Jovanka die Aussprache mit dem Professor, schon entschlossen, ihm ihren Schutz zu gewähren und im Kampf gegen die alten Pro-

fessoren zu helfen, die »wie Mumien« den jungen Kräften den Zutritt zur Universität verwehrten, aber zuvor wollte sie Ratko Ratković entlarven, von ihm das Geld zurückverlangen und, was noch wichtiger war, ihm »die Hölle heiß machen«.

Und dann ging sie auf kürzestem Wege in die Stigstraße, um mit dem Fräulein die nächsten Schritte zu besprechen.

Während Rajka die ausführliche Erzählung Jovankas anhörte, schaute sie verlegen beiseite. Ein kalter, unruhiger Schauder lief ihr bald über den Hals, bald über den Rücken und drang immer tiefer in den Körper ein. Sie wünschte sehnlichst, daß Jovanka sich irre, daß sie getäuscht worden sei oder lüge, alles wäre ihr recht gewesen, wenn nur das, was Jovanka sagte, nicht der Wahrheit entsprach; gleichzeitig wurde sie ganz starr von der großen Willensanstrengung, durch nichts diesen Wunsch zu verraten. Und je ärger das Urteil und je unangenehmer die Reden waren, die sie über Ratko hörte, um so tiefer drang der Schauder in sie ein, und immer mehr hatte sie das Bedürfnis, ihn gegen diese schreckliche Jovanka, gegen alles und jeden, und sei es gegen den Augenschein, zu verteidigen. Aber es wäre leichter gewesen, ihn gegen ein ganzes Heer von Staatsanwälten zu verteidigen als gegen dieses Geschöpf, das hitzig war, wenn es liebte, und wahnsinnig, wenn es haßte. Alles, was das Fräulein tun konnte, war, daß sie von Zeit zu Zeit ein unbestimmtes Wort des Zweifels zugunsten des armen Ratko äußerte.

»Wir müssen abwarten. Ich denke, es ist am besten, wenn wir mit ihm sprechen.«

»Mit ihm sprechen?« unterbrach Jovanka sie mit hei-

serer Stimme. »Ich spreche nicht mit solchen vaterlandslosen Hochstaplern. Bist du bei Sinnen? Wie naiv du bist! Anscheinend glaubst du diesem Taugenichts noch. Das habe ich gewußt. Deshalb führe ich dich noch heute abend hin, damit du mit eigenen Augen siehst und mit eigenen Ohren hörst, was für ein Ausbund an Tugend *dein* schöner Ratko ist, damit du es siehst und hörst und dich selbst überzeugst, wenn du schon nicht glauben willst, was andere Leute dir sagen.«

Ein Gefühl der Bitterkeit stieg in dem Fräulein auf, und zugleich drängte sich ihr die logische und natürliche Antwort auf, daß Ratko keineswegs der *Ihre* sei, sondern im Gegenteil Jovanka gehöre, denn sie hatte ihn zu ihr geführt, ihn so sehr gelobt und empfohlen und sie gedrängt, den ersten Wechsel zu unterschreiben. Das wollte sie ihr sagen, sie konnte es beweisen, und trotzdem fand sie nicht die Kraft, es zu tun, denn sie fühlte sich unbegreiflich schwach und gelähmt angesichts der Ausdauer dieses weit aufgesperrten Mundes, der noch nie einen eigenen Fehler zugegeben hatte und der imstande war, alles auf der Welt mit frechen Worten zu überschreien. Diese Worte standen über aller Lüge und Wahrheit, jenseits jeder Wirklichkeit, sie waren eine unwiderstehliche Wirklichkeit für sich. Wenn man hinterher allein blieb und einen Augenblick darüber nachdachte, schien einem nichts leichter und einfacher zu sein, als die völlige Haltlosigkeit jedes ihrer Worte zu beweisen, doch wenn man ihnen gegenüberstand, war man ganz kraftlos und mußte ihnen ausweichen wie einem reißenden Bach glühender, flüssiger Lava. Und das Fräulein schwieg, obwohl ihr dieses Schweigen schwerfiel. Je mehr die einander wider-

sprechenden Gefühle der Empörung, der verschämten Schwäche und der unverständlichen Zurückhaltung sie zerfleischten, um so weniger konnte sie der erbosten Jovanka Widerstand leisten. Sie wunderte sich selbst über ihre Schwäche, aber sie fand weder ein Wort noch die geringste Kraft, sich von ihr zu befreien.

Jovanka legte nun ihren fertigen Plan dar, wie sie dem Fräulein Ratko in seinem Element zeigen wollte, damit sie sich einmal überzeugte und mit eigenen Augen sah, wie seine »Geschäfte« beschaffen waren und wohin das Geld wanderte, das sie ihm gegeben hatte. Sie sprach mit unverminderter Begeisterung von den Einzelheiten dieses Planes, als wäre das jetzt die Hauptsache, nicht aber die erlittene Enttäuschung und das verlorene Geld. Sie hatte alles vorbereitet. Im »Kasino« war in den Nachtstunden als Elektromechaniker und »technischer Chef« ein gewisser Joška beschäftigt, der tagsüber in der Mühle eines ihrer Verwandten am Heumarkt half. Mit diesem Joška hatte sie schon alles besprochen. Am selben Abend nach elf Uhr sollten die beiden Frauen in den Hof des »Kasinos« kommen. Dort würde Joška sie durch einen seitlichen Eingang hineinführen, und sie könnten von einer leeren kleinen Galerie, ohne selbst gesehen zu werden, das darunterliegende Séparée beobachten, in dem Ratko jeden Abend mit einer bunten Gesellschaft zechte und Geld verschwendete. Sie würden auch Carmencita sehen, die um diese Zeit von einem Séparée ins andere ging und sich Geld schenken ließ. Danach wollten sie sich unbemerkt und unerkannt zurückziehen, wie sie gekommen waren.

Das Fräulein hörte sich das alles an, als erzählte Jo-

vanka ihr von irgendeinem sinnlosen Traum, nicht aber von einem wirklichen Plan, der noch am selben Abend unter ihrer Mitwirkung ausgeführt werden sollte. Und hätte jemand sie gefragt, ob sie tatsächlich auf den finsteren Galerien irgendwelcher Nachtlokale herumschleichen wolle, in denen Verschwendung und Ausschweifung aller Art herrschten, wovon sie nicht einmal in Büchern zu lesen wünschte, so würde sie das als ein dummes, beleidigendes und unglaubliches Ansinnen abgelehnt haben. Sie lehnte es auch ab, nur half ihr ihre Ablehnung nichts. Jovanka war wieder einmal »in Weißglut«. Aus ihrem Mund sprühten unablässig Wörter, wobei sich wie in einem großen Bündel Raketen ein Wort am anderen entzündete; sie krachten in ganzen Salven, unter denen sich Rajkas Wille bog und jeder Gedanke an Widerstand fiel. Sie ging auf die erbitterten Vorschläge Jovankas nicht ein und glaubte auch nicht, darauf eingehen zu können, aber schließlich gab sie doch nach und willfahrte mit kaltem Widerwillen all ihren Wünschen. Dann machte sie noch einen entschiedenen letzten Versuch, sich dem sinnlosen Vorhaben zu widersetzen.

»Weißt du was, Jovanka, ich mag nicht gehen.«

»Auf einmal. Warum denn nicht?«

»Ich will nicht. Geh du, wenn du willst!«

»Was soll das heißen?« Jovanka explodierte wieder. »Ich laufe mir deinetwegen eine Woche lang die Hakken ab, und jetzt, wo ich die Sache ins reine gebracht habe, sagst du: ›Ich mag nicht gehen! Geh du, wenn du willst!‹? Du mußt mitkommen. Du mußt! Wozu jetzt diese Ziererei? Soviel Geld nimmt uns der Vagabund ab und betrügt uns, und wir sollen keinen Finger rühren?

Der soll mir dafür bluten, aber zuerst will ich, daß du dich überzeugst. Du mußt dich überzeugen!«

Als Jovanka das Geld erwähnte, spürte das Fräulein in der Tiefe ihrer Brust wieder jenes halberstorbene schmerzliche Gefühl des Verlustes und Bedauerns. Sie konnte nicht glauben, daß sie diejenige sein sollte, die in ihrer Dummheit einem Betrüger so viel Geld gegeben hatte, ebensowenig wie sie glaubte, daß sie wirklich in später Nacht durch zweifelhafte Kaffeehäuser spazieren würde. Aber sie fühlte schon, wie sie schwankte und nachgab, schwach wie im Traum, während über ihr wie eine Peitsche der Befehl Jovankas knallte: Du mußt!

Gegen zehn Uhr kam Jovanka in die Stigstraße und klopfte an das Fenster neben der Pforte, hinter dem sie Licht sah. Das Fräulein ging hinaus, um ihr zu öffnen. Einige Zeit saßen die beiden Mädchen beim schwachen Licht einer einfachen Glühbirne und führten ein steifes Gespräch, das immer wieder ins Stocken geriet. Da es kalt war im Zimmer, saßen beide in Wintermänteln da und sahen aus wie zwei arme Frauen, die auf einer entlegenen Station vergeblich auf einen Zug warten. Jovanka rauchte unablässig billige, starke französische Zigaretten und erzählte dabei Einzelheiten aus dem Leben verschiedener Personen, die zur Zeit Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und ihres Schutzes waren. Das Fräulein hörte ihr hüstelnd zu. Von Ratko wurde nicht gesprochen. Nach einer halben Stunde erhob sich Jovanka und schlug vor, sich auf den Weg zu machen.

Draußen war eine stürmische, feuchtkalte Oktobernacht. Während Rajka sorgfältig das Tor verschloß und

besorgt auf die Fenster des Hauses schaute, das sie zu so ungewöhnlicher Zeit verließ, zitterte sie vor Kälte und verborgener Erregung. Mit schwerem, langsamem Schritt ging sie über das aufgerissene Pflaster der nur schwach beleuchteten, schmutzigen Aleksandrova-Straße. Sie taumelte und mußte sich an Jovanka festhalten, die auf ihren kurzen, kräftigen Beinen dahinschritt wie ein Rekrut. Es war fast Mitternacht, als sie auf die Terazije kamen. Hier war es schon heller und lebendiger. Aus dem Gasthaus »Topola« und den übrigen eingeschossigen Cafés, die sich hier, am Ende der Aleksandrova-Straße, auf beiden Seiten befanden, drang der dumpfe Lärm von Liedern, Geigenspiel und Stimmen. Die beschlagenen Fenster deuteten darauf hin, daß all diese Räume von bezechten Menschen erfüllt waren, die aßen, tranken, spielten und sangen. Mühsam gegen den Wind ankämpfend, bogen die beiden Mädchen um die Ecke und verschwanden im Tor des »Kasinos«.

Der dunkle Hof wurde nur von einem Küchenfenster aus erhellt; eins stand offen und ließ dichten Dunst hinausströmen. Es roch hier nach fetten Speisen und nach Stallungen. Aus der Küche hörte man das Schreien der Kellner, die ihre Bestellungen aufgaben, die Rufe und das Gezänk der Köchinnen und Hausburschen und das Klappern von Tellern und sonstigem Geschirr. Das Fräulein hielt sich an Jovankas Arm fest. Aus einer Tür, die sich plötzlich öffnete, kam eine kräftige, rotwangige Frau mit einem riesigen Topf in den Händen und hätte sie beide fast mit dem Spülwasser übergossen, das sie mit einer breiten Bewegung ihres ganzen Körpers auf den Hof schüttete. Sie traten in einen engen Gang und

stiegen eine kümmerlich beleuchtete Treppe hinauf. Das Fräulein schaute verlegen vor sich hin und hörte nur, wie Jovanka jemand fragte:

»Wo ist Joška?«

»Oben bei den Logen«, antwortete eine Knabenstimme.

Jovanka eilte voraus, mit zusammengebissenen Zähnen, schroff und finster wie eine Göttin der Gerechtigkeit und Rache. Das Fräulein hüpfte durch ein paar halbdunkle, schmale Räume, die mit Kisten, Fässern, Wandschirmen und Kulissen verstopft waren, hinter ihr her und stieß dabei immerzu mit den Ellbogen und Knien an unsichtbare Gegenstände. Man spürte den üblen Geruch von ungelüfteten Räumen, von Staub und Karbid. Als sie das erste Stockwerk erreicht hatten, stießen sie in einem langen, besser beleuchteten Gang auf einen Menschen mit rotem Haar und Schnurrbart; er trug einen schmierigen Arbeitsanzug und hatte die Ärmel bis zu den Ellbogen aufgekrempelt. Jovanka und er begrüßten einander, und er führte sie sofort an das Ende des Ganges. Das Fräulein glaubte auf seinem Gesicht einen leicht spöttischen Zug zu bemerken, so etwas wie das Lächeln eines Erwachsenen, der an einem Kinderspiel teilnimmt. Der Mann öffnete behutsam eine schmale Tür und ließ sie beide eintreten. Wieder waren sie in einem fast dunklen Raum. Nur im Hintergrund schimmerte wie durch irgendwelche Vorhänge ein schwacher Lichtstreifen, und irgendwoher aus der Tiefe drangen fröhliche Rufe und das Klingen von Gläsern. Auf Zehenspitzen gingen die beiden Frauen auf das Licht zu. Hier hingen tatsächlich Vorhänge aus schwerem Tuch. Jovanka zog sie ein wenig auseinander

und schaute hinunter, dann trat sie zurück und schob das Fräulein wortlos an ihre Stelle.

Durch die schmale Öffnung sah sie zuerst nur grelles Licht und in der Ferne eine weiße Wand. Die warme, schwere, rauch- und dunstgeschwängerte Luft drohte sie zu ersticken. Als sie den Blick senkte, sah sie unter sich einen schmalen Raum, den ein langer Tisch mit Tellern, Gläsern und verschiedenen Speisen fast ganz ausfüllte. Um den Tisch saßen fünf bis sechs Männer. Sie wußte nun, daß sie sich auf der Galerie befand und daß unter ihr das Séparée lag, von dem ihr Jovanka erzählt hatte. Zuerst war sie so aufgeregt, daß alles vor ihren Augen flimmerte, aber als sie sich etwas gefaßt hatte, begann sich auch das Bild vor ihr zu beruhigen und klar abzuzeichnen, und sie konnte jetzt alles wie auf einer Kinoleinwand verfolgen: die Personen, die Bewegungen und die Stimmen. Zuerst erkannte sie unter den größtenteils recht beleibten Männern das helle, fast knabenhafte Gesicht Ratkos. Er war ruhiger als die anderen, aber alle Augenblicke warf er den Kopf zurück und brach in ein breites, lautes Lachen aus. Das verlieh seinem Gesicht einen glückselig-blöden Ausdruck, wie sie ihn noch nie an ihm bemerkt hatte. Auch die übrigen schrien etwas, schwenkten grundlos mit den Armen, lachten Tränen und klatschten in die Hände. Einige aßen ständig etwas und tranken dazu Wein aus dünnen Gläsern.

Aus dieser ungewöhnlichen Perspektive gesehen, wirkte die ganze Szene sinnlos und unwirklich. Ohne zu atmen und ohne zu wissen, wer sie war und wo sie sich befand, verfolgte das Fräulein dieses Trinkgelage der schon reichlich bezechten Männer. Obenan saß ein

Dicker mit gelblicher Hautfarbe, schwarzem Haar und vollem, gestutztem schwarzem Schnurrbart. Er war der Ruhigste von allen und wischte sich bloß von Zeit zu Zeit mit einem großen Taschentuch den Schweiß von seinem dicken Hals. ›Das ist der Rechtsanwalt von drüben‹, dachte das Fräulein. Jetzt vermochte sie auch schon besser dem Gespräch zu folgen, wenn man diesen tosenden, fröhlichen Lärm der durcheinanderschreienden Stimmen, des Lachens und Jauchzens überhaupt ein Gespräch nennen konnte. Sie verstand jedes Wort, aber die Leute unterbrachen sich gegenseitig, überschütteten einander mit Lachen und Lärm und ließen niemand einen Satz zu Ende führen.

»Laßt doch mal den Mann das Gedicht vorlesen«, sagte der Rechtsanwalt mit seiner langsamen, weichlichen Stimme und winkte leutselig einem vollen, blassen Mann mit großer Brille, der sich am Ende des Tisches erhoben hatte, jetzt mit einem Blatt Papier in der Hand dastand und vergebens darauf wartete, zu Wort zu kommen.

»Nun los, daß wir auch das erleben.«

»Bleib bloß sitzen. Was haben wir schon davon! Verse habe ich nicht mal gemocht, als ich noch zur Schule ging«, rief ein lebhafter, kleiner, untersetzter Mann, dessen Gesicht vom Trinken gerötet war.

»Laßt ihn doch!«

»Vorwärts, Dichter, vorwärts!«

Völlig nüchtern und schußbereit wie ein entsichertes Gewehr, benützte der kräftige Dichter diesen Augenblick verhältnismäßiger Ruhe, um, während einige noch immer sprachen, aßen und mit den Gläsern anstießen, in süßlichem Bariton sein Gedicht vorzutragen.

Stadt, du über den zwei Flüssen.
Linien düstrer Schatten stürzen,
ritzen ein der Sterne Bild.
Bis der Neumond silberglänzend
reitet durch den Sternenhain.
Wie der Sturmwind, launisch, frei,
ist der Atem meiner Stadt.
Über alles sich erhebend,
fern zu der Planeten Bahn
trägt sie kühn die hohen Bogen
ihrer künft'gen Baukunst hin . . .

»Ach, ich pfeife auf dein Gedicht«, schrie jener Kleine, Untersetzte, der nie Verse gemocht hatte, und unterbrach ihn.

Stimmen wurden gegen ihn laut:

»Bitte, schweigen Sie!«

»Setz dich, du betrunkener Narr, wenn du nichts davon verstehst, und laß den armen Kerl einige Para verdienen!«

»Pardon, Pardon, meine Herren«, rief ein schmächtiger, langhaariger, sehr sorgfältig gekleideter Mensch. »Pardon, ein Mißverständnis. Es geht hier nicht um Gelderwerb. Unser Freund ist nicht in einer solchen Lage. Gar nichts verlangt er von uns, im Gegenteil, er hat den Wunsch, uns einen seltenen Genuß zu bieten. Er ist unser erster kosmischer Dichter. Und heutzutage, da auch wir in die kulturelle Sphäre eintreten . . .«

»Genug, genug, um alle Welt! Wenn du auch Apotheker bist, das ist zuviel.«

»Laßt den Dichter sprechen!«

»Nanu, wer hat uns denn heute abend dieses Dichterpack mitgebracht, um uns die Stimmung zu verderben?« fragte einer mit ruhiger, starker Baßstimme, als wäre er soeben aus dem Schlaf erwacht.

Ein allgemeines Gelächter war die Folge. Aber der langhaarige, schmächtige Stutzer, von dem man jetzt wußte, daß er Apotheker war, blieb hartnäckig. Er stand auf und schrie aus voller Kehle:

»Meine Herren, ich bitte Sie, lassen Sie die Poesie in Ruhe! Die Dichter sind höhere Wesen, und man muß sie achten.«

»Was, was?« rief der Kleine und rannte mit ausgebreiteten Armen um den Tisch. »Warum sollen wir ihn achten? Ich achte niemand! Damit du es weißt! Ich bin aus Palilula. Mir kann keiner imponieren! Nicht mal der liebe Gott! Hast du verstanden? Und deinen Wirrkopf da will ich nicht hören. Du verstehst doch Serbisch? Ich will nicht, und damit basta!«

Der Rechtsanwalt am oberen Tischende winkte bloß mit der Hand ab, schüttelte sich vor Lachen und wischte sich den Schweiß aus dem Nacken. Feierlich und weiterhin ernst setzte sich der Dichter nach kurzem Zaudern auf seinen Platz und faltete das Papier zusammen. Zwischen dem Apotheker und dem Mann aus Palilula, der keine Verse mochte und der, wie man dem Gespräch entnehmen konnte, von Beruf Zollmakler war, begann ein lauter Streit über Kultur und Gedichte. Bei ihrem Geschrei hörte man nicht, was die übrigen sagten. Aber plötzlich brach der Lärm ab, und das Gespräch hörte auf. Alle wandten sich dem unsichtbaren Eingang zu, der sich irgendwo unter der Galerie befand, auf der das

Fräulein stand; eines jeden Gesicht hellte sich auf und verzog sich zu einem Lächeln.

In einem kostbaren, weiten, rauschenden Kleid aus steifer nußbrauner Seide, mit einer hohen spanischen Mantille aus schwarzen Spitzen auf dem Kopf und einem großen Veilchenstrauß mitten auf der Brust bewegte sich Carmencita langsam durch den Raum. In der ausgestreckten linken Hand hielt sie einen flachen, auf ihre Krinoline gestützten Korb, angefüllt mit großen, tiefdunklen Parmaveilchen, die zu kleinen Sträußchen zusammengebunden waren. Hinter ihr kam ein kleines Mädchen, das einen ebensolchen Korb trug. In ihm lag ein ganzer Haufen großer Geldscheine.

Das Fräulein preßte krampfhaft beide Hände zusammen und bohrte ihre Fingernägel in die Vorhänge.

Erst jetzt, da der letzte aus der bezechten Gesellschaft verstummt war, konnte man hören, daß Carmencita leise ihr Lied sang, und zwar mit einem mechanisch eingeübten serbischen Text:

O Señor, Señorita,
kauft von armer Carmencita
blaue Veilchen, Pfand der Liebe,
daß sie ewig treu euch bliebe
und euch lacht noch diese Nacht.

Ihre Stimme war schwach und fein, ihre Aussprache oberflächlich und undeutlich, ihre Bewegungen, die dem Rhythmus des Liedes folgten, wirkten anmutig und sicher. Bevor sie den Tisch erreicht hatte, waren alle diese ungezügelten Männer zahm. Während sie fortfuhr, ihr Lied leise vor sich hin zu singen, nahm sie

Veilchensträußchen heraus und steckte sie der Reihe nach einem jeden von ihnen ins Knopfloch, sie aber warfen Geldscheine in den Korb, den das kleine Mädchen trug. Ganz Musik, Lächeln und herrliche Sorglosigkeit, sah Carmencita aus, als wüßte sie nichts von der Existenz dieses Mädchens und ihres Korbes. Der Kleine, der keine Verse mochte, starrte auf einmal ganz winzig und zahm vor sich hin, und um seine Verlegenheit zu verbergen, riß er aus seiner Geldtasche zwei Handvoll Banknoten und warf sie mit einer plötzlichen Bewegung dem kleinen Mädchen zu. Carmencita lächelte mit den umschatteten Augen und den weißen Zähnen in ihrem Porzellangesicht. Es gelang ihr nur mit Mühe, mit ihrem weiten Kleid aus rauschender Seide zwischen den Stühlen und der Wand hindurchzukommen. Alle machten ihr Platz und betrachteten sie voller Bewunderung und Ehrfurcht. Nur Ratko benahm sich freier und natürlicher. Nachdem er seinen Geldschein in den Korb geworfen hatte, beugte er sich vor, um sich wie die übrigen von ihr schmücken zu lassen, dabei ergriff er ihren Arm und überschüttete ihn bis zum Ellbogen mit Küssen. Carmencita unterbrach ihre leise Melodie und sprach mit lauter, glockenheller Stimme:

»Laisse-moi tranquille, Ratko! Voyons, laisse-moi passer, méchant gars!«

Die Creme und die starke Schminke sowie das gewohnte sichere Lächeln der erfahrenen Tierbändigerin gaben ihrem Gesicht einen glänzenden Schimmer. Mit einer anmutigen, geschickten Bewegung zog sie ihre Hand zurück und befand sich im Nu auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches, setzte ihr leises Lied fort und bedachte auch die anderen mit Veilchen. Als sie fer-

tig war, verbeugte sie sich theatralisch vor allen und verschwand mit ihrem Lied und dem kleinen Mädchen, welches das Körbchen mit den Geldscheinen trug. Ratko rief ihr lächelnd und mit glühenden Augen noch hastig ein paar französische Worte nach.

In diesem Augenblick schien sich vor dem Fräulein der ganze Raum mit der bezechten Gesellschaft in Nebel aufzulösen. Das Tuch des Vorhangs, das sie mit den Händen hielt und an ihre Wangen drückte, war so heiß, als stünde es in Flammen, aber sie wagte nicht, es loszulassen, denn sie glaubte keinen Boden mehr unter den Füßen zu haben, sondern über einem Abgrund zu schweben und sich nur krampfhaft an diesen Vorhang zu klammern.

Das Zuwerfen des Geldes, die schamlosen Küsse auf Carmencitas Arm, das breite Lächeln, das ihr häßlich, dumm und niederträchtig zugleich vorkam und das zu Ratkos Gesicht gar nicht paßte, alles, alles war so schmachvoll und häßlich, daß es ihr weh tat. Auch die ihr unbekannte, fremde Sprache, so lebendig und ungezwungen, voll heller Vokale und scharfer Redewendungen, die wie Funken, zu Halsketten und blitzartigen Schwärmen aneinandergereiht, durch die Luft flogen, auch diese Sprache, die so ganz anders war als ihre eigene heisere, schwerfällige bosnische Aussprache, erschien ihr als der lebendige Ausdruck einer Sittenverderbnis, die nichts von ihrer Sünde wußte, und als der Tiefpunkt von Ratkos Fall und Verrat.

Sie dachte daran, die Vorhänge loszulassen, an die sie sich klammerte, und zu Boden zu fallen, in einen Abgrund, ganz gleich wohin, nur an einen Ort, wo sie dieses Bild nicht vor Augen hätte. Doch in ihrem Nacken

spürte sie den heißen Atem Jovankas wie eine Mahnung.

Als sich der Nebel von Blut, Zorn und Schamgefühl vor ihren Augen ein wenig verflüchtigt hatte, saßen die bezechten Männer auf ihren Plätzen. Nur die Veilchen, mit denen sie geschmückt waren, zeigten an, daß Carmencita dort wie eine Spukerscheinung hindurchgegangen war. Jetzt aber saßen zwischen ihnen zwei Mädchen aus dem Varieté, beide blond, schön und einander ähnlich wie zwei Schwestern, in gleichen Abendkleidern aus blaßgrüner Seide. Beide rührten mit hölzernen Stäbchen im Champagner, der in flachen Gläsern vor ihnen stand. Alle lachten über ein paar Witze, die jener Zollmakler, der keine Verse mochte, zum besten gab; er sprach mit hoher Stimme, und seine Hände fuhren in heftigen Bewegungen über den Tisch. Nur der Dichter saß mit seiner großen, runden Brille aus dickem Glas unbeweglich da gleich einer Eule.

Zwischen Ratko und dem Zollmakler war es zu einem freundschaftlichen Streit gekommen, wie er unter Bezechten üblich ist, und dieser Streit löste Salven allseitigen Gelächters aus.

»Du mußt den Champagner bezahlen«, sagte Ratko. »Du. Dir fällt es leicht. Du bestichst bloß ein- oder zweimal einen Zollbeamten und bezeichnest, was aus Seide ist, als Baumwolle, und auf einmal liegt dir ein Tausender unter dem Kissen.«

»Schweig still, du Schürzenjäger, dir fällt es noch leichter. Du gehst bloß hin und schmeichelst ein wenig deinem Hutzelweib dort irgendwo in der Stigstraße, und das Geld ist da.«

Allen verschlug es vor Lachen den Atem, so daß sie

einen Augenblick stumm und wie gelähmt dasaßen, erst dann begannen sie sich mit der Hand auf die Schenkel zu schlagen und Ratko zu drohen, der ebenfalls herzlich lachte.

Da ließ das Fräulein den Vorhang los und fiel in die festen Arme Jovankas.

Erst als sie wieder in dem dunklen Hof waren, kam das Fräulein richtig zu sich und sah, daß sie sich mit der ganzen Schwere ihres Körpers an Jovanka lehnte, die sie in ihren Armen hielt und wie einen Verwundeten führte. Das beschämte sie so, daß sie sich mit schmerzlicher Willensanstrengung losriß und aus der Umarmung befreite. Aber Jovanka faßte sie wieder unter und flüsterte: »Wir gehen langsam, ganz langsam.«

Als sie vor das Tor gekommen waren, entwand sich das Fräulein ihr wieder und sagte, während sie behende ihren Arm frei machte, mit heiserer, schroffer Stimme: »Danke, ich gehe allein. Ich schaffe es.«

»Wie? Jetzt soll ich dich verlassen, wo du mich am nötigsten brauchst? Nein, nein, ich begleite dich nach Hause. Komm, ganz langsam! Die Luft wird dich erfrischen.«

Das Fräulein blieb stehen. Obwohl völlig erschöpft, fühlte sie, wie sich in ihr plötzlich eine neue, unerwartete Kraft erhob und sie unwiderstehlich antrieb, jede auch noch so kleine Hilfe und alles, was nach Trost und Mitleid aussah, von sich zu weisen. Eine wunderliche, trotzige, zerstörerische und heilbringende Kraft, die darin Rettung suchte, daß sie jede Qual zu Ende führte, daß sie jeden Sturz bis zum Grunde fortsetzte, so daß man den Boden erreichte und dort in Stücke zerbrach oder auf den Füßen landete und sich wieder aufrichtete.

»Danke, nicht nötig«, sagte das Fräulein und stieß die kleine Frau grob von sich.

»Wie? Wie?« stammelte Jovanka, die ihren Ohren nicht traute und sich offenbar in ihrem Beschützerstolz gekränkt fühlte. Sie war verwirrt, was ihr im Leben höchst selten geschah, und stand irgendwie kläglich, klein und überflüssig vor dieser mageren Frau, die auf einmal nichts mehr brauchte.

»Ja. Geh, laß mich! Ich brauche niemand, ich kann alles allein.«

Wie von einem Peitschenhieb getroffen, machte Jovanka auf der Stelle kehrt und ging, ohne ein Wort zu verlieren, mit scharfen Schritten durch die Fürst-Mihailo-Straße davon. Das Fräulein entfernte sich in entgegengesetzter Richtung.

Langsam und nur mit Mühe — wie in einem Traum — kam sie gegen den Wind voran, doch als sie in die Aleksandrova-Straße einbog, fühlte sie, daß sie ihre Kraft überschätzt hatte, daß ihr die Beine den Dienst versagten und das Bewußtsein sie verließ. Um nicht zu fallen, lehnte sie sich an einen eisernen Pfahl, an dem hoch oben eine große elektrische Lampe aus Milchglas im Winde schaukelte. Der untere, gußeiserne Teil des Pfahles war hohl und stellenweise von Granatsplittern aus dem vergangenen Kriege durchschlagen. Durch diese Löcher sauste und pfiff ein toller Wind, und in dieses Pfeifen mischte sich ihr schwaches Weinen und Jammern. Sie fand darin ein wenig Erleichterung, und die Berührung mit dem kalten Eisen tat ihr wohl. Sie hatte den Wunsch, sich noch länger an diesen Pfahl zu schmiegen, aber unverständliche Rufe und lautes Gelächter hinter ihr, das immer stärker wurde, verwirrten

sie. Voller Angst überlegte sie, ob sie sich nicht vielleicht noch in dem Raum mit der bezechten Gesellschaft befand. Als sie sich von dem Laternenpfahl losgerissen hatte, bemerkte sie, daß Kutscher, die neben ihren Droschken mit den brennenden Laternen beieinander standen, spöttische Bemerkungen machten und über sie lachten, in der Meinung, sie hätten es mit einer Betrunkenen zu tun.

»Wir wollen Sie fahren. Für dreißig Dinar.«

»Fahren wir, Frauchen!«

»Besoffen ist sie, besoffen!« rief lakonisch ein dritter Kutscher.

Das Fräulein nahm alle Kraft zusammen und ging weiter.

Mühevoll und langsam war der Weg durch die lange Aleksandrova-Straße. Der Wind schaukelte die wenigen großen elektrischen Lampen, die über der Straßenmitte hingen. Mit diesen Bewegungen schob sich zugleich auf dem kotigen und zerwühlten Pflaster das schwache Licht mit den riesigen, unruhigen Schatten hin und her. So hatte das Fräulein den Eindruck, daß sich die Erde wellte und ihr unter den Füßen fortglitt. Von Zeit zu Zeit zitterte sie vor Angst, sie könnte straucheln und fallen, aber sie blieb nirgends stehen, denn das grobe Gelächter der Kutscher und ihre unverständlichen Zurufe, die ihr fortwährend in den Ohren klangen, trieben sie vorwärts. Lange watete sie so durch die Nacht. Es war ihr, als ginge sie diesen Weg zum erstenmal und als sei die Nacht voller Trugbilder und Hinterhalte. (Oft kann man so einen unglücklichen Mann oder eine solche Frau durch die Straße gehen sehen; der Mensch ist scheinbar wie die anderen Passanten, er

spricht nicht, weint nicht, wirft nicht die Arme, aber wenn man sich ihn näher beschaut, sieht man, daß er von frischem Leid geschüttelt wird und sich wie ein Blinder bewegt, getragen vom Rhythmus eines inneren Zwiegesprächs, das ihn in diesem Moment in Spannung hält und ganz ausfüllt.) So taumelte sie durch die endlose Aleksandrova-Straße, und wie ein furchtbar scharfes Messer bohrte in ihr ein Gedanke, den sie nicht einmal vor sich selbst klar darzulegen und zu entwikkeln wagte. Wie kam es, daß in ihren reifen Jahren sie ein Lächeln, welches an Onkel Vlado erinnerte, hinriß, daß sie sich mütterlich eines Hohlkopfs und Landstreichers annahm und ihm wie im Spiel und Scherz große Summen Geldes in den Schoß warf, *ihres* Geldes, das teurer war als Blut und kostbarer als das Augenlicht? Wo waren ihre Augen, ihre Erfahrung und ihr Verstand geblieben? Wie konnte sie sich von dieser unberechenbaren Intrigantin Jovanka leiten lassen, und wie konnte sie, die nie ein Café betreten hatte, jetzt mit ihren grauen Haaren schmutzige, anrüchige Winkel aufsuchen und irgendeinem jungen Mann nachspionieren, der ihr nichts bedeutete und an dem ihr wirklich nicht mehr gelegen war als an einem Bild in einer Illustrierten, das an Onkel Vlado erinnerte?

Als wäre sie eben aus dem Schlaf erwacht, sah sie jetzt all diese Fragen und damit ihre eigene unverständliche Torheit, den argen Schaden und die große Schande vor sich, die sie am besten totschweigen oder wenigstens im Augenblick auch vor sich selbst verbergen mußte, wenn sie bei Verstand bleiben, diesen verwünschten Weg fortsetzen und lebend ihr Haus erreichen wollte. Vor Scham und Wut weinte sie, doch ihre Augen blieben trocken,

und sie sprach zu sich selbst, ohne Worte, in einer stummen, aber beredten Sprache, die allein sie verstand, denn nur im Zusammenhang mit ihrem ungewöhnlichen Leben hatte diese Sprache Sinn und Bedeutung, sonst entbehrte sie — wie das Greinen eines Kindes und eine verzweifelte Totenklage — jeder Logik und sichtbaren Verbindung zur Wirklichkeit. Mit diesem tränenlosen Weinen und diesen unaufhörlichen, unausgesprochenen Sätzen wandte sie sich an jenes Grab in Sarajevo, bat es, ihr zu verzeihen, was sie sich selbst nicht verzeihen konnte, sie zu verstehen, zu begreifen, wie schwer es war, ohne irgend jemand zu leben, und wie unmöglich, mit den Menschen auszukommen. ›So große Hindernisse gibt es in der Welt, Vater, so große, unvorhergesehene Veränderungen und nicht geahnte Überraschungen, daß der Mensch mit seinen Anstrengungen, allem vorzubeugen und sich zu erhalten, töricht erscheint. Alles weiß ich, und an alles erinnere ich mich, was du mir aufgetragen und als Vermächtnis hinterlassen hast, doch was nützt es, wenn die Welt so beschaffen ist, daß Lug und Trug in ihr mächtiger sind als das übrige. Alles, alles habe ich getan, um mich zu sichern. Aber was fruchtet das, wenn sie dir von einer Seite kommen, von der du es nicht erwartest. Und wenn uns niemand betrügt, so betrügen wir uns selbst. Verzeihe mir, daß ich nach so vielen Jahren und Anstrengungen derart verloren und hilflos bin, aber nicht ich bin meinem Gelöbnis untreu geworden, sondern die Welt hat mich verraten. Du weißt, wie ich mich abgemüht habe — in blutig schwerer Arbeit. Ich dachte, daß deine Worte, vereint mit meinem Willen und meinen Anstrengungen, mich genügend gegen alles beschützen

würden. Aber dem ist nicht so. In dieser Welt gibt es keinen Schutz und keine sichere Obhut. Es ist schlimmer und schwieriger, Vater, als du geahnt hast. Wer fortlebt, der sieht erst, wie diese Welt und die Menschen in ihr sind. Wer nichts hat, der wird getreten; wer etwas erwirbt, dem nimmt man es.‹

So ungefähr sprach das Fräulein bei sich; sie beklagte sich wie ein Kind sinnlos über alles und jeden, und sie schickte ihre Klage in die Ferne und an das Grab in jener Ferne, aber auch von dieser Seite kam kein Echo und kein Trost. Deshalb wandte sie sich den Lebenden zu und dachte über Ratko, Jovanka und ihr Erlebnis nach. Sie fragte sich: ›Kann dieses männliche Tier nicht für einen einzigen Augenblick rein und ehrlich sein, wenigstens ausnahmsweise? Anscheinend nicht. Und kann sich niemand einem anderen ohne verborgene Absichten und Begierden nähern? Wie soll sich der Mensch da zurechtfinden und gegen alles verteidigen, was ihm maskiert und verlogen naht, gegen die häßlichen, gefährlichen und unerforschlichen Triebe, die in den Menschen leben und über die ihr anderen keine Macht habt, denn nicht einmal sie selbst kennen ihre Triebe richtig, geschweige denn, daß sie ihrer Herr wären?‹

Immer schneller und lebhafter kreuzten sich derartige Fragen, jagten einander und legten sich in ihr übereinander. Sie beugte sich unter dieser Last, die ständig wuchs, aber sie fand keine Antwort. Und sie konnte sie nicht finden, denn wenn Leute wie sie in eine solche Lage geraten, können sie nichts begreifen und vom Leben nichts anderes sehen und hören als dessen Mängel und ihre eigenen Klagen darüber.

Als sie an der Ecke ihrer Straße anlangte, blieb sie unbewußt stehen und bog in sie ein. Sie schloß das Tor so langsam und ungeschickt auf, als wäre es ein fremdes, und trat ins Haus. Hier vermochte sie eben noch das Licht anzuzünden. Sie wollte auch ihren langen schwarzen Mantel ausziehen, aber bei der ersten Bewegung verließen sie ihre Kräfte. Die ganze bisherige qualvolle Selbstbeherrschung schwand jäh dahin, löste sich wie ein Krampf. Sie sank in die Knie, aber so, daß sie mit Kopf und Händen auf das Bett fiel. Es war ihr nicht mehr möglich, zu stehen, etwas zu sehen oder sich zu beherrschen. Die Erde zog sie unwiderstehlich an. Aber größer und stärker als alles war das Bedürfnis, ob des verlorenen Geldes und der unerklärlichen plötzlichen Blindheit aufzuschreien wie ein Verwundeter. Sie war ganz von einem großen Leid erfüllt, das wie ein dunkles Gebirge in ihrer Brust lag und sie niederdrückte. Mit dem Aufschrei wich dieses Leid wenigstens zum Teil von ihr und wurde, wie ihr schien, leichter und erträglicher. Sie stritt und sprach mit niemandem mehr. Auch wußte sie nicht, wer sie war und wo sie sich befand, sie war nur mehr ein Knäuel Leid, von dem sich der dünne Faden ihres Wehgeschreis abwickelte.

Als sie aus der Ohnmacht auftauchte und wieder das Licht und das vertraute Zimmer um sich erblickte, sah sie, daß sie sich in einer ungewöhnlichen Lage befand. Lange kämpfte sie gegen den Zweifel an, aber als sie mehr und mehr zu sich kam, wurde ihr immer klarer, daß ihre Mutter auf dem Boden saß und sie, Rajka, auf dem Schoß hielt. Das hätte sie sich nicht träumen lassen. Es schien undenkbar, daß die kleine Alte ihre große und knochige Tochter trug; und dennoch war es so.

Mütter sind geübt in ihren Bewegungen und verfügen über ungeahnte Kräfte. Die alte Frau hielt diesen mageren, niedergesunkenen Körper, der in der Taille und den Knien eingeknickt war, auf ihrem Schoße wie auf alten Bildern die Mutter Gottes den toten Christus; mit einer Hand stützte sie den herabhängenden Kopf der Tochter, und mit der zweiten benetzte sie ihr die Stirn und den noch immer offenen Mund. Das Wehgeschrei aus diesem Mund ging in ein gleichförmiges Schluchzen über. Und wie zwei ungleich tickende Uhren hörte man im Zimmer ihr Schluchzen neben den leisen Koseworten der Mutter:

»Nicht doch, Rajka, mein Seelchen! Nein, Mamas Liebste, bitte nicht! Schau, Mama ist bei dir. Alles wird wieder gut.«

Wie eine endlose Melodie wiederholte so die alte Frau die uralten, einfachen Worte, die bloß im Munde einer Mutter Leben und wahre Bedeutung erlangen, und sie wiegte ihre große Tochter auf dem Schoße so leicht und gewandt, als hätte sie seit eh und je, bis gestern noch, nur das eine getan und nicht seit mehr als dreißig Jahren neben ihr hergelebt, lechzend nach allem möglichen, besonders aber nach einem warmen Wort und einem offenen Blick.

VIII

Das Fräulein verwand unter Schmerzen, doch rasch und schweigend den großen Verlust und die bittere Enttäuschung. Die Mutter pflegte ihre Tochter ohne den Schatten eines Vorwurfs, ohne ein Wort der Frage, mit jener Liebe, die weder Ursache noch Erklärung sucht. Am nächsten Tag rief sie einen Arzt, einen ruhigen Mann, der auf unhörbaren Sohlen einherschritt und sich überhaupt so geschmeidig und leise bewegte, als wäre er ganz aus Gummi. Bei dem Gedanken an das Honorar für den Arzt fuhr das Fräulein auf, aber sie war zu schwach und erschöpft, um sich einer Untersuchung zu widersetzen. Beim Weggehen sagte der Arzt zu der alten Frau, daß es sich um eine vorübergehende Sache handele, daß aber das Fräulein allem Anschein nach einen organischen Herzfehler habe, den erst ein Spezialist durch eine klinische Untersuchung feststellen könne. Das müsse so bald wie möglich geschehen. Bis dahin gelte es, Aufregungen jeder Art von ihr fernzuhalten. Am vierten Tag jedoch stand das Fräulein plötzlich auf, wie durch ein Wunder genesen. Sie stieß die Mutter von sich und sagte kühl, daß sie nicht krank sei und keine Heilung und Pflege brauche. Entschieden

lehnte sie es ab, ihr Herz von einem Arzt untersuchen zu lassen. Als sie wieder auf den Füßen stand, schaute sie an sich herab, blickte im Zimmer umher und auf den herbstlichen Himmel mit dem Gewirr kahler Äste draußen, raffte sich auf wie ein Mensch nach einem schweren Schlag und sprach sich selbst den ersten Gedanken vor: ›Na und! Auch wenn alles zugrunde geht und treulos wird, die Sparsamkeit bleibt. Sie ist von niemand abhängig. Ich werde sparen, und die Sparsamkeit wird mir wenigstens etwas von dem zurückgeben, was mir die Leute genommen haben, und zum Schluß vielleicht auch das, was alle Anstrengungen mir nicht einbringen konnten. Wer weiß? Und selbst wenn das nicht der Fall ist, werde ich wieder mit allen Kräften sparen, den Umständen und Menschen zum Trotz. Noch besser und mehr als bisher.‹ Bei diesem Gedanken erbebte sie so tief und gewaltig, als wollte sie alles von sich werfen, was sie in den letzten Tagen bedrückt hatte. Und so wurde sie, noch ganz in diesen kalten Schauder gehüllt, plötzlich gesund und begann, düster und blaß, ihr Alltagsleben mit den alten Gewohnheiten wieder aufzunehmen.

Am folgenden Tag eilte Ratko in die Stigstraße. Das Fräulein empfing ihn ruhig, ohne ein Zeichen von Zorn oder Überraschung. Man sah ihm gleich an, daß er durch Jovanka von ihrem nächtlichen Besuch im »Kasino« unterrichtet war. Der schöne junge Mann benahm sich wie ein Kater, den man beim Stehlen ertappt hat. Er versuchte sein Verhalten zu erklären und sich zu rechtfertigen, doch das Fräulein blickte auf ihn wie auf eine Puppe mit einem gemalten Lächeln, und seine Worte gingen an ihr vorbei wie leeres Geplapper. Sie

hatte ihn verschmerzt und verwunden, ein für allemal, ihn und sein Lächeln samt ihrem Geld. Sie konnte nichts Gemeinsames finden zwischen diesem lästigen jungen Menschen und ihrer Erinnerung an Onkel Vlado, die in ihr unberührt blieb, lebendig und teuer, wie sie es immer gewesen.

So kam er noch einigemal, stellte Fragen, wollte sich einschmeicheln, bot ihr Dienste, Erklärungen und Reue an, alles, nur nicht das geliehene Geld. Er schwor zwar, daß er bald seine Arbeit aufnehmen, daß er verdienen und die Schulden zurückzahlen werde, aber das Fräulein wußte, welchen Wert die Schwüre schwacher, lasterhafter Menschen haben. Sie hatte ihn abgeschrieben; nicht einmal der Gedanke an die Möglichkeit, wirklich etwas von ihrem Geld zu retten, hätte sie bewegen können, ihm ernsthaft zuzuhören und ihn mit anderen Blicken anzusehen. Schließlich stellte er seine Besuche ein.

Schwieriger war es mit Jovanka, die weder Ratko noch dem Fräulein verzeihen konnte, wie sie ja nie einem Menschen verzieh, der sie in einer ihrer Beschützerrollen störte, welche sie mit soviel Mühe und Begeisterung, so lange, so hingebungsvoll und uneigennützig einstudiert hatte.

Derart zanksüchtige und bösartige Toren sind für gewöhnlich frech und dickköpfig. (Doch Frechheit und Dickköpfigkeit sind Bruder und Schwester.) Und wenn sie euch Schaden oder Schande bereiten, gelingt es ihnen regelmäßig, zuerst sich selbst und dann die Mehrzahl der Leute davon zu überzeugen, daß ihr selbst an eurer mißlichen Lage schuld seid. So habt ihr einen doppelten Schaden, ihre Eitelkeit hingegen hat einen doppelten

Erfolg zu verzeichnen. Den ersten, als sie euch zu dem falschen Schritt überredeten. Den zweiten, als es ihnen gelang, die Verantwortung auf euch abzuwälzen. Deshalb können die frechen und dickköpfigen Menschen nie von ihren Fehlern und Schwächen ablassen, denn sie bekommen nie die schlechten Folgen ihrer Fehler an sich selbst zu spüren und merken also nicht, daß sie damit behaftet sind. Deshalb sollte man sich solche Menschen möglichst weit vom Leibe halten, auch wenn ihre sonstigen Eigenschaften noch so gut und nach außen hin gefällig wirken.

Nach jener sonderbaren Nacht, die ihr statt des Triumphes eine große sentimentale Niederlage gebracht hatte, wandte sich Jovanka plötzlich und mit aller Macht nicht nur gegen ihren nichtsnutzigen Schützling, sondern auch gegen ihre Freundin. Und mit demselben leidenschaftlichen Eifer, mit dem sie ihnen bisher kleine und große Dienste und Aufmerksamkeiten erwiesen und sich ihre Sorgen zu eigen gemacht hatte, fing sie jetzt an, sie mit ihrem Haß und ihrem Klatsch zu verfolgen.

»Was für ein vaterlandsloses Gesindel und gemeines Volk sich in unser Belgrad ergießt, das können Sie sich nicht vorstellen«, sagte Jovanka zu verschiedenen anderen Schützlingen, die noch in ihrer Gnade waren.

Und dann erzählte sie, wie sehr Ratko und das Fräulein sie enttäuscht hätten; dabei leuchteten ihre Augen, und sie bebte vor innerer Wut und Erbitterung. Sie behauptete, das Fräulein habe mit Ratko ein »Techtelmechtel« gehabt, sei in Sarajevo österreichische Spionin gewesen und habe deswegen Bosnien verlassen müssen, Ratko aber habe in Saloniki mit weißen Sklaven gehan-

delt. Und jeden Tag fügte sie ihrer Fabel etwas Neues hinzu.

Sie verschaffte sich aus Sarajevo die Nummern der dortigen Zeitungen, in denen Angriffe gegen das Fräulein abgedruckt waren, und zeigte sie frohlockend den gemeinsamen Bekannten, die natürlich nicht dazu kamen, sie durchzulesen. Sie bezeichnete Ratko nur noch als »angeblichen Freiwilligen« und Apachen und das Fräulein als eine »schwarz-gelbe Wucherin«, Spionin und Pfennigfuchserin.

Erst nach fünf bis sechs Wochen packte sie ihre Zeitungsnummern für immer ein und ließ vom Fräulein und von Ratko ab, um ihre Hand auf andere Auserwählte niederzulassen.

Aber das alles konnte das Fräulein nicht rühren und bewegen; noch in jener Nacht und während ihrer Krankheit hatte sie alles bedacht und unbarmherzig ein für allemal abgeschrieben. Ihr Leben floß ruhig dahin, öde und grau für andere, für sie jedoch reich und inhaltsvoll, ganz ausgefüllt mit kleinen Geschäften und unendlicher Sparsamkeit. Weiterhin besuchte sie die Wechselstuben vom »London« bis zum »Kolarac«, erkundigte sich nach dem Stand der Devisen, prüfte die Kurse, und zwar die öffentlichen, die auf den Tafeln vor den Geschäften vermerkt waren, aber auch jene heimlichen, flüsternd weitergesagten. Sie kaufte und verkaufte hier und da etwas, aber nur in geringem Umfang und immer zaghafter. Sie besuchte jene zwei oder drei Banken, mit denen sie in Verbindung stand. Von einem Konto warf sie ihr Geld auf das andere oder hob es in einer Bank ab, um es unter gleichen Bedingungen bei einer anderen einzuzahlen. Sie trug es wie eine

Katze ihre Jungen von einer Stelle, die ihr zweifelhaft vorkam, an eine zweite, die gleich darauf ebenfalls unsicher erschien. Und dabei bemerkte sie nicht den Ausdruck des Überdrusses und der Verwunderung auf den Gesichtern der Prokuristen und Beamten, auch nicht das mitleidig-spöttische Lächeln, mit dem selbst die Diener sie empfingen und hinausbegleiteten. Mit Veso stand sie im Briefwechsel. Er blieb immer derselbe. Wie ihn der Weltkrieg nicht erschüttert hatte, so konnte ihn auch die unerhörte Konjunktur der ersten Jahre nach der Befreiung weder aus der Ruhe und aus seinen Gewohnheiten herausreißen noch vom Handel im kleinen abbringen, von den niedrigen, doch sicheren Gewinnen und dem großen Vergnügen, das er bei dieser Arbeit und dieser Lebensweise empfand.

In solchen Geschäften, im ewigen Streben nach immer größerer, vollendeterer Sparsamkeit und im Kampf gegen jede Ausgabe verlor sich Rajkas Leben, in dem der Vorfall mit Ratko und Jovanka keine Narbe und keine Veränderung hinterlassen hatte, weil anscheinend nichts mehr seinen Verlauf verändern oder stören konnte. Nur der Herzfehler, den jener stille Arzt schon nach oberflächlicher Untersuchung vermutet hatte, bereitete dem Fräulein Unbehagen und Schwierigkeiten. Jetzt geschah es des öfteren, daß sie in der Nacht mit dem Gefühl aufwachte, keine Luft zu bekommen und zu ersticken. Auch sonst, wenn sie nur im geringsten erschrak oder überrascht wurde, schlug und dehnte sich ihr Herz so sehr, daß es ihr dunkel wurde vor den Augen und ihr der Boden unter den Füßen schwand. Die Mutter, der diese Anfälle, wie sehr das Fräulein sie auch leugnete und verheimlichte, auffielen, versuchte

vergeblich, die Tochter zu bewegen, einen Spezialisten aufzusuchen. Wenn sich das Fräulein nicht anders zu helfen wußte, faßte sie das Ganze als einen Scherz auf.

»Das hat überhaupt nichts zu sagen, Mutter. Du weißt, daß man mir immer gesagt hat, ich hätte ein schlechtes Herz!«

Geizige lieben im Grunde keinen Spaß, denn sie halten ihn wie jedes Spiel für Luxus und Zeitverschwendung, aber sie nehmen auch zu ihm ihre Zuflucht, wenn sie keinen anderen Ausweg und keinen besseren Schutz finden.

In Wirklichkeit ärgerte sie sich über ihre Mutter, über sich selbst und ihr Herz, das nach einem Arzt und Arzneien verlangte. (Was nützte ihr ein Herz, das Auslagen verursachte?) Sie war fest entschlossen, ihre Schwäche nicht einzugestehen, sie wollte sterben, wenn es nötig war, nicht aber krank sein und sich kurieren lassen. Mit ängstlich forschendem Blick, mit dem Mütter ihre launischen kranken Kinder betrachten, strich die Mutter um sie herum. Und trotzdem erkrankte als erste nicht die Tochter, sondern die Mutter. Im Frühling, drei Jahre nach ihrer Ankunft in Belgrad, wurde die alte Frau plötzlich aufs Krankenlager geworfen.

Auch nach jener Herbstnacht, als die Mutter Rajka ohnmächtig auf dem Fußboden fand, sie so mütterlich aufhob und zu pflegen begann, blieb das Verhältnis zwischen ihr und der Tochter so, wie es immer gewesen: trocken, gezwungen, ohne Wärme und Innigkeit. Es sah aus, als hätten sie einen und denselben ungewöhnlichen Traum gehabt, den die Tochter sogleich vergessen hatte und den die Mutter nicht zu erwähnen

wagte. So blieb dieser ganze Vorfall zwischen ihnen beiden — verschüttet, von allem losgelöst und gleichsam unwirklich. Auch die Krankheit der alten Frau änderte nichts daran. Sie war kurze Zeit krank, schämte sich ihrer Krankheit und versagte es sich, etwas von ihrer Tochter zu verlangen. Von Zeit zu Zeit stöhnte sie laut auf, aber sobald sie Schritte hörte, hielt sie an sich und verstummte, so sehr das auch ihren Schmerz vermehrte. Auf alle Fragen antwortete sie, daß sie sich besser fühle als gestern und daß alles vorübergehen werde. Lange verhandelten sie, ob sie einen Arzt rufen sollten, doch als sie ihn schließlich riefen, zeigte es sich, daß es sich um eine weit fortgeschrittene Lungenentzündung handelte. Da kam auch das Fräulein zur Besinnung. Sie nahm eine Frau, um eine Hilfe im Hause zu haben, und sie selbst pflegte die Mutter gewissenhaft und ergeben, obwohl auch dann jene ungewöhnliche Kühle und wunderliche Zurückhaltung nicht verschwand, die von jeher zwischen ihnen geherrscht hatte. Aber das alles dauerte nicht lange. Am neunten Tag versagte das Herz den Dienst, und die Kranke verschied.

Das Fräulein war mehr von der Schnelligkeit und Einfachheit erschüttert, mit der aus einem lebenden Menschen eine kleine, hilflose Leiche wurde, als von irgendwelchen Gefühlen der Trauer und des Verlustes. So sehr sie in sich hineinschaute und über alles nachdachte, sie konnte nichts in sich entdecken, was einer echten, tiefen Trauer ähnlich gesehen hätte. Es wurde ihr unbehaglich bei diesem Gedanken. Wenn sie im Finstern auf dem Bett lag, sprach sie sich selbst die Worte vor, die sie tagsüber ständig vor anderen wiederholt hatte: ›Die arme Mutter! Möge Gott sie erlösen!‹

Aber weder bei Tage noch bei Nacht konnte sie eine Träne aus sich herauspressen.

Zum Begräbnis kamen zwei bis drei Frauen aus der Nachbarschaft und die ganze Familie Hadži-Vasić. Gazda Djordje war tief betrübt. Sein blasses Gesicht verriet die große innere Trauer, die von den kleinen, seltenen Tränen und dem höflichen kaufmännischen Gebaren so schlecht zum Ausdruck gebracht wurde. Doch nach dem Begräbnis lud das Fräulein niemand zum Kaffee ein. Betreten ob dieses Benehmens, das gegen alle Sitte und Ordnung verstieß, luden die Verwandten sie ein, wenigstens zu ihnen zu kommen und mit ihnen den Schmerz und die Schwere dieser schwersten Augenblicke zu teilen, sie aber antwortete offen, daß sie das nicht nötig habe und allein bleiben wolle. Und sie blieb es.

Nun erst begann Rajkas richtiges Leben, nach dem sie sich von jeher unbewußt gesehnt und von dem sie immer etwas getrennt hatte. Auch die Mutter hatte trotz ihres sklavischen Gehorsams bis zum letzten Tag im Hause irgendeine Kleinigkeit beibehalten, etwas von den alten Gewohnheiten, die sich nicht hatten ausrotten lassen. Jetzt war das alles vorbei.

Das Fräulein schaffte sogleich den großen Kater Gagan fort, einen schweren Vielfraß und Faulenzer, dessentwegen sie mit der Mutter bis zum letzten Tag so oft aneinandergeraten war. Dann verkaufte sie auch alle Bücher, die ihre Mutter hinterlassen hatte. (Sie selbst schaffte sich schon längst keine neuen mehr an, und sie las nichts, nicht einmal deutsche Reisebeschreibungen wie einst, denn sie hatte weder die Zeit noch das Bedürfnis zu lesen.) Sie entfernte die Töpfe mit den

Blumen, diesen Luxus, den die alte Frau Jahre hindurch zäh verteidigt hatte. Die Blumen und die Erde warf sie wütend und rachsüchtig auf den Kehrichthaufen, die Blumentöpfe aber hob sie auf, um sie bei einer günstigen Gelegenheit zu verkaufen. Sie hielt die große Wanduhr an, die ebenfalls Gegenstand ständiger, langer Streitigkeiten zwischen der Mutter und ihr gewesen war. Das Fräulein vertrat die Ansicht, daß die alte Uhr etwas Teures und Überflüssiges sei, da man im Hause zwei Taschenuhren habe, die Mutter aber behauptete, daß sie die Uhr aus ihrem Vaterhaus mitgebracht, daß sie bei ihrem Ticken eine glückliche Kindheit und noch glücklichere Ehejahre verlebt habe und sie bis zu ihrem Lebensende zu hören wünsche, nachher mochte man damit machen, was man wollte. Das Fräulein hatte nie begreifen können, welcher Zusammenhang zwischen dem, was die Mutter Glück nannte, und dem Ticken einer alten Uhr bestehen sollte, und so hielt sie jetzt rasch und voller Schadenfreude die Uhr für immer an, so daß man sie nicht mehr instand zu setzen, aufzuziehen und zu ölen brauchte. Auch die letzten Tischtücher und Samtdecken, welche die Mutter noch in ihrem Zimmer behalten hatte, entfernte sie und deckte Zeitungen über die Sachen. Sie nahm alle Bilder von den Wänden bis auf das des Vaters. Im ganzen Haus blieb nichts von den überflüssigen Kleinigkeiten, die unsere Aufmerksamkeit ablenken und verbrauchen und ohne die der größte Teil der Menschen sein Leben nicht als Leben betrachtet. Kein Schimmer, kein Ton, keine Spur war mehr von schädlicher Empfindsamkeit und teuren Vergnügungen. So war das Fräulein schließlich, nach vielen Jahren kleiner Zugeständnisse, wirklich frei in dem

Haus, das ihren tiefsten Wünschen und Bedürfnissen am besten entsprach. Frei und allein.

Jede wirkliche, große Leidenschaft verlangt Einsamkeit und Anonymität. Ein Mensch, der seiner Leidenschaft frönt, wünscht ungesehen und unbekannt zu bleiben, allein mit dem Gegenstand seiner Leidenschaft. Von allem anderen mag und kann er mehr und besser erzählen als von dem, worauf seine Gedanken und Wünsche hauptsächlich zielen. Selbst das Laster hat seine Scham und seine Rücksichten, wenn auch verkehrte und ungewöhnliche. Und das Belgrad dieser Jahre war die rechte Umwelt für einen Menschen, der in der Menge allein und im wogenden Getümmel unbemerkt zu bleiben wünschte. In der anheimelnden, reichen Unordnung, in dem ständigen Zustrom neuer und verschiedenartiger Menschen, neuer Lebensformen und Gewohnheiten, in der plötzlichen und unausgeglichenen Wandlung und Entwicklung auf allen Gebieten, in diesem Leben ohne Rast und Ruh konnte ein Mensch Zuflucht finden und – allein und von keinem gesehen – nach seinem Willen leben wie in einem dichten Wald oder in einer Millionenstadt. Hier fand auch das Fräulein ihren Platz.

Mit der Zeit kamen im Land und in der Hauptstadt die Verhältnisse wieder ins Geleise, und die Geldgeschäfte sanken auf das gewöhnliche Maß herab; nichts war mehr da von jener wilden Üppigkeit, in der die Spekulation blühte, und auch die plötzlichen Änderungen und Sprünge hörten auf. Nacheinander verschwanden die Wechselstuben auf der Terazije. Mit ihnen schwand auch die Möglichkeit des abwechslungsreichen und geheimen Spiels, das der Mensch unbemerkt und

anonym betreiben konnte, um zu verlieren oder so viel zu gewinnen, als er den anderen an Klugheit, Stärke und Glück voraushatte, wobei er niemand Rechenschaft zu geben brauchte, weder über die Verluste noch über die Gewinne, noch über das leidenschaftliche Gefühl der Freude oder der Enttäuschung, das sie begleitete. Die hohe Flut der allumfassenden Spekulation, die in den ersten Jahren geherrscht hatte, sank und zog sich in die Banken und Ämter zurück; für kleine Geschäfte und Gewinne war kein Platz und keine Gelegenheit mehr. Aber auch unabhängig davon wurde das Fräulein immer vorsichtiger und konnte sich immer schwerer zu Geschäften entschließen, auch wenn sie noch so klein waren, bis sie sich endlich ganz und ausschließlich dem Sparen widmete. An Geldverleihen gegen Zinsen war in dieser neuen, unbekannten und gefährlichen Umgebung nicht zu denken. In Geschäfte, wenn man diese kleinen, ängstlichen Zapfversuche am Rande des großen Spiels der Währungen und Wertpapiere Geschäfte nennen konnte, ließ sie sich nur ein, sofern sie fast dem Sparen gleichkamen, das heißt, sicher, schnell und unmittelbar waren, selbst wenn sie nur kleinsten Gewinn brachten. Sie söhnte sich mit dem Gedanken aus, daß ihr jährliches Einkommen, das von der Miete in Sarajevo, den verschiedenen Aktien und den Zinsen für das angelegte Bargeld stammte, mehr oder weniger unverändert blieb und bei einer Veränderung eher eine fallende als eine steigende Tendenz aufwies, aber sie bemühte sich deshalb mit leidenschaftlicher Anstrengung, ihre Bedürfnisse und Ausgaben unablässig zu vermindern und möglichst viel von diesem Einkommen zu sparen und dem Kapital zuzuschlagen, das still dalag

und sich bescheiden und langsam, doch ständig und sicher vermehrte. Sie gab sich ganz dieser Anstrengung hin und vergrub sich in sie — stumm, taub und triebhaft wie ein Wurm ins Holz.

So verstrichen etwa zehn Jahre voller Ereignisse und Veränderungen, die im damaligen Belgrad lebhafter waren und tiefer gingen als anderswo. Das Fräulein folgte diesen Veränderungen nicht, sie bemerkte sie fast gar nicht. Und wenn sie an großen Feiertagen zu den Hadži-Vasić ging und verschiedene Neuigkeiten über einzelne Personen und die Familie erfuhr, war es ihr, als käme sie aus einer anderen Welt.

Frau Seka war noch voller und schwerer geworden; die Augen sahen noch lebhaft und feurig aus, doch die Hautfarbe war dunkelgelb, und das Schnurrbärtchen verwandelte sich in kleine Borsten. Sie hatte beide Töchter verheiratet und das recht gut. Die Mädchen hatten nämlich nicht ihre jungen Tänzer und nicht die fortschrittlichen Dichter geheiratet, für die sie im Jahre 1920 geschwärmt hatten. Danka war die Frau des bekannten Bankiers Stragarac geworden; zwar hatte sie das Schnurrbärtchen der Mutter geerbt, doch gegen die Beleibtheit kämpfte sie mit größerem Erfolg; sie hatte schon zwei Kinder. Darinka war mit einem Architekten mittleren Alters verheiratet, der als Professor an der Technischen Fakultät lehrte. Miša hatte ebenfalls in die Bankiersfamilie eingeheiratet, und so war man mit der Familie Stragarac doppelt verwandt. Ihr Mann galt bereits als Experte für Finanzfragen und arbeitete als Delegierter in verschiedenen internationalen Kommissionen. Gazda Djordje war plötzlich gealtert, ohne sich besonders verändert zu haben. Er fiel in sich zusam-

men und wurde ganz offensichtlich kleiner, aber er blieb derselbe.

So hörte sie, als sie wieder einmal auf der Slava bei den Hadži-Vasić weilte, vom Tode Jovankas. Sie war im Inneren Serbiens, wohin sie in fremder Sache gereist war, am Typhus gestorben. Infiziert, falsch behandelt und schlecht gepflegt, erlag sie der Seuche. Und auf der Slava des folgenden Jahres, 1928, erfuhr sie aus einem zufälligen Gespräch, das in ihrer Gegenwart geführt wurde, daß Ratko Ratković Verwalter eines großen Staatsgutes in Slawonien geworden sei, dort hohe Persönlichkeiten willkommen heiße und Empfänge und Vergnügungen veranstalte, von denen die Zeitungen schrieben und die Leute sprächen.

Das alles erfuhr das Fräulein nur zufällig, hörte es ohne die geringste Aufregung und vergaß es restlos und augenblicklich, sobald sie in ihre Stille zurückkehrte, in der man weder heiratete noch krank war, noch starb. (Eigentlich war das nur insoweit richtig, als es sich auf Heirat und Tod, nicht aber auf die Krankheit bezog, denn man konnte nicht behaupten, daß Rajka nicht krank war. Ihr Herzfehler wurde chronisch und allem Anschein nach immer ärger. Aber das Fräulein gestand sich ihre Not nur für wenige Sekunden ein, das heißt so lange, als der Anfall währte; sobald er vorüber war, leugnete und vergaß sie es und ließ sich nicht in der Ruhe stören, die sie in und um sich geschaffen hatte.)

Die große Wirtschafts- und Geldkrise, die um das Jahr 1930 ausbrach, zwang das Fräulein, aus dieser Ruhe herauszugehen, nicht um zu verdienen, sondern um das Gewonnene zu verteidigen. Als eine Schwankung im Geschäftsgebaren der Banken spürbar wurde, da war

sie unter den ersten, die ihre Einlagen zurückzogen und so verhinderten, daß sie »einfroren«. Sie mußte sogar das Haus abschließen und nach Zagreb reisen, um das Geld abzuheben, das sie dort auf der »Serbischen Bank« hatte.

Das waren qualvolle und aufregende Tage. Noch einmal zeigte sich in ihr die alte Kraft und Unternehmungslust, ewig genährt von demselben Wunsch: nicht auf der Seite der Verlierer zu sein, niemals und um keinen Preis, nicht für einen Augenblick. Da fühlte sie so recht, daß sie ganz allein auf der Welt war, mehr als sie sich hätte träumen lassen, und daß sie keinen ihr nahestehenden und verläßlichen Menschen hatte, mit dem sie sich beraten konnte, wenigstens in Geldfragen, wie einst mit Konforti, Direktor Pajer oder Veso. Sparen konnte man allein, ohne einen anderen, aber unter diesen Umständen Geschäfte zu machen und sich zu verteidigen war sehr schwer und wurde von Jahr zu Jahr schwerer.

Verstört und besorgt ging sie in die Banken, bat und log hartnäckig und ziemlich plump, daß sie dringend Geld brauche, um unaufschiebbare Schulden zu bezahlen. Mit Bündeln von Tausendern und Hundertern, die wie ein Panzer um die magere Brust gebunden oder ins Kleid genäht waren, ging sie scheu durch die Straßen, wobei sie sich immer wieder vor Angst, es könnte ihr jemand folgen, umschaute. Bewußt und auffällig gab sie ihren Safe in der Donau-Bank, in dem sie Dukaten und Wertpapiere aufbewahrte, mit der Bemerkung auf, sie brauche keinen Safe mehr, denn sie habe nichts einzulegen. Aber zu Hause hatte sie ihre liebe Not mit den Geldscheinpaketen und dem Beutelchen Gold, da sie

nicht wußte, wo sie alles verstecken sollte. Sie beschaffte sich amerikanische Schlösser für die Haustür und die Stubentüren; sie kaufte sie in Zagreb, damit sich der hiesige Schlosser, der sie anbringen sollte, keine Schlüssel dazu anfertigen konnte. Dann ließ sie an allen Fenstern eiserne Querstangen anbringen. Lange quälte sie sich, im Hause geeignete Verstecke für ihr Geld zu finden, so daß es auf mehrere Stellen verteilt, doch an allen sicher sei. Sie verschaffte sich Blechschachteln, auf die sie die Geldscheine, das Gold und die Wertpapiere verteilte, und versteckte sie in den Öfen, die nicht geheizt wurden, oder stopfte sie in geheime Löcher, die sie dann mit Brettern zunagelte. Auch danach erwachte sie noch oft in der Nacht von verdächtigen Geräuschen, die menschlichen Schritten ähnelten, oder aufgeschreckt von dem Gedanken, es könnte ein Feuer ausbrechen. Das Herz schlug ihr laut bis zum Halse und in den Ohren. Sie sprang aus dem Bett und holte unbekleidet, wie sie war, die versteckten Blechschachteln hervor; immer unentschlossen und hin und her gerissen von Zweifeln, zitternd vor Kälte und allen möglichen Gedanken, trug sie die Schachteln aus einem Raum in den anderen, und weder wagte sie es, sie an die alte Stelle zurückzubringen, noch war sie fähig, ein neues Versteck zu finden, das sie beruhigte. Schließlich wurde sie müde und legte sich, da sie keinen anderen Ausweg sah, samt ihren kalten Blechschachteln und ungelösten Sorgen wieder ins Bett. Aber auch dann fand sie nur schwer Schlaf und schlief schlecht. Sie überzeugte sich, daß keine Diebe da waren und daß keine Feuersbrunst drohte, doch ruhig war sie nicht und konnte sie nicht sein, denn im Wachen wie im Schlafen glaubte sie zu

fühlen, wie dieser unselige Dinar hinabglitt und fiel und die Papiere an Wert verloren, und ihre Angst breitete sich aus und wuchs nach allen Seiten wie ein Fluch.

So quälte sie sich monatelang. Aber starker Wille und hartnäckiges Streben sind stärker als alles. In diesen schlaflosen Stunden und unter Einfluß der verschiedensten Befürchtungen faßte das Fräulein ihre Entschlüsse. Sie verbiß den Schmerz und begann allmählich an der »schwarzen Börse« Schweizer Franken zu kaufen, das Stück zu fünfzehn bis siebzehn Dinar. So verwandelte sie die plumpen Bündel mit Dinarscheinen in ein paar Dutzend blauer Schweizer Tausender und rötlicher Fünfhunderter. Diese Franken nahmen nicht viel Platz ein, und schon nach zwei Monaten hätte sie alle zu je zwanzig bis vierundzwanzig Dinar abstoßen können. Aber sie dachte nicht daran. Sie bewahrte sie in einem neuen Versteck auf, das ihr — wenigstens vorläufig — sicher erschien. Vermischt mit einem Haufen anderen ausländischen Geldes und sonstiger Kostbarkeiten, waren sie eine wohlbekannte, teure und immer neue Landschaft, die das Fräulein häufig aufsuchte und lange betrachtete, zu jeder Tag- und Nachtzeit, bei elektrischem Licht, bei Tageslicht und beim stillen Schein der Kerze.

Da lagen die teuren Schweizer Banknoten in malerischer Unordnung neben hingeschütteten Fünf- oder Zehnpfundnoten, die weiß waren wie Liebesbriefe. Hinter diesen Hügeln wertvollen, verschiedenfarbigen Papiers lugte der Glanz des Goldes und der mannigfaltigsten Schmuckstücke hervor, die das Fräulein geerbt, gekauft oder als Pfand behalten hatte. Und über allem reihten sich, wie zufällig hingestreut, vierhundertelf

amerikanische Goldstücke zu je zwanzig Dollar aneinander. Alle waren einander gleich — breit, schwer, irgendwie warm und fleischig, als kreiste Lebenssaft in ihnen, als atmeten und wüchsen sie. Nur das scharfe Relief der Schrift und der Bilder auf ihnen zeigte, daß es sich um Geld aus totem Metall handelte. Auf der einen Seite die kräftige Gestalt der Freiheitsgöttin, auf deren Stirnreif das Wort *Liberty* stand, und auf der anderen Seite das amerikanische Wappen mit der kleinen, doch deutlichen Aufschrift *Ex pluribus unum*. Es war immer dasselbe, aber man konnte es Stunden, Tage und Jahre lang wie ein wunderbares Buch lesen, das sich selbst fortsetzte und erneuerte. So streckten sich diese großen Amerikaner in krummer Reihe hin: ein goldenes Heer auf dem Marsch über die roten, weißen, veilchenblauen Höhen und Ebenen der Geschmeide und Banknoten. Neben ihnen her bewegte sich ein scheinbar (nur scheinbar!) aufgelöster, ungeordneter Zug von türkischen Dukaten und Kaiserdukaten. Sie waren vom Alter gedunkelt und so leicht und dünn, daß sie auf einer Marmorplatte eher so etwas wie das Rauschen dürrer Blätter als einen metallenen Klang von sich gaben, und an den Rändern waren sie unregelmäßig ausgezackt und abgefeilt. Hier hatte im Laufe vieler Jahre die unersättliche Gier der jüdischen und all der übrigen getauften und ungetauften Wechsler des Balkans und des ganzen Ottomanischen Reiches sie benagt und angefressen.

All die türkischen Dukaten (das Fräulein erinnerte sich noch gut daran) hatte sie in den kritischen Jahren 1908, 1912 und 1913 unglaublich billig von den verschiedensten mohammedanischen Herrchen und Verschwendern oder den Witwen der Begs erstanden, die-

sen Frauen, die leicht zu weinen begannen, aber einem ebenso leicht den Rücken kehrten, die Tür zuschlugen und das ganze Geschäft verdarben. Es gab nichts Dankbareres, als mit dieser Art von Leuten Geschäfte zu machen. Ihre Verachtung für jedes Rechnen und Feilschen war ebenso groß wie ihr Geldhunger. Getrieben von diesem Hunger und gefesselt von einer unverständlichen, doch starken inneren Scham und vielerlei Rücksichten, waren sie eine leichte und reiche Beute für einen Geschäftsmann, der sie zu durchschauen, zu begreifen und geschickt auszunützen verstand. Und sooft das Fräulein einen Blick auf die türkischen Dukaten warf, erinnerte sie sich dunkel und unklar dieser stolzen, ungeschickten Kunden und des reichen Gewinns, den sie so leicht aus ihnen hatte ziehen können. Dann geschah es oft, daß jenes sonderbare »zweite Herz« in ihr noch einmal auflebte und zu klopfen begann, aber nicht stürmisch und begeistert wie einst in den Augenblicken großer Triumphe, sondern leise, aus der Ferne, nur mehr ein Nachhall einstiger Schläge.

Das Ende und die Seiten der einen wie der anderen Goldmünzenreihe säumten etwa hundert Napoleondor: kleine, mutige französische Hähnchen von heller, klar umrissener Gestalt. Sie wirkten wie die Reiterei von Plänklerabteilungen und Nachhuttruppen. Einen schönen Namen hatten sie und einen guten Klang, an dem sich das Ohr nicht satt hören konnte.

Es war ein ungewöhnlicher Anblick, den das Fräulein jeden Tag genoß – ihr »Fenster in die Welt«, ihre Gesellschaft und Lektüre, ihr Glaube und ihre Familie, ihre Nahrung und ihre Kurzweil. Nach jeder Besichtigung und jedem Nachzählen war diese Landschaft

anders, und sie wußte nur nicht, ob das größer, schöner und mächtiger war, was sie bot, oder das, was sie versprach. Hier lag der Grund, der Sinn und das Ziel des Lebens.

Seite an Seite mit diesem Schatz lebte das Fräulein dahin. Obzwar ruhig, war sie doch vorsichtig und wachsam wie eine Schlange. Sie ließ niemand ins Haus und schloß sich noch vor Anbruch der Dunkelheit ein. Alles hatte sie zweifach und dreifach gesichert, alles berücksichtigt. Es blieb natürlich die tägliche Sorge um die Aktien. Davon lebte man ja. Die Einkünfte aus den Kupons wurden immer magerer, doch die Sparsamkeit ersetzte alles und half auch dort, wo Verrat an einem geübt wurde. Sie war trotz allem geblieben, sie füllte das Leben aus und mit ihr konnte man bis zum letzten Atemzug leben, ja selbst von ihm vermochte man noch etwas abzuzwacken und zu sparen.

So lebte das Fräulein auch jetzt, in diesen Wintertagen des Jahres 1935, da der Wert aller Papiere fraglich und jede längere Voraussicht unmöglich geworden war. Eigentlich war es kein Leben, sondern ein Sparen. Eine große, herrliche, todbringende Wüste des Sparens, in der sich der Mensch wie ein Sandkorn verlor und in der nichts anderes bestand und bestehen konnte.

Seit langem hatte sie keinen ihrer nächtlichen Träume von der Million mehr gehabt, nach denen sie einst noch am folgenden Tag geglüht und vor Aufregung gezittert hatte. (Tatsächlich war sie auf dem Gipfelpunkt ihrer Geschäfte schon im Besitz einer Million in Kronen, in blutarmen und bankrotten österreichischen Kronen, nicht aber einer richtigen, goldenen, so oft erträumten Million gewesen, die nur die *erste* wäre

und eine ganze Heerschar von Millionen nach sich zöge.) Auch jenes Grab in Sarajevo strahlte nicht mehr wie einst. Es war schon längst stumm und kalt, noch dazu bei dieser Entfernung. Sie hatte nichts von dem, was gewesen war, vergessen, aber nichts hatte mehr Gewalt über sie. Sie erinnerte sich noch des Gelöbnisses, das sie auf dem Sterbebett des Vaters abgelegt hatte, aber dieses Gelöbnis kam ihr jetzt vor wie ein längst vergangenes, unverständliches und fruchtloses Spiel der Kinderjahre. Mit oder ohne Gelöbnis wäre ihr Leben so, wie es von Anfang an war. Die Wirklichkeit hatte sich längst darüber hinweggesetzt und es hinter sich gelassen. Alles war schwerer, anders und komplizierter, als ihr Vater vermutet und sie in jungen Jahren der Begeisterung gedacht hatte. Ihre Verbindung zu den Toten und den Lebenden wurde immer schwächer. Das Grab der Mutter besuchte sie jedes Jahr am Allerseelentag. In der Stadt verkehrte sie mit keinem. Sie brauchte die Menschen nicht; sie gingen an ihr vorbei, wurden geboren, wuchsen und starben, aber stets waren sie nur einer der schädlichen oder nützlichen, guten oder gefährlichen Faktoren in ihrem Sparsystem; sonst war sie sich des Vorhandenseins dieser Menschen nicht bewußt und hatte nichts mit ihnen gemein. Für das Fräulein existierte nicht einmal die Zeit; für sie existierten nur die Termine der Ein- und Auszahlungen. Eine Zukunft gab es nicht und die Vergangenheit war verschüttet. Manchmal erinnerte sie sich an Onkel Vlado, an den Vater und die Kindheit. Das ließ den Faden vom Knäuel der Erinnerung weiter ablaufen, und dann lebten so wie an diesem Abend auch andere Menschen und Ereignisse auf, an die sie schon seit Jahren

nicht mehr gedacht hatte. Aber das alles dauerte nur wenige Minuten, so lange nämlich, als die Dämmerung zwischen Tag und Nacht währte, die zu nichts Vernünftigerem zu gebrauchen war, denn man sah weder die Nadel noch den Faden, und es lohnte sich noch nicht, das Licht einzuschalten. An diesem Abend hatten sich die wenigen Minuten etwas in die Länge gezogen, war doch ihr ganzes Leben mit den einstigen Erlebnissen, Menschen und Geschäften an ihr vorübergehuscht. Aber das alles bedeutete ihr nichts mehr und existierte im Grunde nicht mehr für sie, als hätte es das nie gegeben. Ja, das alles war . . .

Sie fuhr aus ihren Träumen auf und schüttelte sich. In der Nachbarschaft ließ jemand schroff und laut die hölzernen Fensterrouleaus herunter und riß das Fräulein aus ihren abendlichen Erinnerungen. Sie ließ den Strumpf sinken, rieb sich die erkalteten Hände und stand plötzlich vom Fenster auf. Das Zimmer war in völliges Dunkel getaucht. Es mußte schon spät sein. Steif vor Kälte, wußte sie lange nicht, ob sie zuerst Licht machen und dann das Feuer anfachen sollte oder umgekehrt. So stand sie eine Zeitlang zögernd inmitten des dunklen Zimmers. Doch dann entschied sie sich mit einem glücklichen Lächeln, die beiden unliebsamen Dinge wenigstens einen Augenblick hinauszuschieben und statt dessen noch einmal nachzusehen, ob die Türen tatsächlich verschlossen waren.

Sie ging ein wenig unsicher, noch immer benommen von den vielen Erinnerungen, die an diesem Abend auf sie eingestürmt waren wie nie zuvor. In undurchdringlicher Finsternis, die dasselbe war wie das Sparen und

folglich dasselbe wie Geld, ging sie ins Vorzimmer, mit gewohnten Bewegungen über bekannte Gegenstände hintastend. Bevor sie jedoch die Haustür erreichte, stieß sie im Finstern mit ausgestrecktem Arm auf — eine Gestalt. Ein kurzer, heiserer Schrei, vor dem sie selbst erschrak, entrang sich ihrer Kehle. Sie erstarrte und fand gerade noch die Kraft, ein Stück zurückzuweichen. Als sie unerwartet das feuchte, grobe Tuch berührte, war sie, noch zerstreut und verwirrt von den vielen Erinnerungen, davon überzeugt, daß jemand vor ihr stand, der eben von draußen gekommen war. Sie wollte noch schreien, um Hilfe rufen, aber ihre Stimme versagte. Das Herz wuchs und erfüllte ihren ganzen Körper. Dann spürte sie, wie sie plötzlich hohl wurde und sich in eisige Stacheln auflöste. Von allem blieb nur der schreckliche Gedanke, daß sie nicht allein sei, daß hier im Finstern jener stehe, der — unbekannt und unsichtbar — sein ganzes Leben auf solche lauerte wie sie, der früher oder später kommen mußte, um ihr Geld zu holen. Tausendmal war sie so im Finstern bei dem Gedanken an ihn erstarrt, und tausendmal hatte sich ihre Angst als unbegründet erwiesen. Diesmal war er, so schien es ihr, wirklich gekommen und stand im feuchten Mantel inmitten des Vorzimmers, jederzeit bereit, sein Räuberwerk zu beginnen. Aber gerade diesmal wußte sie nicht, was sie tun, wie sie sich verteidigen und schützen sollte. In einem einzigen Gedanken, kürzer als ein Blitz, suchte sie sich zu erinnern, was zu tun wäre — aber vergeblich. Dabei wußte sie nur zu gut, daß sie immer vor Diebstahl und Räubern Angst gehabt hatte, daß sie unzählige Male des Nachts von einem verdächtigen Geräusch oder einem seltsamen

Schatten aufgeschreckt worden war und dann lange überlegt hatte, was sie tun sollte, wenn sich jemand trotz all ihrer Vorkehrungen ins Haus einschlich und sie überfiel. Soweit sie zurückdenken konnte, hatte sie alles getan, um ihr Geld an einen zuverlässigen Ort zu bringen, es zu verbergen und zu sichern und die Spuren zu verwischen. Ihr ganzes Leben hatte sie nichts anderes gedacht und getan, so daß ihr Leben schließlich nur noch aus diesen Vorsichtsmaßnahmen bestand. Sie erinnerte sich dessen. Aber was in diesem Augenblick geschah, war so unerwartet, schrecklich und neu, als hätte sie nie etwas gefürchtet und vorausgesehen und nie etwas getan, um sich zu sichern und zu schützen. Es schien ihr, daß sie ihr Leben in unverzeihlicher und unverständlicher Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit verbracht hatte, ohne etwas vorauszusehen und zu unternehmen, und daß sie jetzt auf eine so dumme, klägliche, unnütze Art ihr Geld und Leben einbüßte, nur weil sie so kurzsichtig und fahrlässig gehandelt hatte. Jetzt, so glaubte sie, wüßte sie schon, wie man sparte und bewahrte, wie man versteckte und verteidigte, aber jetzt war es zu spät. Vor ihr, auf dieser Seite des Türschlosses, im Finstern, stand ein heimtückischer Räuber. Alles war zu Ende. Sie wartete nur darauf, seine unbekannte Stimme »Geld her!« rufen zu hören und die Bewegung seiner Mörderhände mit den feuchten Mantelärmeln zu spüren. Aber nichts dergleichen geschah. Unwiderstehlich, immer stärker preßte ihr das eigene Herz die Luft ab. Die Ohren wurden taub, die aufgerissenen Augen verloren ihre Sehkraft, der offenstehende Mund verstummte. Die Knie gaben nach.

Vornüberfallend streckte sie noch einmal die Arme

aus, als wollte sie schwimmen, und stieß den Kleiderstock um, an den sie ihren eigenen, ganz durchnäßten groben Tuchmantel gehängt hatte.

Noch im Liegen zerriß sie mit letzten, verkrampften Bewegungen die Wollbluse auf der Brust, verzweifelt bemüht, dem ersterbenden Atem Platz zu schaffen. Ach, nur ein wenig Luft, nur ein einziger Atemzug, und alles wäre vielleicht gerettet – Leben, Besitz und Geld. Selbst Gold würde sie hingeben für einen Atemzug. Aber sie hatte keinen Atem mehr. Die Knie verkrampften sich, und der Schädel wollte zerspringen. Das Blut stockte und lag wie Blei in den Adern. Kein Atem mehr. Die Bewegungen wurden immer schwächer, bis sie ganz aufhörten. Nur ein heiseres Röcheln verriet noch für einige Augenblicke die letzten Zeichen des Todeskampfes. Auch das verstummte. Der Körper entspannte sich und blieb ausgestreckt im Dunkel und in der Stille liegen.



Zur Aussprache serbokroatischer Eigennamen

Folgende Buchstaben sind im Deutschen unbekannt oder weichen in der Aussprache vom Deutschen ab:

c – wie deutsches z in Zeitung
ć – Aussprache liegt zwischen tj und tsch
č – wie deutsches tsch in *rutschen*
h – wie deutsches ch in *ach*
s – stets scharf wie deutsches ß in *reißen*
š – wie deutsches sch in *schauen*
z – wie deutsches s in *Rose*
ž – wie j in *Journal.*

Wort- und Sacherklärungen

Beg = Titel der mohammedanischen Großgrundbesitzer in Bosnien
Crnotrava = eine Gegend in Serbien, aus der von jeher ungeschulte Baumeister kamen
Gazda = Kaufmannstitel
»Hrvatski Dnevnik« = »Kroatisches Tagblatt«
Militärgrenze = von Österreich-Ungarn 1878 besetztes Gebiet an der türkischen Grenze, im Norden Jugoslawiens
»Narodni glas« = »Volksstimme«
Palilula = Stadtteil von Belgrad
Sephardische Juden = Juden, die im späten Mittelalter aus Spanien und Portugal vertrieben wurden
Slava = Fest des Hauspatrons
»Sloboda« = »Freiheit«
»Srpska riječ« = »Serbisches Wort«
»Srpska zastava« = »Serbische Fahne«
Tekija = Internat zur Ausbildung mohammedanischer Theologen
Tepeluk = gold- oder silberverzierte Mütze der verheirateten Frauen.



Vor dem Hintergrund des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens in Sarajewo und Belgrad während der Jahre 1905 bis 1935 gibt Andrić hier ein Bild einer von Geiz und Besitzgier besessenen Frau. Seit Rajkas Vater, ein rechtschaffener Kaufmann, nach seinem geschäftlichen Ruin der Tochter auf dem Sterbebett das Gesetz des kalten Egoismus als einzige Möglichkeit, durchs Leben zu kommen, eingeschärft hat, ist ihr Streben nur auf Geld und Besitz gerichtet. Wie das Geld ihr Gott ist, wie Geiz und Habsucht alle anderen menschlichen Regungen verdrängen, wie aber eines Tages die vergewaltigte Natur sich grausam grotesk an ihr rächt, indem sie einem Hochstapler verfällt, und wie danach ihr Leben in völliger Versteinerung zu Ende geht, das hat Andrić in dieser großartigen Charakterstudie gestaltet.

IVO ANDRIĆ: 1892 in Travnik (Bosnien) geboren, studierte in Wien, Krakau, Graz. Bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges jugoslawischer Botschafter in Berlin, lebte während der Besetzung Jugoslawiens, streng zurückgezogen, in Belgrad. – 1961 erhielt Andrić den Nobelpreis für Literatur. –
Im Carl Hanser Verlag erschienen die Romane »Die Brücke über die Drina« und »Wesire und Konsuln«.





